<3660522534001 4

Die Erbin von Cronenstein.

Die

Erbin von Cronenstein.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

„O amare! o ire!
„O sibi perire!
„O ad Deum pervenire."
Alter Spruch.

Erster Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1868.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Frühlingsleben.

Verschiedene Seifenblasen.

Zu den anmuthigsten Gegenden Deutschlands gehören die Flußgebiete der großen und kleinen Nebenflüsse des Rheins. Welch einen lieblichen Wechsel von idyllischen und romantischen Bildern, die sich bei jeder Windung des Flusses neu entfalten oder gestalten, bieten die Ufer der Mosel, der Lahn, des Neckars, der Murg, der Kinzig — um von Vielen nur Einige zu nennen. Es sind nicht die großen, majestätischen Schönheiten des Hochgebirgs und eines gewaltigen Stromes; sie überwältigen nicht den Blick, sie erwecken nicht ein gewisses ehrfurchtsvolles Staunen, aber sie erheitern und lachen das Auge an und schmeicheln sich durch ihre Lieblichkeit in's Herz hinein. Sie sind tief gemüthlich, also ächt deutsch.

An einem solchen Nebenfluß des Rheins, doch nicht an der Mündung, sondern eine Tagereise aufwärts, liegt das alterthümliche Städtchen X. von etwa 5000 Einwohnern. Es liegt im Schooß der bewaldeten Hügel, welche im Halbkreis vom Ufer

zurücktreten, als ob die Natur gerade hier eine Ansiedelung der Menschen haben wollte. Eine alte ehrwürdige Kirche romanischen Ursprungs, freilich in späteren Jahrhunderten um- und ausgebaut, bildet den Mittelpunkt der Stadt, so daß von ihr, wie Faden von einem Knäuel, die unregelmäßigen Gassen auslaufen, deren letzte Häuser einerseits an die Hügel sich lehnen und mit ihren Gärtchen in sie hinauf klettern, andererseits am Ufer sich lagern. Diesen letzteren könnten die Ueberschwemmungen gefährlich werden, welche der Eisgang und anhaltende Regenzeiten mit sich bringen; allein das Ufer ist ziemlich hoch und fest und selten tritt ein solches gefürchtetes Ereigniß ein. Die Einwohner sind fleißig und betriebsam, doch nicht nach Eisenbahnbetriebsamkeit bemessen. Ihr Betrieb bewegt sich um das, was die Natur ihnen bietet: auf den sonnigen, südwestlichen Hügeln gedeiht der Wein, wenn auch nicht so wie an der Mosel und im Rheingau, in den schmalen Streifen der Ebene das Obst und alle Höhen krönt der kräftige Wald. Einige Holzhändler, bei denen sich das Geschäft vom Vater auf den Sohn vererbt hat, sind im Lauf der Zeit wohlhabend geworden und beschäftigen Holzfäller und Holzflößer; den Besitzern der Schneide- und Sägemühlen fehlt es auch nicht an Arbeit, folglich nicht an Erwerb, während es den Weinbauern nicht so leicht wurde auf einen

grünen Zweig zu kommen, wie das die Cultur des edeln Weinstocks, der trotz seines Adels oder vielleicht wegen desselben, etwas launenhaft ist, nun einmal mit sich bringt. Aber auch die Wohlhabenden spürten gar kein Verlangen nach Luxus und Mode. Häuser im Eisenbahnstyl mit Säulen wie Stricknadeln, die einen Balko'n von Eisenblech tragen, waren unbekannt. Hingegen gab es noch gar manche Häuser, deren Giebel von Fachwerk, durch die Zeit geschwärzt, der Straße zugekehrt war und manche, bei denen das obere Stockwerk über dem untern vorsprang, sogar mit einer nicht unmerklichen Senkung oder Ausbiegung. Das Alles machte aber durchaus keinen finstern Eindruck; es sah ernst und einfach aus im Gegensatz zu der lachenden Natur, wie ein gedankenvolles Auge in einem jugendlichen Antlitz.

Unmittelbar vor der Stadt spaltete sich die Chaussee: der eine Arm verwandelte sich in ziemlich holpriges Straßenpflaster, der andere führte in bequemen Windungen bergan. Jener mündete in einer schmalen Gasse von X., dieser machte Halt vor dem alten epheuumschlungenen Thorbogen von Schloß Cronenstein und der Wanderer machte auch Halt und betrachtete mit Interesse diesen einzigen Ueberrest der alten Veste. Wie eine mächtige Ehrenpforte wölbte sich der Bogen, der ehemals nur die äußere

Einfahrt in's Thor gewesen war. Am Kragstein war das Wappen der Schloßherren, die Krone, in kräftiger Steinmetzarbeit gemeißelt, und an beiden Pfeilern stand in einer Nische, halb verschleiert von Epheuranken, das Steinbild eines geharnischten Ritters. Die Thorflügel waren ausgehoben. Das Eisengitter, welches zur Nachtzeit das Thor schloß, reichte nur bis zu dessen halber Höhe und war am Tage immer geöffnet, so daß auch Fremde unbehelligt in den Schloßhof eintreten konnten. Nur durften sie nicht erschrecken vor dem wüthenden Gebell eines wachsamen Hofhundes, der an der Kette in seiner Hütte lag und jeden Schritt eines fremden Fußes innerhalb des Hofes unerbittlich verkündigte.

Dieser Hof hatte von dem ehemaligen Schloßhof nichts weiter als die unregelmäßige Form, wie die obere Fläche des Hügels sie bedingte. Er war mit gelbem Kies bestreut; in der Mitte war ein Rasenplatz, um welchen Orangenbäume in großen grünen Kübeln standen. Links vom Thor lag das Wohnhaus, ein ansehnliches geräumiges Gebäude aus neuer Zeit; dem Thor gegenüber, ein Glashaus voll seltener Gewächse, das sich auf einer Seite an das Wohnhaus und auf der anderen an die Capelle anschloß, die den Platz einnahm, wo einst der Lug ins Land, der hohe Wartthurm stand: hart am Rande, wo die Fläche des Hügels schroff und plötz-

lich in rauhen Felsenblöcken abfiel; eine vortreffliche Lage, die den Fluß auf- und abwärts, die Chaussee, die Stadt und das jenseitige Ufer beherrschte, jetzt freilich nur als schöner Aussichtspunkt und ohne alle kriegerische Bestimmung. Die Capelle war augenscheinlich neu, sehr zierlich im gothischen Styl gebaut, mit schlanken Spitzbogenfenstern und der geheimnißvollen Rose über der Eingangsthür. Von der Capelle zog sich die alte Mauer, ihrer Zinnen und Thürme beraubt und zur geringen Höhe einer Brustwehr abgetragen, der Fläche des Hügels folgend, nach dem Thor hin. Rechts von demselben weitete sie sich unter einer Gruppe uralter Linden um eine Art von Felsenaltan aus, der Gartentische, Bänke und Stühle trug und von welchem man unmittelbar in die Stadt hinabschaute.

Auf diesem Altan ging es im Frühling des Jahres 185— sehr munter her. Vier Kinder und ein junges Mädchen, alle mit weißen Thonpfeifen bewaffnet, waren beschäftigt Seifenblasen zu machen. Die Kinder, mit der beweglichen Unruhe ihres Alters, ließen sich nicht Zeit weder die Seifenblasen recht groß werden zu lassen, noch sie langsam von ihren Pfeifen abzulösen, frohlockten aber desto mehr, wenn der Pfeife des jungen Mädchens eine kleine Weltkugel bunt und zitternd entschwebte.

„Die fliegt mit den Vögeln um die Wette! —

O wenn sie doch in den Himmel hineinflöge! — Ja, zu den Engeln! — Nein, zum lieben Gott! — O weh! nun ist sie geplatzt!" so jubelten die Kinder.

„Zum lieben Gott kommt man nicht so mir nichts dir nichts!" rief das junge Mädchen, fröhlich wie ihre kleine Gesellschaft.

„Und für den Himmel sind Seifenblasen auch nicht schön genug," sagte ein Kind.

„Warum nicht, Rees?" fragte das junge Mädchen.

„Weil sie platzen," entgegnete die Kleine.

„Ganz recht, Rees! im Himmel ist Alles schön, weil Alles ewig dauert."

„Aber über die Stadt könnten doch die Seifenblasen hinwegfliegen und die Kreuzschwestern von uns grüßen," meinte ein Kind.

„Versucht es, hübsch langsam und vorsichtig, so wie ich es mache," sagte das junge Mädchen.

Ging man durch die Stadt hindurch, so führte auch dort ein Arm der Chaussee zu einer kleinen Anhöhe hinauf, während die große Straße dem Ufer des Flusses folgte. Auf diesem Hügel, der beträchtlich niedriger als der war, welcher Cronenstein trug, lag ein altes Franziskanerklösterchen, aus welchem die frommen Patres vor jenem Sturm entweichen mußten, der im Anfang dieses Jahrhunderts so viel Klöster verödete. Es wurde verkauft an einen reichen Herrn aus der Fremde, der es zum Som-

meraufenthalt benutzen wollte. Er fand aber den Ausbau zu kostspielig und die Gegend zu einsam und verkaufte es an einen Mann, der es in ein Gasthaus, eine Weinwirthschaft, einen Vergnügungsort verwandeln wollte. Dazu war aber das alte Kloster um so weniger geeignet, als die Bewohner der Stadt X. nicht um Alles in der Welt auf der entweihten Stätte ihr Schöpplein getrunken und ihre Pfeife geraucht hätten. Zwei Wirthe gingen nach einander zu Grunde und die Gebäulichkeiten verfielen mehr und mehr. Endlich kaufte die Stadt für ein Paar hundert Gulden die Ruine in der Absicht sie niederzureißen und das Baumaterial anderweitig zu verwenden. Nun aber trat der Herr von Cronenstein als Käufer auf, zahlte der Stadt das Doppelte von dem, was sie gezahlt hatte, baute das Gemäuer um und aus für eine neue Bestimmung, richtete es zweckmäßig zu einer Anstalt der Barmherzigkeit für hülflose alte Leute und für Kranke ein, und berief die Schwestern vom Kreuz, um derselben vorzustehen. Seit fünf Jahren war nun wieder auf dem Franziszi-Bergl klösterliches Leben, d. h. Frömmigkeit, Barmherzigkeit und Christusliebe eingebürgert, und die Leute, die am Fuß desselben wohnten, konnten wieder, wie einst ihre Eltern und Großeltern in St. Franziszi-Capelle zur heiligen Messe gehen; — nämlich Werktags. Am Sonn-

tag ging man selbstverständlich zu Hochamt und Predigt in die Pfarrkirche. Mit der geschmeidigen Dehnbarkeit und Bereitwilligkeit solcher Anstalten zu allen Liebeswerken, hatten die Kreuzschwestern auch einige verwaiste Kinder aufgenommen und zur Belohnung für deren Wohlverhalten, hatte Florestine von Cronenstein sie an diesem Sonntag Nachmittag abgeholt und vom Franziszibergl auf den Schloßberg geführt, wo sie die Kinderherzen mit Erdbeeren und mit Seifenblasen königlich glücklich machte, — sie selbst die Glücklichste von Allen.

Sie war ahnungslos, daß eben jetzt ihr Vater ein ernstes Gespräch führte, dessen Gegenstand sie war.

Herr von Cronenstein, zehn Jahre älter als das Jahrhundert, war eine ehrfurchtgebietende Erscheinung, groß von Gestalt, aufrecht in der Haltung, voll ruhiger Würde im Benehmen. Dies, verbunden mit seinen fest ausgeprägten, von den Jahren scharf gegrabenen Zügen, hätte ihm vielleicht einen gewissen strengen Ausdruck gegeben, wenn nicht der Blick seines großen grauen Auges von liebreicher Güte gestrahlt hätte. Um seine Lippen spielte manchmal ein leichter sarkastischer Zug, der sich aber auch in Wohlwollen auflöste und mehr dem Humor als dem Spott angehörte. Er machte den Eindruck eines Mannes, zu welchem ein gerades Herz Vertrauen

fassen und auf welchen der Schwache, der Rath- und Hülflose sich stützen durfte.

In seiner Jugend machte er die deutschen Freiheitskriege gegen den ersten Napoleon mit, nachdem er eben seine akademischen Studien vollendet hatte. Dann übergab ihm sein Vater ein Gut, das er am Niederrhein besaß und Justus von Cronenstein vermählte sich ganz nach Neigung, ja zu sehr nach ihr; denn die große gegenseitige Liebe, womit die Ehe begann, verflüchtigte sich sehr bald in dem Herzen der jungen Frau, die kaum achtzehn Jahre zählte und in Folge einer mangelhaften Erziehung und ihrer oberflächlichen flatterhaften Natur, das Leben als eine Kette von lauter Freuden betrachten wollte und in jeder Pflicht eine Beeinträchtigung dieses vermeintlichen Rechtes sah. Eine tiefe Kluft trennte diese beiden Naturen, von denen die eine für Ideale und die andere nach Affecten zu leben suchte und dies wurde Beiden immer deutlicher, je mehr der flimmernde Schleier von ihren Augen fiel, womit die Leidenschaft sie verblendet hatte. Er hätte diese Entzauberung mit Starkmuth getragen; sie aber war dessen ganz unfähig und fühlte sich namenlos unglücklich. Als sie einst einen Besuch bei ihren Eltern machte, erklärte sie denselben, sie werde nicht zu ihrem Mann zurückkehren, sondern bei ihnen bleiben. Die schwachen Eltern, die stets

die einzige Tochter verzärtelt hatten, unterstützten sie auch jetzt in ihrer Verkehrtheit und keine Bitten, keine Vorstellungen, keine Vernunftgründe ihres Mannes überwanden ihren Eigensinn: sie blieb.

Aber auch jetzt noch verlor er nicht die Geduld, nicht die Hoffnung, diese beiden Tugenden der starken Seelen. Sie war so jung, so launenhaft! sie konnte mit der Zeit zur Selbsterkenntniß kommen. Er wartete. Er trug gelassen das drückende Verhältniß, das sein Haus verödete und ihm in der Gesellschaft eine peinliche Stellung gab, und von Zeit zu Zeit versuchte er theils mit ihr, theils mit den Eltern eine Verständigung, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Es war Alles vergeblich! hingegen entfernte sie sich nur immer mehr von ihrer Pflicht.

Als ihm hierüber kein Zweifel bleiben konnte, wurde ihm der Aufenthalt auf seinem Gut unerträglich und er verlangte nach einer anderen Thätigkeit. Es war eben die Zeit, wo in Italien der Carbonarismus mit seiner Maulwurfsarbeit aus der Finsterniß an's Licht zu treten und im Königreich Neapel zu revolutioniren begann. Oesterreich, das damals die herrliche Stellung in Italien hatte, jeden Zoll italischen Bodens gegen die Umtriebe der Revolution zu schützen, schickte sogleich eine Armee nach Neapel; und bei ihr nahm Justus von Cro=

nenstein Dienste. So war er möglichst fern von der traurigen Heimath und im Kampf gegen ein Werk der Finsterniß, das seinen geraden Sinn empörte.

Er blieb eine Reihe von Jahren in militärischen Diensten in Italien, doch nicht als Standgast der Kaffeehäuser und der Oper, sondern mit ernsten Studien beschäftigt und hochgeachtet von Allen, mit denen er in Berührung kam. Seine Frau war inzwischen gestorben; aber er spürte keine Neigung einen anderen Ehebund zu schließen, obgleich sein alter Vater ihn unablässig mit Bitten bestürmte. Er fand es allzu schwer unter dem Zelt des Soldaten einen häuslichen Heerd aufzubauen, und zu seinem Ideal von der Ehe gehörte durchaus eine feste trauliche Häuslichkeit.

Endlich starb sein Vater hochbejahrt und er mußte das Erbe antreten. Fast wie ein Fremder kam er nach Cronenstein, denn seit seiner Kindheit war er nie anders als zum Besuch dort gewesen und ohne sich je um die Geschäfte und Verhältnisse zu bekümmern, weil der Vater das nicht gern sah. Mit dem rheinischen Gut durfte Justus schalten und walten, doch mit Cronenstein sich nicht befassen. Er fand ein viel größeres Vermögen als er erwartet hatte; aber auch Manches zu ändern, zu ordnen, zu verbessern. Das weckte seine Theilnahme. Er

war ein aktiver Charakter, der sich für das interessirte, was im Bereich seiner Thätigkeit lag, und sie erstreckte sich weit, doch nie in's Schrankenlose. Nachdem er festen Fuß in seiner neuen Stellung gefaßt hatte, hielt er Umschau unter den Töchtern des Landes, um den immer zurückgedrängten Wunsch seines Herzens nach einer glücklichen Häuslichkeit zu befriedigen.

Seine Wahl fiel auf ein junges Mädchen von so tiefem Gemüth, so hellem Geist, so einfacher Frömmigkeit, daß er in ihr Alles vereinigt fand, was ihm im Weibe liebenswürdig schien. Sie war schön, sie zählte kaum die Hälfte seiner Jahre, ihre Eltern waren angesehen und reich; es fehlte ihr nicht an Bewerbern; sie wählte ihn.

Gab es je eine glückliche Ehe, so war es diese. Und dennoch fiel ein Schatten auf sie: Frau von Cronenstein hatte eine sehr zarte Gesundheit. Es war ein Etwas in ihr, an ihr, das ihr selbst unbewußt ihrem Manne beständig zuzuflüstern schien: jedes Glück ist hienieden ein vergängliches Gut. Um so mehr trug er sie auf Händen und suchte ihr das Leben leicht und lieblich zu machen. Sie ließ sich tragen, mit zärtlichster Dankbarkeit, mit grenzenlosem Vertrauen. Sie fühlte sich nicht gedrückt durch diese körperlich schwache Organisation. Für Cronensteins Grenzen reichten ihre Kräfte aus; das

genügte ihr; über den Kreis ihrer häuslichen Freuden und Pflichten gingen ihre Wünsche nicht.

Sie hatten nur ein Kind. Das war Florestine; und als Florestine zehn Jahre alt war, starb Frau von Cronenstein leicht und schnell an einem Brustfieber. Ein Schmerz, für den er keinen Namen hatte, zerriß das Herz ihres Mannes; aber er trug ihn, wie er alle Schmerzen und Freuden des Lebens getragen hatte: er trug ihn mit Gott. Gott, der liebende, zärtliche Gott der Offenbarung, das war sein bester Freund, mit dem er Alles abmachte.

Jetzt war Florestine achtzehn Jahre alt. Ihr Vater dachte nicht daran sie so früh zu vermählen und noch viel weniger dachte sie daran. Ihr Leben war ein windstiller Frühlingsgarten und der Horizont ihres Glückes reichte nicht weiter, als der Blick, den sie vom Schloßberg in die liebliche Umgegend warf. Andere aber dachten daran, daß Florestine von Cronenstein ein gar liebliches Mädchen und eine Erbtochter sei; und eben jetzt war ihr Vater im Gespräch mit einem jungen Mann, welcher der Ansicht zu sein schien, daß man sich allenfalls bei achtzehn Jahren vermählen könne.

Beide saßen einander gegenüber in Herr von Cronensteins Zimmer und bildeten einen auffallenden Contrast, der ganz unabhängig von dem gewöhnlichen zwischen Jugend und Alter war. Lieb-

reiches Wohlwollen sprach aus jedem Blick und Wort des bejahrten Mannes, während der junge Mann verwirrt und mißmuthig aussah. Beide hatten ein Paar Augenblicke geschwiegen; jetzt sagte Herr von Cronenstein:

„Ich gebe Ihnen nochmals mein Wort, lieber Baron, daß ich gar nichts gegen Ihre Bewerbung haben würde. Sie nehmen keine hervorragende Stellung ein: das schadet nichts! auch in einer untergeordneten kann man sich als tüchtiger Mann bewähren. Sie haben kein Vermögen: auch das schadet nichts, es können nicht alle Menschen reich sein. Allein erstens weiß ich noch gar nicht ob es der Wille Gottes ist, daß sich meine Tochter vereheliche und zweitens" . . . . —

„Hätte ich ahnen können" . . . . — unterbrach ihn der Baron.

„Da gibt es nichts zu ahnen!" — unterbrach ihn seinerseits Herr von Cronenstein mit großer Bestimmtheit; — „da haben wir ein ganz klares entschiedenes Wissen durch das Gebot Gottes, welches uns sagt, daß der Sonntag der Tag des Herrn und zu heiligen sei, und durch das Gebot der Kirche, die uns die Erläuterung gibt, wie wir diese Heiligung verstehen sollen. Und zweitens — um auf meine Gründe zurückzukommen — wird meine

Tochter, wenn sie für den Ehestand bestimmt ist, nur mit einem Katholiken sich vermählen."

„Sie wissen so gut wie ich, Herr von Cronenstein, daß ich der Sohn einer ganz katholischen Familie bin!" rief der junge Mann empfindlich.

„Ja ja! ich weiß, daß Sie der Sohn Ihres Vaters sind, und das erklärt Vieles," erwiderte Herr von Cronenstein lächelnd.

„Und man kann doch wahrhaftig ein sehr guter Katholik sein und einmal eine Messe am Sonntag versäumen!"

„Ja, unter gewissen Umständen, die aber bei Ihnen nicht statt gefunden haben. Es stand Ihnen jeder andere Tag frei und Sie wählen sich den Sonntag aus zu einer Fahrt, von der Sie die wichtigsten Folgen für Ihre ganze Zukunft erwarten und zu der Sie recht dringend um Gottes Segen hätten bitten sollen. Statt dessen setzen Sie sich um sechs Uhr früh in den Wagen, bevor es bei Ihnen eine Messe gab, kommen hier an, nachdem der Gottesdienst vorüber ist, denn eine Eilf-Uhr-Messe existirt hier nicht; — und veranlassen Ihren Kutscher zu derselben Versäumniß."

„Vielleicht auch meine Pferde?" fragte der Baron giftig.

Herr von Cronenstein sah ihn mit unbeschreiblichem Mitleid an und sagte:

„Sie wünschten meine Gewächshäuser zu sehen,

lieber Baron. Wäre es Ihnen jetzt gefällig? ich fürchte es könnte sonst zu spät für Ihre Heimfahrt werden."

Er stand auf, schellte, befahl dem Diener den Wagen des Herrn Baron anspannen zu lassen und lud diesen durch eine Handbewegung zum Gang durch die Glashäuser ein. Aber mit dem Ausdruck unbehaglichster Verlegenheit stotterte der Baron einige Worte der Entschuldigung, er habe einen Gang in der Stadt zu machen und der Wagen solle ihn auf der Chaussee erwarten.

„Ganz wie es Ihnen beliebt," sagte Herr von Cronenstein, reichte ihm freundlich die Hand, in welche der Baron drei Fingerspitzen legte, und geleitete ihn aus dem Hause über den Hof dem Thore zu. Dabei rief er:

„Flore! der Baron will sich Dir empfehlen."

Auf den Ruf des Vaters kehrte sie sich um, verließ rasch den Altan, verneigte sich anmuthig vor dem Baron und sagte:

„Sie werden eine liebliche Heimfahrt haben."

Das war dem Baron durchaus nicht einleuchtend, und mit dem Gefühl einer gewaltigen Niederlage eilte er den Schloßberg hinab und auf die Chaussee, wo nicht sein Wagen ihn, sondern er seinen Wagen erwartete. Herr von Cronenstein sah ihm einen Augenblick nach; dann sprach er zu sich

selbst: Und solch ein Mann will eine Ehe schließen! — und dann zu seiner Tochter:

„Komm' Flore! wir wollen die Kinder nach Franzisziberg zurückführen."

„Aber auf dem langen Wege! nicht wahr mein Väterchen?" sagte Florestine schmeichelnd.

„Er ist zu weit für die Kinder," versetzte er.

„Rees! Zenzl!" rief Flore, „legt jetzt die Pfeifen bei Seite, kommt her und sprecht: Ist der lange Weg nach Franzisziberg zu weit für Euch?"

„Nein nein!" riefen die Kinder; „der lange Weg ist der schönste."

Das war er auch. Der kurze Weg führte freilich geradesweges dahin, aber durch die enge, schlecht gepflasterte sogenannte Hauptstraße; der lange hingegen folgte dem Halbkreis, den die Stadt machte, und lief außerhalb derselben und etwas höher gelegen als sie, am Abhang der Hügel bald zwischen Gebüsch, bald unter herrlichen Kastanienbäumen um sie herum. Herr von Cronenstein hatte ihn parkmäßig angelegt, mit seinem Schloßgarten, der eigentlich nur ein gelichteter Kastanienwald war, in Verbindung gebracht und ihn zu einem sehr angenehmen Spazierweg gemacht, von welchem hie und da schmale Fußsteige links in die Gärtchen und Höfe der Stadt hinabliefen, rechts zu den Hügeln hinauf sich schlängelten.

„Nun, Flore, was hast Du den ganzen Tag ge-

than und getrieben?" fragte Herr von Cronenstein, nachdem sich die Gesellschaft, die Kinder voran, in Bewegung gesetzt und Florestine sich an seinen Arm gehängt hatte.

„Nichts als Seifenblasen gemacht!" rief sie lachend.

„Das war Nachmittags, Flore; aber Vormittags? ich habe Dich ja fast den ganzen Tag nicht gesehen, denn als ich vom Gottesdienst zurück kam fand ich den Baron."

„Auch am Vormittag habe ich eben nichts gethan, mein Väterchen, aber doch etwas gehört. Ich besuchte nach dem Amt Fränz Herzog, die krank ist. Sie sagte mir, an ihrer Krankheit sei nur der Kummer Schuld, den ihre Eltern ihr machten."

Herr von Cronenstein blieb stehen, sah seine Tochter fest an und fragte:

„Ist Fränz Herzog närrisch geworden?"

„Es ging mir wie Dir, Väterchen," sagte sie lächelnd; „ich war ganz verblüfft; wir kennen ja die guten Herzogs! Endlich, nachdem sie viel geredet, geklagt und geweint hatte, rückte sie deutlich mit der Sprache heraus: ein Doctor wünscht nämlich sie zu heirathen und sie ihn, allein die Eltern wünschen das durchaus nicht."

„Ein Doctor? es hat sich hier ja kein neuer Arzt niedergelassen," bemerkte Herr von Cronenstein.

„Er ist auch nicht hier. Fränz hat ihn kennen gelernt, als sie vierzehn Tage bei ihrer Schwester zum Besuch war. Er möchte sich aber sehr gern hier niederlassen."

„Und das Alles hat er in den vierzehn Tagen mit ihr abgemacht!" rief Herr von Cronenstein. „Nun, närrisch mag Fränz Herzog nicht sein! aber verkehrt ist sie gewiß."

„Höre nur weiter, Väterchen! Es scheint also, sie habe sich mit dem Doctor verständigt und ihre Schwester sei sehr für die Sache eingenommen gewesen; denn Fränz sagte, sie sei überglücklich heimgekehrt, habe ihren Eltern Alles mitgetheilt was sich zugetragen und sei wie vom Blitz zerschmettert, daß Vater und Mutter aus einem Munde gesagt hätten, sie wollten keinen Habenichts aus der Fremde zum Schwiegersohn. Fränz versicherte, für diesen Mann würde sie durch Feuer und Wasser gehen und vor Gram sterben, wenn die Eltern bei ihrem Nein beharrten."

„Wie kommt Dir denn das Alles vor, was Du von der Fränz gehört hast?" fragte der Vater.

„Ich verstehe es nicht," sagte sie unbefangen.

„Was hast Du ihr denn geantwortet?"

„Ich bat sie, den lieben Gott recht demüthig um Erleuchtung anzuflehen."

„Das war verständig! darüber muß Fränz Herzog

zur Erkenntniß kommen: mit dem Mann, dem sie durch die Ehe auf ewig verbunden ist, soll die Frau durch Feuer und Wasser, d. h. durch alle Prüfungen des Lebens gehen; aber für einen fremden Mann und noch dazu gegen den Willen der Eltern — das ziemt sich nicht für die christliche Jungfrau."

„Das verstehe ich! o mein Väterchen, Alles was Du sagst verstehe ich so gut!" rief Florestine freudig und sah dankbar mit ihren leuchtenden Augen zu dem Vater auf.

Ein leises Weinen unterbrach das Gespräch. Die Kinder waren mitten auf dem Wege stehen geblieben und die größeren sahen bestürzt aus.

„Was ist Euch geschehen?" rief Florestine.

„O nichts!" sagte die Theres; „aber die Kleine ist müde und kann nicht weiter."

„Habe ich es nicht prophezeiht!" sagte Herr von Cronenstein freundlich, nahm die Kleine auf den Arm und raschen Schrittes ging es nach dem Franziszibergl, wo Schwester Notburge ihm das schlafende Kind abnahm und sagte:

„Euer Gnaden kommen hier an wie St. Christophorus mit dem Jesukindchen."

Florestine aber bat:

„Jetzt, Väterchen, gehen wir heim über den Kamm der Hügel, nicht wahr? Es ist nirgends schöner

als auf den Höhen, und von Oben herab betrachtet nimmt sich die Welt am Besten aus."

„Darin hast Du Recht, Flore; thue es nur immer," entgegnete der Vater und schlug einen Fußsteig ein, der in ziemlich steilen Windungen aufwärts führte. Florestine schien eine Erläuterung der letzten Worte zu erwarten; da er aber schwieg, fragte sie nicht und folgte ihm.

Die Sonne stand schon so tief, daß sie das Laub von unten wie mit tausend Lampen zu einer großen Illumination der Natur beleuchtete und das Auge blendete, das sich verlocken ließ in ihren heißen Stralenball zu schauen. Als Vater und Tochter den Kamm des Hügels erreichten, war sie dem Untergange so nah, daß sie stralenlos auf dem Saum des Horizontes lag, ein müdes Glutauge, bereit sich zu schließen.

„Gute Nacht, du schöne Sonne!" rief Florestine und warf ihr auf der Fingerspitze einen Kuß zu.

Der Abendhimmel brannte in rosigen Flammen und leuchtete die Bergspitzen an; aber auf dem Thal lag schon Dämmerung und in der Stadt blickte schon hie und da ein Licht hinter den Fenstern. Tiefes Schweigen herrschte in der ganzen Natur; kein Blatt regte sich am Baum; längst hatten die Vögel ihre Nester aufgesucht; verschwunden waren die Mücken, die munter im Abendsonnenlicht tanzten. Aus den

Dörfern drüben jenseits des Flusses hörte man ab und an einen wachsamen Hund bellen oder eine Kuh brüllen. Doch das störte durchaus nicht die Stille; es ging in ihr unter.

„O welch ein Friede!“ sagte Florestine und schmiegte sich wieder an den Arm ihres Vaters; „man kann sich gar nicht vorstellen, daß es Zank und Streit und Krieg gibt! Ich denke mir, so wie hier oben muß es gewesen sein, als der liebe Gott im Garten Eden wandelte und mit den ersten Menschen gütig sprach.“

„Und doch waren es diese ersten Menschen, die all' den Unfrieden in die Welt gebracht haben, zu welchem jetzt jeder Mensch seinen Theil beiträgt, denn er ist, seiner gefallenen Natur nach, friedenlos und findet nur dann den Frieden wieder, wenn er sich von ihr lossagt — wenigstens dem Willen nach. Deshalb, Florestine, suche nicht den Frieden in äußeren Dingen, Umständen, Verhältnissen. Stifte ihn in Dir, mache aus Deinem Herzen einen Garten Eden, in welchem Du der Schlange der Selbstsucht den Kopf zertrittst, und dann wird der liebe Gott auch mit Dir sprechen.“

„Aber freuen muß ich mich doch über ein so wunderschönes Naturbild,“ entgegnete sie; „und ich kann mir gar nichts Herrlicheres denken.“

„O Kind,“ sagte Herr von Cronenstein und ließ

mit tiefer Liebe sein Auge auf ihr ruhen, „Tausendmal schöner ist eine Seele im Stande der Gnade.“

„Ja, mein Väterchen, da hast Du Recht, o Recht wie immer!“ rief Florestine und ein Freudenblitz verklärte ihr Auge, wie das zu geschehen pflegte, wenn ein schöner Gedanke, ein edles Gefühl sie bewegte. „O ja! die herrlichsten Naturbilder der ganzen Erde sind dürftig und unschön im Vergleich mit einer Seele, die das Abbild der Herrlichkeit Gottes ist. Ach, könnten wir nur ihre Schönheit sehen, so würde alles Irdischschöne seinen Zauber verlieren.“

„Dann wäre der Glaube keine Tugend, Florestine! Der Teufel zeigte einst unserem Erlöser „die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit,“ wie die heilige Schrift besagt. Er zeigt sie auch uns und nur in der Stärke unseres Glaubens vermögen wir sie zurückzuweisen, oftmals nur nach schwerem Kampf. Aber Eines ist gewiß: wer sie zurückweist, dem dienen die Engel, das heißt, dem geben sie himmlischen Muth, himmlische Kraft, himmlischen Trost, denn er hat sich zum Nachfolger ihres und seines Gottes gemacht.“

Florestine drückte die Hand ihres Vaters an ihre Lippen und sagte:

„Hätte Dich doch die arme Fränz Herzog gehört! es paßt Alles so gut auf sie.“

„Ihre Eltern werden ihr ungefähr dasselbe sagen," meinte Herr von Cronenstein.

„Aber nicht in derselben Weise, Väterchen! der alte Herzog ist etwas jähzornig und die Mutter schwimmt gleich in Thränen; — das stumpft die Fränz ab."

„Kind! wer für Ermahnungen ein Ohr haben will, der nimmt sie auf, gleichviel von wem; und wer es nicht haben will, zu dem redet auch ein Heiliger umsonst. Bete für die Fränz und verkehre so wenig wie möglich mit ihr. Besonders aber wehre entschieden jeden Vertrauenserguß ab, gleichviel ob sie es übel nimmt oder nicht. Hast Du mich verstanden?"

„Vollkommen, lieber Vater, vollkommen. Aber sieh, wie reizend das ist!" rief Florestine.

Sie traten eben aus einem Gebüsch heraus und standen auf einer Lichtung oberhalb des Schloßberges. Das Schloß und die Capelle lagen zu ihren Füßen und die einzelnen erleuchteten Fenster blinkten wie Johanniskäfer durch das dunkle Grün der Bäume.

„Nein, sie ist zu reizend, unsere Capelle!" fuhr Florestine fort. Diese Spitzbogenfenster, diese Fensterrose von innen erleuchtet, nimmt sich das nicht aus, als sei ein Sternbild vom Himmel auf die Erde gefallen?"

„Daß sie erleuchtet ist mahnt uns, daß wir uns verspätet haben," sagte Herr von Cronenstein; „komm' geschwind herab."

„O noch einen Augenblick!" bat sie; „Franz Seraph vertritt Dich beim Nachtgebet."

„Aber wer vertritt mich beim lieben Gott?" fragte er lächelnd.

„Mein Schutzengel! der weiß, daß Du Dich Deinem Töchterlein zu Lieb verspätet hast."

„Mein Töchterlein hat die Vertretung ihres Schutzengels so nöthig, daß ich ihn wahrhaftig nicht in Anspruch nehmen will," sagte Herr von Cronenstein lachend. „Und nun hinab, Flore."

In fünf Minuten gingen sie den scharfen Zickzack des Fußpfades hinab, und als es vom Kirchthurm neun Uhr schlug, traten sie in die Capelle, in der sich die Schloßbewohner zum Nachtgebet versammelt hatten. Franz Seraph kniete schon auf dem Betstuhl in der Mitte der Capelle. Er stand auf und Herr von Cronenstein nahm diesen Platz ein und begann mit lauter Stimme und tiefer Andacht das Abendgebet.

Die Kinderwelt.

Die verstorbene Frau von Cronenstein hatte eine Schwester, welche ebenso unglücklich in ihrer Ehe, als sie selbst glücklich war. Frau von Strahl war mit einem Mann vermählt, der, ohne eigentlich böse zu sein, ihr den größten Kummer machte, denn er war ein Verschwender. Wo sein Geld blieb, wußte Niemand und er selbst am wenigsten; es lief ihm durch die Finger wie Wasser, ohne daß er oder irgend Jemand einen wirklichen Genuß davon hatte. Er war von einer Alles verschlingenden Neuerungssucht besessen. Sein Haus, seine Einrichtung, seine Pferde — Alles wurde mindestens Einmal im Jahre neu gekauft und dann wieder verkauft. An keinem Laden, an keinem Schaufenster ging er vorüber, ohne nicht irgend eine Sache — und natürlich immer die überflüssigste von der Welt! — zu erstehen. Seine arme Frau wußte gar nicht all' den Tand unterzubringen, den er in's Haus schleppte, während er ihr keine Ruhe ließ, um sich behaglich einzu=

richten. Vermögen hatte er nicht; von seinem Majorsgehalt sollte die Familie leben. Aber dieser Gehalt verflüchtigte sich in Pfeifenköpfen, in Reitpeitschen, in Spieluhren, in Lampen, in Porzellanfiguren, in tausend und tausend Spielereien, während die großen Einkäufe durch Schuldenmachen bestritten wurden und der Unterhalt der Familie lediglich den Schwiegereltern zufiel. Diese waren empört über den Major von Strahl, aber mit der Zeit auch ungehalten über ihre Tochter, der sie Charakterschwäche und allzugroße Nachgiebigkeit vorwarfen, so daß diese ein recht gedrücktes und gramvolles Leben führte. Da starb ihr Vater und sie kam in den Besitz eines recht hübschen Vermögens. Aber was war das in der Hand ihres Mannes! Er bezahlte nun einen Theil seiner Schulden und auf das, was übrig blieb, machte er neue Schulden. Plötzlich machte ein Nervenschlag seinem Leben ein Ende und Frau von Strahl bekam jetzt zum Erstenmal nach einer fünfzehnjährigen Ehe einen klaren Blick in die grenzenlose Verwirrung ihrer Verhältnisse. Sie bat ihren Schwager Cronenstein, die Vormundschaft ihrer beiden Kinder zu übernehmen und ihr Vermögen zu ordnen. Er that es bereitwillig; leider stellte es sich gar bald heraus, wie sehr dies Vermögen zusammengeschmolzen sei und in welcher Beschränkung sie leben müsse. Sie war mit Allem

zufrieden, wenn sie nur in Ruhe leben und ihre Kinder friedlich erziehen könne. Herr von Cronenstein schlug ihr nun vor, sich in seinem Städtchen niederzulassen. Da war sie in nächster Nähe bei ihrer Schwester und ihm; da war das materielle Leben äußerst billig; da gab es für sie keine gesellschaftlichen Verpflichtungen; und schließlich fand sie da ein gutes Gymnasium, das früher von den Franziskanern geleitet worden war und bei dem einige von ihnen als Lehrer blieben, nachdem man ihr Kloster aufgehoben hatte. Die Patres waren jetzt freilich ausgestorben, aber das Gymnasium bestand fort, weil die Herrn von Cronenstein es in den Zeiten des Reichs, als sie auch Herrn der Stadt waren, fundirt hatten, und zwar so weise, daß der Fond ihrer Familie wieder zufiel, sobald es vom Staat aufgehoben wurde.

Frau von Strahl schätzte sich glücklich, einen verständigen Rathgeber zu haben und ihm folgen zu können. Eine kleine Wohnung mit freundlicher Aussicht auf den Fluß, in einem ganz von Reben umsponnenen, in einem Rebengarten liegenden Hause, wurde von Herrn von Cronenstein für sie eingerichtet und sie übersiedelte nach X. Seitdem sie das Vaterhaus verlassen hatte, fand sie hier ihre ersten glücklichen Tage, und auf dem Schloß wie in der Stadt war Alles voll Theilnahme und Liebe für

die Frau Majorin, wie man sie nannte, und für ihre schönen Kinder.

Die junge Gertraud von Strahl verdiente allerdings in jeder Beziehung „schön“ genannt zu werden; sie war es an Leib und Seele. Als ob ein Himmelsbewohner unter den Menschen wandele, so war ihr Leben, und ihr ganzer Sinn war auf das Himmlische gerichtet. Von der Erde verlangte sie nichts als ein Kloster, um darin Gott zu dienen. Ihre Mutter war ganz damit einverstanden, hatte zu viel gelitten unter dem Druck des Lebens und auf dessen Nachtseite, um nicht mit Freuden zu sehen, daß Gertraud ihr Glück in einer anderen Sphäre suche; nur einige Jahre sollte sie noch warten, damit ihre Gesundheit sich ganz befestige. Gertraud wartete gern, denn sie liebte zärtlich die Mutter und Franz Seraph, den jüngeren Bruder, der eines Alters mit Florestine war.

So vergingen zwei unbeschreiblich glückliche Jahre für Eltern und Kinder, voll Liebe, voll Frohsinn, voll Hoffnung, voll Zufriedenheit. Und damit war denn auch das Maß des Glücks für beide Familien erschöpft: Frau von Cronenstein starb. Am Tage, wo das Requiem unter Thränenströmen aller Anwesenden in der Pfarrkirche stattfand, legte sich Gertraud, und nach acht Tagen wurde auch für sie das Requiem gefeiert. Der tiefste Schmerz wohnte

im Schloß und im rebenumsponnenen Häuschen. Da wie dort war es, als habe man das Tageslicht ausgelöscht. Allein der Schmerz ist in Kinderseelen zwar heftig, doch zu einer langen Trauer wird er nicht; die Beweglichkeit des Kinderherzens gibt das nicht zu. Franz Seraph und Florestine hielten sich zu einander, und wenn sie auch manchmal zusammen weinten und oft von der Mutter und der Gertraud sprachen: so regte sich doch das Bedürfniß in ihnen, kindliche Fröhlichkeit, Spiele und Scherze zu theilen. Franz Seraph besuchte das Gymnasium; all' seine Freistunden brachte er im Schlosse zu. Seine Mutter schickte ihn selbst hinauf, denn sie fühlte sich unfähig, sich mit dem Knaben zu beschäftigen. So kam es, daß sie immer allein und in ihren Gram versunken war.

Herr von Cronenstein hatte inzwischen keinen geringen Kampf mit sich selbst zu bestehen. Der Gedanke, ein weibliches Wesen gleichsam an die Stelle seiner geliebten Abgeschiedenen zu setzen, war ihm über alle Maßen schmerzlich, und doch schien es ihm durchaus nothwendig wegen Florestine. Er getraute sich nicht, sie ohne weibliche Hülfe — wenigstens nicht ohne weibliches Beispiel — zu erziehen, und da war ihm Niemand näher, als Frau von Strahl; auch Niemand lieber, denn er kannte sie genau mit ihren Vorzügen und ihren Schwächen. Andererseits hätte eine Fremde ihn weniger an

seinen Verlust erinnert. Allein er schauderte vor dem Gedanken zurück, einer Person, die er kaum kenne, sein Kind anzuvertrauen und beständig neben sich und dem Kinde eine Fremde zu sehen. Endlich hatte er auch großes Mitleid mit Frau von Strahl in ihrer Vereinsamung. Genug, er faßte seinen Entschluß vor Gott, und im trüben Spätjahr, als schwere Novembernebel aus dem Tage eine lange Dämmerung machten, ging er zu seiner Schwägerin und bat sie, fortan ihren Wohnsitz bei ihm zu nehmen und ein mütterliches Auge für Florestine zu haben. Er hatte sagen wollen: ein mütterliches Herz; allein er brachte dies Wort nicht über seine Lippen; es verwandelte sich in Auge.

Frau von Strahl kam seinem Wunsch nicht entgegen. Sie liebte die kleinen engen Räume, in denen sich Gertraud bewegt hatte; sie liebte den Blick in's Gärtchen hinab, wo Gertraud so gern die Blumen begoß, so gern in der Weinlaube saß und las oder arbeitete. Diese süßen Erinnerungen traten ihr im Schloß nicht entgegen. Ueberdas liebte sie die Stille, die Ruhe; und Florestine war ein sehr lebhaftes Kind und im Schloß herrschte eine stete Bewegung, nicht sowohl durch gesellschaftlichen Verkehr — obschon auch dieser nicht ausgeschlossen war — als durch tausend Beziehungen, die Herr von Cronenstein zu den Menschen hatte. Die ganze

Stadt wendete sich an ihn mit ihren Anliegen und Frau von Strahl wußte, wie sehr auch ihre selige Schwester dadurch in Anspruch genommen war. Der Gedanke dies Alles übernehmen zu sollen, erschreckte sie und sie sagte es ganz einfach ihrem Schwager.

„Ja, Sie werden sich vielfach überwinden müssen, ich verkenne es nicht;" sagte er mit seiner gewohnten freundlichen Milde; „allein ich glaube, gerade das wird Ihnen mit der Zeit wohlthun. Unsere Schmerzen haben wir und behalten wir; sie sind aber kein Grund, um uns das Gute zurückweisen zu lassen, das wir in einer neuen Richtung, die Gottes Barmherzigkeit uns darbietet, etwa thun können. Kostet es uns einige Mühe, müssen wir einige süße Gewohnheiten opfern, um diese neue Richtung einzuschlagen, nun, desto besser, liebe Schwägerin! auf jedem Opfer ruht ein besonderer Segen."

„Aber die Verantwortung!" wendete sie ein. „Florestine ist schwer zu erziehen, denn sie ist ganz ungewöhnlich begabt. Charaktervoll wie ihr Vater, seelenvoll wie ihre Mutter, erhielt sie überdas von der Natur eine Glut der Empfindung, einen Schwung des Gefühls, die mich oft zittern machen."

„Ja, so ist's!" entgegnete Herr von Cronenstein. „Daraus geht hervor, wie nothwendig für ihre Erziehung ein gelinde dämpfender weiblicher Einfluß ist."

„Wäre es nicht am Besten, sie nach einiger Zeit in ein Kloster zu geben?“

„Nun und nimmer!“ rief er lebhaft. „Der entsprechende Boden für die zarte Menschenpflanze ist das Vaterhaus — und mögen dort auch rauhe Lüfte wehen, wie das der Fall ist für meine mutterlose Florestine: so ist das heimische Erdreich, trotz seiner Unvollkommenheiten, ihr doch zuträglicher, als ein fremdes. Hier hat sie doch wenigstens ihren Vater! Es ist möglich, daß er ihre Erziehung einseitig leitet. Ich glaube aber nicht, daß dies minder dort geschieht, wo ihr zugleich Vater und Mutter fehlen. Nein, liebe Schwägerin, über die häusliche Erziehung geht keine andere, und ein Erziehungsinstitut, sei es von Kloster- oder von Weltleuten geleitet, ist immer nur ein Surrogat — wenigstens was Mädchen betrifft.“

„O lieber Schwager!“ seufzte sie beklommen, „ich fürchte mich in meiner Armseligkeit vor neuen Pflichten. Ich bin vierzig Jahre alt und habe ein gar mühsames, thränenreiches Leben hinter mir, das lähmt die elastische Energie, die zu neuen Entschlüssen, zu neuer That geschickt macht.“

„Umsomehr wird Gott Ihnen beistehen, wenn Sie ein Liebeswerk übernehmen,“ sagte Herr von Cronenstein ermuthigend. „Aber ich will Sie nicht quälen,“ setzte er liebreich hinzu. „Ueberlegen Sie,

beten Sie — und dann werden Sie mir die Antwort sagen, die Gott Ihnen eingibt."

Ein kleiner hastiger Schritt kam die Stiege hinauf. Ein feiner Knabe, mit einem Ränzel voll Bücher und Hefte auf dem Rücken, trat ein, streifte behende die Last ab, umarmte die Mutter und küßte Herrn von Cronenstein's Hand, indem er sagte:

„Guten Morgen, Onkel. Schön daß Du hier bist! die Mutter ist so viel allein."

Frau von Strahl zog ihn liebkosend an sich und sagte:

„Sprich, Franz Seraph, was möchtest Du lieber: hier unten wohnen, oder auf dem Schloßberg bei dem Onkel?"

„O, viel lieber bei dem Onkel — aber mit Dir! das versteht sich."

„Und warum ziehst Du das vor, mein Sohn?"

Franz Seraph sah seine Mutter zärtlich und traurig an und sagte:

„Dann wären wir Uebriggebliebenen doch alle beisammen."

Frau von Strahl brach in Thränen aus. Herr von Cronenstein stand lebhaft auf, drückte einen Kuß auf Franz Seraph's Stirn und verließ das Zimmer, indem er mit zitternder Stimme sagte:

„Also Sie überlegen es, liebe Schwägerin."

Ihre Entscheidung fiel so aus, wie es sich nach

diesem kleinen Auftritt erwarten ließ. Nach wenigen Tagen wurden im Schloß einige freundliche Zimmer für die Frau Majorin in Bereitschaft gesetzt und bevor der erste Schnee fiel, hatte sie sich schon ganz eingewohnt. Franz Seraph noch früher.

Das Haus, dessen oberes Stockwerk sie bis dahin inne hatte, gehörte dem Holzhändler Herzog, der das Erdgeschoß seiner alten Mutter überließ, während er mit seiner Familie ein größeres Haus bewohnte, das bequemer für sein Geschäft am Fluß lag. Durch die Besuche, die seine Kinder bei der Großmutter machten, wurden sie mit den Kindern der Majorin bekannt, und blieben sich auch die Töchter ziemlich fern, weil Gertraud keinen Umgang wünschte: so schlossen sich die Knaben desto fester an einander. Telesphor Herzog wurde Franz Seraph's Spiel- und Schulkamerad, und dieser liebte ihn so sehr, daß er nicht darüber in's Klare kommen konnte, wer ihm lieber sei — Florestine oder Telesphor. Durch Franz Seraph's Uebersiedelung auf den Schloßberg zog auch Telesphor gewissermaßen mit hinauf, wenigstens als täglicher Gast. Herr von Cronenstein sah das sehr gern. Er kannte und schätzte die Familie Herzog, welche schon seit ein Paar Generationen als Holzhändler in der Stadt ansässig und eben so brav als fromm und einfach war. Telesphor, in einem Alter mit Franz Seraph,

war ihm an geistiger und leiblicher Kraft überlegen, faßte leichter auf, arbeitete schneller, war der Erste beim Laufen, Ringen und Springen. Dadurch hatte Franz Seraph einen Cameraden, der ihm mit gutem Beispiel vorleuchtete und zum Wetteifer anspornte, was für diese weiche Natur nothwendig war. Die Dritte im Bunde war Florestine, die mit den Knaben wie mit Brüdern verkehrte, Franz Seraph in Schutz nahm, wenn ihn Telesphor allzu herrisch behandelte, und Telesphor vertheidigte, wenn Herr von Cronenstein sein etwas anmaßendes Wesen rügte.

Rasch flogen die Jahre der Kindheit dahin, diese Jahre, die niemand weniger schätzt als das Kind selbst. Es trägt in seiner jungen Seele gleichsam gebundene Flügel, und hat das unbestimmte Bewußtsein, daß sie sich jenseits der Grenzen der Kindheit entfalten werden. Dadurch wird es beständig vorwärts getrieben, mehr aus Instinkt als aus freier Wahl. Ein glückliches Gegengewicht bildet die Fähigkeit des Kindes, sich ganz der Gegenwart hinzugeben und ihre Freuden so gründlich zu genießen, als ob es kein Morgen gebe. Je reiner die Kinderseele ist, desto mehr Freuden hat sie und desto glücklicher fühlt sie sich, weil das Abhängigkeitsverhältniß, welches nach allen Seiten hin das Kind beschränkt, sie nicht drückt.

Diese Kinder waren sehr glücklich, ohne daß sie — oder besser gesagt, weil sie keine besonders veranstaltete Freuden hatten. Aber diese fanden sich ganz von selbst.

Gab es etwas Herrlicheres als den Winter? Schlittenfahrten, Schlittschuhlaufen, Schneemänner machen — ganz blau gefroren nach Hause kommen und sich dann so angenehm erwärmen, ehe es zum Essen ging; und Abends, wenn die Schulaufgaben und Arbeiten gemacht waren, dann zusammen zu rücken und Herrn von Cronenstein erzählen zu hören von seinen Reisen, seinen Feldzügen, seinen Schlachten, von den großen Hauptstädten Europa's und ihren Sehenswürdigkeiten, welch' unversiegbarer Quell' des Vergnügens! Und der Advent — die Erwartung des gnadenreichen Jesukindes! Und das heilige Weihnachtsfest mit dem stralenden Christbaum und seinen Herrlichkeiten, mit der Mitternachtsmesse in der glänzend beleuchteten Capelle, mit den Böllerschüssen, die Herr von Cronenstein nach der Messe abfeuern ließ, um die Geburt des Königs der Ewigkeit in der heiligen Nacht so zu feiern, wie man Königskinder begrüßt, wenn sie auf die Welt kommen; ach! und mit der Krippe! und was für eine Krippe! Herr von Cronenstein hatte das Glashaus mit Blumen, Gewächsen und Zierpflanzen aller Art für seine Frau gebaut. Aus ihrem Zimmer betrat

sie es und, hindurchgehend, konnte sie auf der anderen Seite durch ein schmales Pförtchen die Capelle betreten. In der Mitte des Glashauses war ein kleiner Saal eingerichtet, durch dessen Glaswände man rechts und links in die Abtheilungen der Blumen blickte, ohne von deren starken Duft oder von der heißen Luft, welche manche dieser Gewächse nöthig haben, belästigt zu werden. Während der Weihnachtszeit wurde in diesem kleinen Saal das Krippchen zwischen künstlichen Felsen voll Moos und Schlingpflanzen aufgestellt und jeden Abend eine halbe Stunde erleuchtet. Dann kamen die Schulkinder aus der Stadt, truppweise abwechselnd, denn der Raum war beschränkt, und auch Erwachsene fehlten nicht, — und so wie sie in das Thor eintraten, schimmerte ihnen durch den dunkeln Winterabend das helle, bunte, liebliche Bild entgegen. Die breite Glasthür öffnete sich und mit immer neuer Ueberraschung sahen sie die Gestalten, die dem Kinderauge so lieb und vertraut sind: das Jesukind mit Maria und Joseph, mit Ochs und Eselein im Stall, die jubilirenden Engel, die anbetenden Hirten mit ihren Heerden rings umher. Auf Epiphanie kam eine zweite Gruppe hinzu: die heiligen drei Könige; und auf Lichtmeß die dritte: die Darstellung im Tempel mit dem Greis Simeon und Anna. Dann hatte die Darstellung ihren Höhepunkt erreicht und

verschwand. Die Felsblöcke wurden demolirt, die Figuren gut verpackt, die Blumen und Gebüsche an ihre Plätze versetzt. Sollten am Tage nach Lichtmeß noch ein Paar neugierige Kinder aus der Stadt kommen, so war das Glashaus finster, der Schloßhof mit seinen mächtigen entlaubten Linden und mit der Capelle erschien ihnen unheimlich, und ohne das Thor zu überschreiten kehrten sie um und rannten eiligst in die Stadt zurück.

Das war der Winter! schöner konnte es im Frühling unmöglich sein! — aber schön war es doch, daß die Tage länger wurden, daß es nicht mehr so grimmig kalt war, daß die junge Saat so keck mit ihrem frischen Grün hervorsproßte, daß Fink und Lerche ihren lieblichen Schlag vernehmen ließen, daß der Kukuk so unermüdlich bei seinem eintönigen Ruf verblieb, daß es in Garten und Feld lebendig wurde von fleißig arbeitenden Menschen und auf dem Fluß von stromab schwimmenden Holzflößen, daß die ernste Passionswoche und das heilige Osterfest ganz und gar in der Stadtpfarrkirche gefeiert wurde, und daß dann aber, im Monat Mai, die Capelle so recht zu Ehren kam, denn es wurde jeden Abend eine Andacht zu Ehren der Mutter Gottes in ihr gehalten, die so viel Anklang fand, daß sie zuweilen überfüllt und der halbe

Schloßhof voll andächtiger Leute aus der Stadt, ja voll Leute vom anderen Ufer war.

Der Sommer wurde eingeführt durch die Prozession des heiligen Fronleichnamsfestes, durch welche der Herr seinen Triumphzug hält auf Erden und ihr mit seinem Segen ihre Schönheit, ihre Fülle, ihren Reichthum verleiht — ein besonders liebliches und für die Kinder unbeschreiblich festliches Fest, das sich aus den Mauern des Gotteshauses, als ob dieses den Jubel nicht fassen könne, mit seinen Kerzen, seinen fliegenden Bannern, seinen Weihrauchwolken, seinen Blumenkränzen, seinen Hymnen, wie ein Freudenstrom in die Natur hinausdrängt, um ihr die neue Epiphania des Herrn zu verkündigen. Ja, der Sommer war eine herrliche Zeit! und welche Spaziergänge wurden da gemacht! welche Ausflüge in die Berge und Wälder! zuweilen nach einem Wallfahrtsort, zuweilen nach einem schönen Aussichtspunkt, zuweilen auch nur, um die Wonne des Umherstreifens zu genießen. Häufig waren diese köstlichen Wanderungen nicht, denn die Schule durfte unter keiner Bedingung und überhaupt nie eine Pflicht wegen eines Vergnügens versäumt werden, und nicht an jedem Sonntag wollte es sich so machen. Sagte aber Herr von Cronenstein an einem Montag oder Dienstag:

„Nächsten Sonntag, will's Gott und das Wetter,

ziehen wir in's Weite," — so brach lauter Jubel aus und man genoß während der ganzen Woche die Vorfreude der Freude. Freilich auch manche schwere Sorge über aufsteigende Wolken, drohende Gewitter, Veränderung des Wetters. Blieb es aber schön, so wurden Sonntag Morgen blecherne Botanisirbüchsen mit Mundvorrath gefüllt, und nach dem Gottesdienst hing Jeder die seine über die Schulter und fort zogen die Glücklichen, als ob sie ein Königreich in Besitz zu nehmen hätten.

Dann kam der Herbst; da gab es wieder ganz herrliche Dinge. Die Trauben reiften! Auf der Waldwiese des Hohen Bühls selbstgeröstete Kartoffeln zu verzehren war ein großes Vergnügen, mochten sie auch noch so schwarz gebrannt sein; aber ein Streifzug nach einem Weinberg, mit der Erlaubniß sich dort gütlich zu thun, war auch nicht zu verachten. Dann wurde ein Dohnenstrich angelegt und man lief ihn täglich ein paarmal auf und ab, um zu sehen, ob nicht Krammtsvögel sich in den Schlingen gefangen hätten, und um die kleinen Gehenkten abzulösen und in der Küche abzuliefern. Hieran betheiligte sich Florestine aber nicht. War es ihr möglich, so lief sie in aller Frühe durch den Dohnenstrich, um die Vögel zu befreien in denen noch Leben war oder die sich nur mit dem Fuß in der Schlinge verwickelt hatten. Sie liebte

Alles was Leben hatte, freute sich an jedem Leben und gönnte ihm seine Freuden. Der kirchliche Mittelpunkt dieser Jahreszeit war der Tag Aller-Seelen mit seiner geheiligten Wehmuth, seinen himmlischen Hoffnungen, seiner übernatürlichen Liebe. In der Stadtpfarrkirche befand sich die Cronenstein'sche Familiengruft; sie war aber überfüllt und Justus von Cronenstein ließ, als sein Vater gestorben war, unter der Capelle auf dem Schloßberg eine Gruft anlegen und die Capelle selbst im schönen gothischen Styl umbauen. So wurde sie in jeder Beziehung das schönste Denkmal für den Verstorbenen. Jetzt ruhte auch Florestinen's Mutter da. Der Aller-Seelen-Tag wurde immer mit der größten Feierlichkeit begangen. Herr von Cronenstein ließ aus einem zwölf Stunden entfernten Kloster Capuziner-Patres kommen, die dem Schloßcaplan bei dem Seelenamt assistirten und Messen in der Capelle lasen. Am Nachmittag predigte einer von ihnen, gewöhnlich im Schloßhof auf einer improvisirten Kanzel, wenn die Capelle die Andächtigen nicht faßte, und verstand der Prediger nur einigermaßen zum Herzen zu sprechen, so gab sich die Rührung und Erbauung der Zuhörer durch Thränen und Seufzer kund. Für die Kinder war es immer ein besonders hehrer Tag, voll tiefem Ernst und doch so lieblich. Mitten aus einem Meer von Kerzen-

licht erhob sich der düstere Katafalk, und das weite schwarze Grabtuch, das ihn bedeckte, war mit Silberflocken gestickt, als ob Thränen es überrieselten: Bilder eines verklärten Schmerzes. Dazu die erhabenen Gebete der Kirche und die Majestät des „Dies irae“ und diese fremden Patres, die so weither gekommen waren, um für die armen Seelen Messe zu lesen und zu beten! und diese ganze stille, leidende, hoffende, unsichtbare Welt der Seelen selbst, die ihnen so nahe kam und die sie doch nicht fassen konnten! es war Alles wie ein schönes Geheimniß, das sie auf ihre Weise lösten. Am Abend eines solchen Tages warf sich Florestine in die Arme ihres Vaters und jubelte:

„Heute ist das Fegfeuer gewiß ganz leer geworden und alle arme Seelen sind zum lieben Gott gekommen.“

„Wenn es nur nicht gleich wieder so voll würde!“ sagte Franz Seraph theilnehmend.

„Ja, mit jedem Secundenschlag stirbt ein Mensch auf dem Erdball,“ setzte Telesphor hinzu.

„Nun, ein Jahr müssen sie freilich warten,“ sagte Florestine beruhigend; „aber dann beten wir sie wieder sammt und sonders heraus.“

„Und es kommen ja auch manche Abgestorbene in die Hölle, vielleicht recht Viele,“ meinte Telesphor.

„Wie kannst Du etwas so furchtbar Trauriges denken, Teles!“ rief sie empört. „Um in die Hölle zu kommen, muß man doch sehr böse sein! Nicht wahr, Väterchen, es kommen nur ganz wenig unglückliche Menschen in die Hölle?“

„Das ist eines von den Geheimnissen Gottes, welches uns die Ewigkeit entschleiern wird,“ erwiderte Herr von Cronenstein. „Wir wollen nicht darüber grübeln und nur den lieben Gott recht demüthig bitten, daß er uns die Gnade gebe, nicht in die Hölle zu kommen.“

Florestine bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, schüttelte heftig den Kopf und rief:

„O! wenn einer von uns in die Hölle käme ... nicht zu Gott käme .... es wäre zu schrecklich! .... ich könnte es nicht aushalten.“

„Du kommst gewiß zum lieben Gott,“ sagte Franz Seraph zärtlich.

„Und wenn ich Dich nicht dort fände .... und Teles nicht!“ rief sie, und Thränen erstickten ihre Stimme.

„Wißt Ihr, warum man bei allen Begräbnissen so gern Capuziner hat?“ fragte Herr von Cronenstein, um das aufregende Gespräch zu unterbrechen.

„Nein! bitte, erzähle es!“ riefen die Kinder.

„Das heilige Grab unseres Erlösers war im siebenten Jahrhundert mit Jerusalem und ganz Palästina von den kriegerischen Muhamedanern erobert worden und blieb unangefochten in deren Besitz, bis im eilften Jahrhundert die ganze Christenheit in Europa sich erhob und das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen begehrte. Kaiser und Könige sammelten ihre Heere, Fürsten und Herrn ihre Mannen. Alle trugen ein rothes Kreuz auf der Brust zum Zeichen, daß sie Leib und Leben dem gekreuzigten Heiland weihten; — und so zogen sie aus über Land und Meer ins Morgenland. Jerusalem wurde von den Kreuzfahrern erobert, ganz Palästina mit Bethlehem und Nazareth und allen seinen heiligen Stätten kam in die Hände der Christen zurück, ja sie eroberten auch angrenzende Länder. Aber der ursprüngliche Geist der Kreuzzüge wich größtentheils von ihnen. Es wurden im Morgenland Königreiche und Fürstenthümer gegründet, die den Herrn mehr am Herzen lagen als das heilige Grab. Neid, Haß und Zwietracht brachen unter ihnen aus. Die Einigkeit verschwand; Jeder sorgte für sich. Das wußten die Muhamedaner zu benutzen und sie eroberten wieder Jerusalem und das heilige Land. Inzwischen hatte aber der heilige Franziskus Seraphikus seinen Orden gestiftet, Franziskaner waren ins Morgenland gepilgert, um

die Bekehrung der Ungläubigen zu versuchen und hatten sich ein Klösterchen gebaut hart neben der prächtigen Kirche, die das heilige Grab unseres Erlösers umschließt. Nach und nach entwichen alle Christen aus Jerusalem und Palästina, sogar die herrlichen Johanniter-Ritter, die freilich auf anderem Boden ihre Kämpfe gegen die Ungläubigen fortsetzten — und keine Christenseele blieb zur Hut des heiligen Grabes unter den Muselmännern, als die armen Franziskaner. Und sie haben bei ihm ausgehalten bis zur heutigen Stunde und sind unter manchem Leid und Ungemach treue Wächter gewesen. So kam es, daß man überall gern die lieben Todten der Obhut der Franziskaner anvertraute, denn Capuziner sind Franziskaner nach der ersten strengen Regel. In Italien und Spanien sind bei ihren Klöstern Gottesacker angelegt; die Obhut der Kaisergruft in Wien ist den Capuzinern übergeben, und wir suchen wenigstens Capuziner bei unseren Begräbnissen und bei Trauerfeierlichkeiten für die Abgestorbenen zu haben; denn wir wissen wie fromm diese Männer sind und daß das Gebet des Frommen von Gott gern erhört wird."

„Franz Seraph!" rief Florestine, möchtest Du nicht Capuziner werden? Du bist fromm und der heilige Franziskus ist Dein Schutzpatron und es ist etwas so Erhabenes."

„Ich habe lieber mit den Lebendigen zu thun als mit den Todten," sagte Franz Seraph.

„Ich würde gern etwas Erhabenes," meinte Telesphor, „wenn ich nur den Beruf hätte."

„Das ist weise, mein Sohn!" rief Herr von Cronenstein herzlich lachend; „ohne Beruf lasse dich nicht auf Erhabenes ein."

Haus Herzog.

Das Haus des Holzhändlers Herzog lag in der Hauptstraße der Stadt X. am Fluß, ein sehr einfaches Bürgerhaus, an welches ein großer Holzplatz stieß, wo das Holz in Borden, Bohlen, Stangen, Scheiten regelrecht aufgeschichtet und zusammengestellt war, das eine in Schuppen, die es vor der Feuchtigkeit schützten, das andere im Freien und dem Luftzug ausgesetzt — jedes so, wie die Art es verlangte. Betrat man das Haus, so lag zur Rechten das große, vierfensterige Wohnzimmer, das allerdings geräumig sein mußte, da es die Bestimmung hatte zugleich auch Eßzimmer und Comptoir zu sein. Es nahm die Tiefe des Hauses ein und hatte zwei Fenster nach der Gasse und zwei gegenüber nach dem Hof. Zwischen den beiden letzteren stand der Schreibpult des Hausherrn, an den beiden ersten standen die Nähtische der Töchter. In der Mitte des Zimmers der große viereckige Eßtisch, an der langen Wand ein sehr fest gepolsterter, mehr

dauerhafter als bequemer Sopha, ein gewaltiger Ofen, der zu verkünden schien, daß es hier an Brennmaterial nicht fehle, und eine schöne Commode von Nußbaum mit buntem Holz eingelegt und mit Messingbeschlägen. Auf derselben, unter einem Glassturz ein Cruzifix, zwischen zwei auf Lichtmeß geweihten Kerzen. An der Wand über dem Cruzifix hing in einem schwarzen Rahmen der schöne alte Müller'sche Kupferstich der Sixtinischen Madonna; und eine kleine einfache Console über dem Sopha, trug die stattliche schwerfällige, aber sehr solide Uhr mit kräftigem Pendelschlag. Dem Sopha gegenüber stand ein großer Schrank, dessen obere Hälfte Glasthüren, die untere Schubfächer hatte und der Kaffee- und Tischgeschirr aufbewahrte. Dann kam die Thür; neben derselben hing ein Weihwasserbecken von Zinn; auf der anderen Seite war ein kleines Fenster, das, wie die vier großen, einen blendendweißen Vorhang hatte. Es ging auf den Hausflur, so daß Niemand das Haus betreten konnte, ohne alsbald vom Wohnzimmer aus gesehen zu werden. Auf den Fensterbrettern nach der Gasse zu standen Reseda, Geranien und Monatsrosen in irdenen Töpfen, und über den beiden Nähtischen hingen verschiedene Heiligenbildchen und Käfige von grünem Draht; der eine beherbergte einen Kanarienvogel und der andere einen Gimpel. Nach dem Hof zu waren die Fenster

4*

frei, damit der Hausherr einen freien Blick auf Alles was dort vorging werfen konnte. Nur ein Barometer hing in dem einen.

Dem Raum, den das Wohnzimmer auf der rechten Seite der Hausthür einnahm, entsprach ein eben so großer auf der linken Seite. Nur bildete er nicht ein Gemach, sondern zwei Räumlichkeiten: nach der Gasse zu ein Zimmer, das sich nur selten bei großen Festen oder für hochgeehrten Besuch öffnete und nach dem Hof zu die Küche, die einen Seitenausgang in einen Nebenhof hatte, der für wirthschaftliche Zwecke bestimmt und voll Geflügel war. Eine Treppe hoch lagen die Schlafzimmer und ein freundliches Gastzimmer für Geschäftsfreunde. Die Mansardenstuben aber waren vollständig durch die Schränke und Truhen, die Kasten und Koffer der Frau Herzog ausgefüllt.

In diesem Hause lebte die Familie Herzog arbeitsam und fromm, einfach und zufrieden. Von sechs Kindern war der älteste Sohn in blühender Jugend gestorben, ein unvergeßlicher Schmerz für die Eltern, wenngleich mit gefaßter Ergebung in den Willen Gottes getragen. Vier Töchter waren am Leben und ein Sohn, der jüngste von Allen, Telesphor, der allgemeine Liebling, ein schöner, frischer, talentvoller Knabe.

Als er fünfzehn Jahre alt war und eine gewisse

Reife des Verstandes zeigte, sagte sein Vater eines Tages zu ihm:

„Wenn Du heute Nachmittag mit Deinen Schularbeiten fertig sein wirst, Teles, so gehe nicht auf's Schloß, sondern komm' zu mir; ich habe ein vernünftiges Wort mit Dir zu reden."

„Ja, sehr gern, Vater!" sagte Telesphor und sprang hinauf in sein Stübchen, das nicht viel größer als ein Vogelbauer war und wo er seine Pensa mit einer Aufmerksamkeit und Gewandtheit ausarbeitete, die ihm das Lob seiner Lehrer erwarb und ihn zu einem der hoffnungsvollsten Schüler machte.

Als er in's Wohnzimmer zurückkam, fand er seinen Vater allein, doch nicht am Schreibpult, sondern auf und ab gehend und große Rauchwolken aus seiner Tabakspfeife blasend. Frau Herzog und ihre beiden noch ledigen Töchter waren in den obern Regionen des Hauses beschäftigt, denn die Afra war Braut und da gab es unendlich viel Arbeit für die Ausstattung.

„Da bin ich wieder, Vater!" sagte Telesphor munter; denn er war sich bewußt seine Aufgaben gut gemacht zu haben.

„Höre, Teles," nahm der Vater das Wort, „es ist jetzt die höchste Zeit für Dich den Anfang zu machen, um etwas Tüchtiges zu werden. Ich habe bis

jetzt alle Ursache mit Dir zufrieden zu sein; Du hast brav gelernt und das ist gut, das weckt auf. Nun aber wollen wir uns an das Praktische machen, Latein und Griechisch aufgeben und die Buchführung und die Geschäfts-Correspondenz lernen. Denn das brauchst Du ganz nothwendig und angeflogen kommt es Dir nicht; es will gelernt sein. Das Geschäft geht gut; ich bin über die Sechszig; deshalb denke ich, wenn die nächsten Ferien beginnen, Dich vom Gymnasium zu nehmen und Dich anzulernen."

„Lieber Vater," sagte Telesphor, „Du meinst es ja so gut mit mir, also wirst Du mich gewiß auf dem Gymnasium lassen, denn ich habe gar keine Lust mich mit dem Holzhandel abzugeben."

„Thorheit und Unverstand!" sagte Herr Herzog mißmuthig. „Dein Großvater hat das Geschäft schon von seinem Vater geerbt.... freilich war es sehr gering! er hat es aber in die Höhe gebracht mit Gottes Beistand und viel saurer Mühe und Arbeit. So hat es auch Dein Vater fortgesetzt und so sollst Du es dermaleinst auch treiben, sollst allezeit Gott vor Augen, frischen Muth im Herzen und eine arbeitsame Hand haben. Die Geschäftskenntniß und die Liebe zur Arbeit, die sich nicht scheut das Ding selbst anzupacken und es in die Ordnung zu rücken — die kommen erst dann, wenn man sich mit ihnen befaßt. Hast Du keine Lust für das Geschäft, das

Deine Väter mit Ehren getrieben haben, so freut mich das nicht und ich sehe daraus, daß es die allerhöchste Zeit ist Dich aus der Schule zu nehmen, damit Du Dich eingewöhnst."

„Aber, lieber Vater, mein Sinn steht nun einmal auf's Studiren und nicht auf die Kaufmannschaft," erwiderte Telesphor bestimmt.

„Mein Bub'," entgegnete Herr Herzog, „ich rathe Dir, solche Gedanken fahren zu lassen. Deine Freundschaft mit Franz Seraph bringt sie zuwege. Weil Franz Seraph studiren will, meinst Du es sei auch Dein Fach."

„Franz Seraph will nicht studiren, Vater."

„Nicht? was will er denn?.... Soldat werden?"

„Gott bewahre, Vater! Maler will er werden."

Herzog lachte hell auf, zauste wohlwollend die braunen Locken seines Sohnes und sagte:

„Teles, Ihr seid zwei närrische Buben, Du und der Franz Seraph! den Einen hindert nichts am Studiren, aber er will lieber Schildereien machen; und der andere will lieber studiren, als in ein vortreffliches Geschäft eintreten. Aber das ist ja baarer kindischer Unverstand seinen Beruf so zu verkennen und Ihr werdet Euch Beide besinnen. Franz Seraph bleibt bei der Grammatik und Du lernst die Buchführung."

„Verzeih' mir, Vater, so steht es nicht mit uns

und ganz gewiß nicht mit mir," entgegnete Telesphor. „Mein Entschluß ist gefaßt: ich studire und werde geistlich."

„Teles!" rief Herzog auf's Höchste überrascht, trat zwei Schritte zurück, um den Sohn gehörig in's Auge zu fassen, wiegte bedenklich den Kopf und sagte: „Das wäre freilich eine große Gnade, aber ich kann nicht an sie glauben."

„Warum nicht, lieber Vater? Gott gibt die Gnade, wem Er will."

„Warum nicht? das will ich Dir sagen, Teles! Den Demüthigen giebt Gott Gnade, spricht die heilige Schrift. Du bist in manchen Stücken recht brav und Deine Eltern und Lehrer müssen Dich loben, aber demüthig, mein Teles, bist Du nicht, sondern eher hochfahrend und oben hinaus."

Telesphor erröthete bis zur Stirn und erwiderte:

„Ich weiß es, lieber Vater! der Herr Schloßcaplan hat mich oft auf diesen Fehler aufmerksam gemacht und mein Gewissen thut es alle Tage; aber ich kann werden, was ich nicht bin. Davon gibt es tausend Beispiele im Leben der Heiligen und der frommen Priester. Der Herr Pfarrer soll in seiner Jugend jähzornig über die Maßen gewesen sein; — wer bemerkt das jetzt! — Die Liebe zu meinem Beruf wird mir helfen meine Fehler zu überwinden,

wenn ich um Gottes Beistand bitte und mich auf ihn verlasse."

„Der Schreck ist mir in die Knie gefahren," sagte Herzog und setzte sich auf den Sopha, was ganz gegen seine Gewohnheit war, während Telesphor vor ihm stehen blieb. Nach einigem Stillschweigen sprach er:

„Wir wollen vor der Hand nicht über die Sache reden, mein Sohn. Ich hätte eher den Einsturz des Himmels erwartet, als dies. Ich muß überlegen.... muß mit Deinem Beichtvater und mit Herrn von Cronenstein Rücksprache nehmen"... —

„O, die werden sich Beide ganz ungeheuer freuen!" rief Telesphor. „Bei jeder Veranlassung preist Herr von Cronenstein den geistlichen Stand und spricht, einen höheren Beruf gebe es nicht."

Herzog zauste ein wenig, wie er zu thun pflegte, die Locken des Sohnes und erwiderte:

„Das bezweifelt kein vernünftiger Mensch, Du närrischer Bub'! ob Du aber für den hohen Beruf tüchtig bist — das ist die Frage."

Er stand rasch auf und setzte hinzu:

„Genug für jetzt! Du hast Zeit Dich zu besinnen bis die Schulferien anfangen. Dann sprechen wir wieder darüber. Bis dahin aber schweigst Du.... auch gegen die Mutter, damit sie nicht beunruhigt werde.... sie hat jetzt viel für die Afra zu thun.

Und nun darfst Du auf den Schloßberg laufen. Die arme Frau Majorin! welchen Kummer wird sie haben!.... O Ihr Kinder! wie große Sorge macht Ihr Euren Eltern!"

„Aber Vater, wir haben ja nichts Böses im Sinn, Franz Seraph und ich," erwiderte Telesphor etwas niedergeschlagen.

„Nein, Teles! es kann jedoch etwas sehr Verkehrtes sein, das zum Unheil führt.... und wie schwer ist es, das Richtige zu finden, was Gott will! Bete, mein Sohn, damit wir diesen heiligen Willen erkennen und thun."

Als Telesphor das Wohnzimmer verlassen wollte, trat Frau Herzog mit ihren Töchtern ein. Alle drei trugen große Leinwandballen, die in der Vorrathskammer ausgesucht und zu verschiedenen Zwecken zugeschnitten worden waren und jetzt verarbeitet werden sollten.

„Nun theilt Euch in der Arbeit, Ihr Mädchen," sagte Frau Herzog, als sämmtliche Leinwand auf dem Eßtisch abgelagert war, „und dann legt jede von Euch den Theil, der ihr zufällt, in ein Fach der Commode. Ist es genäht, so bringen wir es hinauf und neue Arbeit herunter."

„Ich nehme die Hand- und Tischtücher mit dem Gerstenkorn-Muster," sagte Afra; „denn das Gänseaug-Muster ist etwas feiner und das näht die Fränz wohl lieber."

„Mir ist es einerlei," antwortete Franziska, „denn Freude macht mir die ganze Näherei nicht."

„Wie ist das möglich, Fränz! kann die Tochter ihrer Mutter so aus der Art schlagen!" rief Frau Herzog, die eine ungemein thätige Hausfrau war und alle Zweige des Hauswesens nicht blos sehr emsig, sondern auch mit großem Vergnügen und großer Geschicklichkeit betrieb.

„Wenn die Fränz einst so für sich arbeiten wird, wie sie jetzt für mich arbeitet: so wird ihr die Näherei schon Vergnügen machen," sagte Afra scherzend.

„Vielleicht.... wenn es lauter Damast-Tisch- und Handtücher sind," erwiderte Franziska.

„Glaubst Du, daß ein Prinz Dich heimführen wird?" fragte Frau Herzog. „Bei uns kommen Damast-Handtücher nie vor und ein Damast-Tischgedeck höchstens bei Primiz- oder Hochzeitsschmauß."

„Da wird es also auch für mich aufgelegt!" rief Telesphor, der über der Primiz das Schweigen vergaß.

Herr Herzog hatte sich dermaßen daran gewöhnt die weiblichen Familienglieder um sich herum sprechen zu hören, daß ihn dies so wenig störte, wie der schmetternde Gesang des Canarienvogels und der Radetzki-Marsch, dessen erste Takte der Gimpel mit unermüdlicher Beharrlichkeit pfiff. Als er aber

die Stimme seines Sohnes plötzlich in diesem Gespräch vernahm, horchte er unwillkürlich auf und hörte dessen Ausruf. Er wendete sich ruhig um und sah Telesphor fest an, worauf dieser rasch nach seiner Mütze griff, Adieu rief und in zwei Sätzen auf der Gasse war.

„Was fuhr dem Buben durch den Sinn?“ sagte Frau Herzog befremdet.

Franziska hatte seine Aeußerung nicht beachtet, desto mehr die der Mutter und sie sagte:

„Es ist nicht nöthig Prinzessin zu werden, um schöne feine Hauswäsche zu haben; dazu braucht man nur reich zu sein, und da der Vater unermeßlich reich ist, so kann er schon seine Töchter wie Prinzessinnen ausstatten.“

„Ist der Vater unermeßlich reich, Mutter?“ fragte Afra neugierig, während Frau Herzog ganz verblüfft über diesen Einfall ihrer Tochter den Kopf schüttelte. Ehe sie antworten konnte rief ihr Mann mit einer solchen Donnerstimme „Fränz!“ daß die drei Frauen zusammenschreckten, umsomehr als sie in seine Einmischung in ihre Gespräche gar nicht mehr gewöhnt waren.

Aufgeregt durch sein Gespräch mit Telesphor war er heute zerstreut bei der Arbeit. Er hatte sich auf seinem Drehstuhl vom Pult ab- und in's Zimmer hinein gewendet und die Brille, die er

beim Schreiben nöthig hatte, auf die Stirn geschoben, so daß seine lebhaften Augen ungehemmt ihre Zornesblitze auf Franziska schleudern konnten. Dann rief er noch einmal: „Fränz!“ und setzte dann seine jähzornige Natur bemeisternd gelassen hinzu:

„Wer hat Dir das gesagt?“

„Die Agathe,“ antwortete sie kleinlaut.

„Und wie kommt die Agathe dazu solchen Unsinn mit Dir zu reden.“

„Ein Handlungsreisender, der in der Post gewohnt hat, sagte es ihr und sie erzählte es mir wieder.“

„Ein Handlungsreisender.... so so!“ sagte Herr Herzog beruhigt. „Und worauf reiste er?“

„Auf Kaffee und Zucker.“

„Hat sie von ihm genommen?“

„Ziemlich viel.“

„Ist sie mit dem Handel zufrieden?“

„Nicht besonders.“

„Da siehst Du, Fränz, wie die Sache zusammenhängt; merke es Dir. Ein Handlungsreisender muß suchen seine Waare abzusetzen, d. h. er muß die Leute geneigt machen sie zu kaufen. Dazu genügt nicht immer, daß er seine Waare preist; er muß auch hie und da ein Wörtchen sagen, das dem Käufer gut im Ohr klingt. Bei der Agathe hat er gedacht, die Frau Posthalterin habe im Jahr ihre

Centner Kaffee und Zucker nöthig und es sei ihr vielleicht lieb zu hören, daß man auswärts ihren Vater für einen Millionär halte. Und richtig! es ist ihr lieb gewesen! sie hat tüchtig gekauft und hat sein Gewäsch behalten. So ist sie zweimal angeführt und das freut mich in diesem Fall von Herzen. Ich bin nicht reich; mein Vermögen steckt in meinem Geschäft. Wird das gut geführt, leben wir so, wie es sich für Bürgersleute in unserer Stadt schickt, so habe ich genug des Gottessegens für mich und meine Kinder. Willst Du aber die Prinzessin spielen, Fränz, so gibt es dafür keinen Kreuzer, meine Tochter. Ja... wäre ich so unermeßlich reich, wie Narren es Euch und sich in den Kopf setzen, dennoch bliebe es in meinem Hause bei der alten Art — und bei den Handtüchern mit Gerstenkorn-Muster. Punktum. Jetzt macht Euch an die Arbeit, fleißig und munter wie es sich für brave Mädchen schickt."

Er stand auf, nahm die Brille ab, verschloß seinen Schreibpult und ging in den Holzhof. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so sagte Franziska im weinerlichen Ton:

„Aber, Mutter, ist es denn ein Verbrechen zu glauben, daß der Vater reich ist?"

„Nein, Fränz," antwortete Frau Herzog gelassen, „es ist kein Verbrechen; allein es ist sehr verkehrt sich deshalb mit kindischer Eitelkeit aufzublasen.

Du weißt, daß der Vater Hoffart nicht duldet und ich begreife nicht wie Du dazu kommst, da Du weder bei Deinen Eltern noch bei Deinen drei Schwestern hochmüthiges Wesen gewahr wirst."

„Es können nicht alle Menschen gleiche Gesinnung haben," wendete Franziska ein.

„Fromme und vernünftige Gesinnungen sollen alle Menschen haben und sie werden sie haben, wenn sie den lieben Gott inständig darum bitten. Ich rathe Dir dies Mittel an, Fränz!" sagte Frau Herzog, und dann zu Afra sich wendend: „Hast Du Alles durchgezählt?"

„Ja Mutter! es ist ganz richtig: acht Dutzend Handtücher und vier Tischtücher jedes mit sechs Servietten."

„Nun, das ist vor der Hand Arbeit genug," sagte Frau Herzog befriedigt, hing ihren Schlüsselkorb an den Arm und ging in die Küche, während sich Afra und Franziska an ihre Nähtische setzten.

Die vier Herzogstöchter, wie man sie scherzweise in der Stadt nannte, waren sehr hübsche Mädchen und die beiden ältesten schon seit Jahren gute, verständige Frauen und Mütter, die in glücklicher Ehe lebten. Die Agathe hatte den Posthalter geheirathet und die Apollonie den Doctor Hellmut, den Sohn des alten Doctor Hellmut, der fast in der ganzen Stadt Arzt und Hausfreund war, und seinem Sohn

nach und nach die Praxis übertrug, die ihm beschwerlich zu werden anfing. Afra war mit einem Gymnasiallehrer verlobt, der auch ein Kind der Stadt war, so daß die ganze Verwandtschaft und Freundschaft der Familie Herzog, mit allen ihren Leiden und Freuden, Sorgen und Bestrebungen, auf dem kleinen Fleck Erde zwischen dem Schloßberg und dem Franziszibergl beisammen war. Alle paßten zu einander, fügten und schickten sich in einander, so daß große Einigkeit und Zufriedenheit unter ihnen herrschte. Nur Franziska die jüngste Tochter, war anders. Es gibt zuweilen in den Familien solche Ausnahmen, von denen man sich gar nicht erklären kann, wie sie dahin kommen, denn sie sind unter denselben Verhältnissen erzogen und aufgewachsen und haben sich doch ganz verschieden entwickelt. Der einfache, heitere Sinn, die Liebe zur Häuslichkeit, der emsige Fleiß, die Bereitwilligkeit sich unterzuordnen, diese schönen in schlichter Frömmigkeit wurzelnden Tugenden, die Franziska's Schwestern auszeichneten, besaß sie nicht, ja sie wünschte auch gar nicht sie zu besitzen. Sie wünschte sich glänzende Vorzüge: Talente, Bildung, allerhand feine Geschicklichkeiten. Die Idee von dem großen Vermögen ihres Vaters saß fest in ihrem Kopf lange bevor Agathe jene Aeußerung des Handlungsreisenden scherzend ihr mitgetheilt hatte. Schon von

ihren Schulgefährtinnen hörte sie es vor Jahren. Und dann erlebte sie es ja, sah es mit eigenen Augen! Alle gemeinnützigen Anstalten, alle wohlthätigen Werke unterstützte und förderte er in der Stadt. Allen Vereinen für große Zwecke der Kirche trat er bei. Allen Sammlungen für Kirchenbauten, für Krankenhäuser, für Hospitäler in der Nähe und Ferne gab er seinen Beitrag. Alle Bettler bekamen an seiner Thüre ihren Kreuzer und ein Stück Brod; alle Armen wurden unterstützt. Wer dies Alles zu thun vermochte, mußte nach Franziska's Begriffen unermeßlich reich sein. Sie hätte auch denken können, unermeßlich barmherzig; aber das fiel ihr nicht ein. Sie dachte, wer so viel Geld für Andere habe, müsse tausendmal mehr für sich haben; denn sie hätte es so gehalten. Also: der Vater war reich, sie war hübsch, sehr hübsch, wie der Spiegel ihr sehr verständlich sagte; — und jetzt mußte dies hübsche reiche Mädchen an einem herrlichen Sommernachmittag am Nähtisch sitzen und Handtücher säumen, Schlingen annähen, Namen einzeichnen. Ihre Thränen flossen still auf die schreckliche Arbeit, während Afra mit heller Stimme sang: „Da gang i an's Brünneli“ und der Canarienvogel gellend accompagnirte. Plötzlich sprang Franziska auf, hielt sich beide Ohren zu und rief:

„Es ist nicht auszuhalten, Afra!“

„Was?“ fragte Afra verwundert.

„Der Lärm, den Ihr macht, Du und Dein dummer Vogel!“

„Nennst Du das Lärm?“ sagte Afra lachend; „wir nennen es singen — ich und mein Mätzchen.“

Franziska aber warf ein Handtuch über Mätzchens Käfig, so daß es verstummte und sagte unmuthig:

„Ich begreife nicht weshalb Du so ungeheuer lustig bist, weil Du Braut bist.“

„Ich bin gar nicht ungeheuer lustig,“ erwiderte Afra. „Ich bin von je her munter gewesen und bleibe es auch als Braut, obschon ich jetzt viel ernstere Gedanken habe als sonst.“

„Das merkt man Dir wahrhaftig nicht an!“

„Ist auch gar nicht nöthig, Fränz! wer A gesagt hat muß B sagen! habe ich mich für die Ehe entschlossen, so bringt dieser Entschluß es mit sich, daß ich mich ihren Verpflichtungen unterwerfe und ihre Verantwortlichkeit übernehme. Das ist zuweilen schwer; ich sehe es ja an der Mutter und den Schwestern .... und es kann wohl nachdenklich stimmen, aber es gehört nun einmal zum Ehestand und meine muntere Laune laß' ich mir nicht trüben.“

„Mich könnte eine solche Heirath, mit der Aussicht lebenslang in diesem Nest sitzen zu bleiben,

nicht glücklich machen!" rief Franziska wegwerfend.

„Worin besteht denn Dein Glück," fragte Afra, „wenn Du es nicht darin finden kannst, mit einem Mann, den Du gern hast, in der Vaterstadt bei Eltern und Geschwistern zu leben?"

„Schau, Afra, ganz genau weiß ich es nicht," sagte Franziska nach einer Pause des Nachdenkens, „aber es ist hier Alles so gewöhnlich, so einförmig, man kennt alle Leute aus- und inwendig; das langweilt mich, und langweilte ich mich nie, so wäre das schon Glück. Besonders glücklich würde es mich machen eine sehr vornehme Frau zu werden."

„Wie die Frau Majorin?"

„Afra, was fällt Dir ein! Majorin!! . . . . Das ist gar nichts . . . . eine Majorin! Nein, Generalin, Gräfin — wenigstens! Wäre es unmöglich, daß ich Fürstin würde?"

„O nein!" erwiderte Afra, „sogar Kaiserin kannst Du werden."

„Wie das?" rief Franziska überrascht.

„Nun ja, im Irrenhaus," sagte Afra kaltblütig.

Beide Schwestern verstummten und Franziska flog an ihren Nähtisch zurück, denn der Schritt des Vaters ließ sich im Hausflur hören. Er rief im Vorübergehen in die Küche hinein:

„Frau! ich gehe aus! daß Du es weißt, wenn irgend Jemand nach mir fragen sollte.“

Dann ging er in das Prunkgemach, wo, weil es völlig unbenutzt war, sein guter brauner Rock hing und sein Hut lag. Er warf sich in Gala und verließ das Haus zu ungewöhnlicher Stunde zum Erstaunen der Seinen.

Herr von Cronenstein war nicht weniger erstaunt, als ihm Herr Herzog gemeldet wurde; keineswegs über den Besuch, doch über die Stunde. Sonntags nach dem Gottesdienst machte Herr Herzog seine Besuche; trat irgend ein besonderer Fall ein, so kam er am Werktag nach dem Nachtessen; aber um fünf Uhr Nachmittags — das war noch nie geschehen. Deshalb rief ihm Herr von Cronenstein auch entgegen:

„Welch eine Extra-Neuigkeit bringen Sie mir, lieber Herr Herzog! es wird doch eine gute sein?“

„Mein Teles will geistlich werden, was meinen Euer Gnaden dazu?“ sagte Herzog ohne weitere Einleitung. „Sie kennen den Buben so genau wie ich ihn kenne; rathen Sie mir, was soll ich thun.“

„Da gibt es wenig für einen Vater zu thun. Der Sohn muß sich bewähren.“

„Das wäre schon recht! . . . . aber mein Geschäft! mein Geschäft!“ sagte Herzog und stützte sorgenvoll die Stirne in die aufgestemmte Hand.

„Sie wissen nicht wie man an dem Geschäft hängt .... an der Firma. Sehen Sie, wie alt ich bin weiß ich nicht genau; im Kirchenbuch steht's. Aber daß ich runde fünfzig Jahre im Geschäft bin, das weiß ich so sicher wie das Vater Unser. Fünfzig Jahre der Arbeit und Sorge machen die Sache theuer und werth für mich und die Meinen. Manches Gebet, mancher Stoßseufzer, mancher Schweißtropfen hängt an ihr und hat sie aufbauen helfen — und nun soll sie zu Grunde gehen oder in andere Hände kommen! Mein Fidelis ist todt! ja, wenn der lebte, so hätte er schon Weib und Kind und die Firma wäre gesichert! Fidelis Herzog: das vererbte sich von Vater auf Sohn. Oder hätte wenigstens eine von meinen Töchtern einen Mann geheirathet, der in's Geschäft eintreten könnte. Aber nein! sie verstehen vom Holzhandel so wenig wie die Krähe vom Sonntag. Meine ganze Hoffnung stand auf dem Teles, dem klugen, gewandten Buben, und siehe da! er macht sie zu Schanden .... und doch darf ich ihm nicht zürnen, wenn er wirklich Beruf zum geistlichen Stande hat. Bis wir aber darüber im Klaren sind, vergeht die Zeit und der Herr über Leben und Tod kann mich abrufen, ohne daß ich im Stande gewesen wäre mir einen Associe oder einen Käufer zu suchen; denn ich muß doch abwarten ob mein Bub' bei dem Studiren

bleibt oder nicht, ehe ich einen solchen Schritt thue."

So schüttete er sein betrübtes Herz aus und Herr von Cronenstein hörte theilnehmend zu und antwortete tröstend:

„Ich bin ungefähr in derselben Lage wie Sie, lieber Herr Herzog: auch mein Name stirbt mit mir, denn meine Tochter wird dereinst den Namen ihres Gatten führen, wird ihm folgen, wer weiß wohin! und was dann aus diesem lieben Fleckchen Erde wird, für den auch ich, wie meine Väter, gewirkt und gearbeitet habe, wer kann das sagen. Ich denke, Gott läßt das zu, damit wir uns nicht zu fest an diese zeitlichen Dinge anklammern, denn ein Stückchen Welt sind sie und bleiben sie und die Welt sucht beständig sich in unserem Herzen breit zu machen; das ist so ihre Art. Aber Gott hat nur unseren Seelen die Verheißung des ewigen Lebens gegeben — nicht unserem Namen. Grämen Sie sich nicht! vielleicht übernimmt Ihr Sohn noch Ihr Geschäft; vielleicht wird es Ihr vierter Schwiegersohn dereinst thun. Allein Sie müssen sich einige Jahre in Geduld fassen" . . . . —

„Einige Jahre!" rief Herzog schwankend zwischen Entrüstung und Schreck. „Einige Wochen Bedenkzeit hab' ich dem Buben gegeben . . . . Jahre nicht!"

„In vier Wochen wird Teles seinen Entschluß schwerlich ändern; in vier Jahren wäre es eher möglich," versetzte Herr von Cronenstein ruhig. „Der Jüngling betrachtet den geistlichen Beruf mit anderem Auge als der Knabe, der noch nicht ahnt, was die Welt bieten kann und was das heißt: ihr entsagen. Greifen Sie nicht in die Wege ein, auf denen Gott die Seele Ihres Sohnes führt. Lassen Sie ihn ruhig auf dem Gymnasium, damit er eine Maturitätsprüfung gut bestehen könne. Ist das der Fall, so stehen ihm manche Wege zu seinem Fortkommen in der Welt offen. Wählt er dann den geistlichen Stand, so werden Sie Gott loben und preisen für solche Gnade; und wählt er ihn nicht, so werden Sie Gott danken, daß Sie Ihrem Sohn Zeit ließen mit sich selbst auf's Reine zu kommen."

„Heilige Geduld, verlaß' mich nicht während dieser drei Jahre!" seufzte Herzog.

„Vier Jahre!" berichtigte lächelnd Herr von Cronenstein, „vier volle Jahre und die vier Wochen, die zwischen heute und dem Anfang der Schulferien liegen; dann hat Telesphor das Gymnasium durchgemacht, wenn er so fleißig bleibt wie bisher. Auf vier Jahre müssen Sie Ihre Geduld rüsten."

„O wenn der Teles ein frommer Priester würde!" seufzte Herzog aus tiefster Brust und faltete die

Hände, „dann sollte es mir wahrlich nicht leid sein vier Jahre Geduld gehabt zu haben. Und dann, nicht wahr, würden Herr von Cronenstein ihm die Schloß-Caplanei geben. Mit der Zeit könnte er Stadtpfarrer werden — wir behielten ihn auf diese Weise immer bei uns . . . . und was das Geschäft betrifft, so wäre es ja möglich, daß ein vierter Tochtermann dafür taugte. Gott gebe zu Allem seinen Segen.

Er stand auf und sagte herzlich:

„Es geht doch nichts darüber seine Sorgen einem verständigen Mann mitzutheilen. Eure Gnaden haben mich in eine ganz andere Stimmung versetzt. Gott vergelt's."

„Wir haben schon Manches mit einander durchgemacht und das gibt gegenseitiges Vertrauen, erwiderte Herr von Cronenstein: das Hungerjahr 47, das tolle Jahr 48 — da lernt man sich kennen."

„Und auch an den Gräbern," setzte Herzog hinzu.

Mit treuherzigem Händedruck trennten sie sich.

Als es während der Schulferien zur Sprache kam, daß Telesphor fortstudiren und geistlich werden wolle, fand das allgemeinen Beifall und lebhafte Theilnahme in der Familie, wie in der Stadt. Man wünschte den Eltern Glück und Niemand zweifelte, daß Teles Herzog dereinst den Herrn Stadt-

pfarrer ersetzen werde. Nur Franziska schien wenig erbaut von seinem Entschluß und dieser Aussicht. Bei den Eltern wagte sie nicht ihre Gedanken auszusprechen, aber der guten Afra schenkte sie ihr volles Vertrauen. Sie war stets besonders empört, wenn sie bei der Handarbeit saß, weil ihr diese besonders gemein und verächtlich vorkam; und so rief sie denn auch, als sie allein im Wohnzimmer waren:

„Teles geistlich! . . . . darüber soll ich mich freuen? . . . . das thue ich nun und nimmer! Es ist ja ungefähr als ob ich Nonne würde. Ich ließe mich aber lieber lebendig begraben, als Nonne zu werden. Wie sollte ich mich denn über den armen Teles freuen!"

„Will ihn der liebe Gott in seinem besonderen Dienst haben, so ist das ein ehrenvolles Glück — und was verlangst Du mehr?" sagte Afra.

„Ehrenvoll!" rief Franziska, „ist das ehrenvoll Caplan und Pfarrer zu werden? sie haben keine Orden, kein großes Einkommen; sie müssen sich erschrecklich viel mit geringen Leuten abgeben und mit den Schulkindern plagen. Das kommt mir nicht ehrenvoll vor."

„Anderen Leuten desto mehr, Fränz! Kam doch die Frau Majorin expreß zur Mutter, um ihr Glück

zu wünschen zu der Ehre und Freude, die ihr widerfahre und unserer ganzen Familie."

„Wenn Teles Bischof wird, Afra, und hier einzieht unter Ehrenpforten und Glockenläuten und Böllerschüssen, zwischen bekränzten Häusern, fliegenden Fahnen und weißgekleideten Mädchen mit Blumen im Haar — ja, dann will auch ich mich freuen, denn dann sehe ich, daß ihm große Ehre widerfährt."

„Fränz, Du bist ein arges Weltkind! laß nur den Vater nicht Dein närrisches Geschwätz hören."

Franziska warf einen raschen Blick nach dem kleinen Fenster um zu sehen, ob sich Jemand im Hausflur befinde und sagte dann:

„Es hört uns Niemand! .... Aber ich weiß gar nicht was ich anfangen werde, wenn Du aus dem Hause bist, Afra."

„Ich bleibe ja in der Stadt, Fränz, und die ist nicht so groß, daß wir nicht zu einander kommen könnten."

„Ach, Du weißt ja wie der Vater ist! in der Frühe wird in die Messe gegangen und dann kein Schritt über die Gasse gethan bis nach dem Nachtessen .... und auch das nicht täglich! und käme ich auch am Abend zu Dir, so kann ich mich doch nicht aussprechen, weil Dein Mann dabei sitzt."

„Ich weiß gar nicht, Fränz, was Du beständig

auszusprechen hast! Nichts ist Dir recht was im Hause geschieht, Alles weißt Du besser, Alles würdest Du anders machen, obschon Du die Jüngste bist! ich glaube es wird Dir recht heilsam sein, wenn Du Dich nicht mehr darüber aussprechen kannst — denn das ist bei Dir doch nichts weiter als räsonniren .... Damit spricht man sich immer mehr in die Unzufriedenheit hinein, sagt der Vater — und die Mutter sagt, wir müßten uns bei Zeiten daran gewöhnen, Manches das uns weh thut in der Stille mit dem lieben Gott abzumachen, denn in der Ehe sei das Schweigen nothwendig, um den häuslichen Frieden zu erhalten."

„Ich habe kein Verlangen nach der Ehe, Afra, aber nach einer Freundin, die mich versteht, denn Du verstehst mich eigentlich gar nicht."

„Doch, doch! ich verstehe Dich sehr gut, denn ich suche ja Dir den Kopf zurecht zu setzen," erwiderte Afra lachend: „würde ich Dir und Deinem Geschwätz Recht geben, so müßte ich eben so konfus sein, wie Du. Aber Du sprächest dann sicherlich: Wie die Afra mich versteht!"

„Ich lasse mir wirklich sehr viel von Dir gefallen," sagte Franziska: „allein ich bin nun einmal so beschaffen, daß ich mich über Alles und Jedes aussprechen muß und ich habe ja Niemand als Dich! Bei den Eltern wage ich es nicht; der Vater

ist sogleich mit einem Verweis bei der Hand und hat keine Zeit .... und die Mutter, die zuweilen Zeit hat, gibt mir nur gute Lehren und ist nie meiner Ansicht."

Afra lachte hell auf und erwiderte:

„Daraus kannst Du erkennen, wie Deine Ansichten beschaffen sind. Sei doch gescheut, Fränz! Du hältst Dich für klug; nun, dann begreife doch, daß die Eltern mit ihrer langen Erfahrung eine bessere Einsicht haben müssen, wie Du und ich."

Dies leuchtete der Franziska aber gar nicht ein. Mußte die Vernunft auch ihre Zustimmung geben, so weigerte sich ihre Eigenliebe desto entschiedener. Sie war das Element der Opposition im Hause.

Wahl des Berufs.

Während sich Telesphor mit frischer Entschiedenheit seinen Beruf wählte, hatte Franz Seraph den schüchternen Versuch gemacht den seinen zu erklären, erreichte aber nichts damit, als seine Mutter tief zu betrüben und seinen Onkel, der sich so selten aufregen ließ, fast in Zorn zu versetzen. Sein Talent für bildende Künste war nicht zu leugnen. Er hatte keinen anderen Zeichnen-Unterricht als den allgemeinen im Gymnasium, und knetete doch die zierlichsten Figürchen in Thon und zeichnete was sein Auge sah. Aber das war sehr gut als ein schönes Talent, wie eben Andere Talent für Musik oder für Poesie haben; doch mit nichten gut als Lebensberuf. Frau von Strahl schauderte bei dem Gedanken, ihren Sohn in ein sogenanntes Künstlerleben, in ein wüstes, ungeordnetes Thun und Treiben, das gar leicht in Unsittlichkeit überging, verwickelt zu sehen, und Herr von Cronenstein begriff nicht, wie Franz Seraph sich aus diesem Talent einen Beruf, eine Lebensaufgabe machen wollte. Ein Genie erster Ordnung in irgend einem künst-

lerischen Fach zu sein und in dem entsprechenden Kreise der Thätigkeit Befriedigung zu finden, das begriff er.

„Aber," setzte er hinzu, „ein Genie zweiter oder dritter oder zehnter Ordnung zu sein, das ist etwas ganz Unglückseliges, denn es macht den Anspruch erster Ordnung zu sein und ist überhaupt kein Genie mehr. Großartige Originalität in Anschauung und Erfindung, Schwung zu mächtigen Conceptionen, Beharrlichkeit in der Ausführung derselben: das ist Genie und darin gibt es keine Stufen."

„Könnte ich nicht ein Genie erster Ordnung sein, lieber Onkel?" fragte Franz Seraph schüchtern.

„Die sind sparsam in der Welt gesäet, mein Sohn!" sagte Herr von Cronenstein. „Geh' in Conzerte, geh' durch die langen Säle einer Kunstausstellung: da hörst Du ein unendliches Trillern, da siehst Du einen unermeßlichen Aufwand von bunten Farben — doch geniale Schöpfungen hörst und siehst Du nicht. Kann der kleine Franz Seraph sich einbilden, er sei im Stande sie hervorzubringen?"

„Und wie unsicher — denn von ihren Gefahren will ich lieber gar nicht reden, weil Du sie nicht ahnst! — ist eine solche Laufbahn!" sagte Frau von Strahl: „Du hast ein sehr geringes Vermögen, Du bist ganz darauf angewiesen einen

Beruf zu wählen, welcher Dir mit der Zeit Brod gibt; bei dem künstlerischen hast Du die allergeringste Aussicht dazu, kannst alt und grau werden, bis man Deinen Namen rühmlich nennt — und so lange der unbekannt ist, kümmert sich keine Seele um Deine Arbeiten."

An alle diese Dinge hatte der arme Franz Seraph nie gedacht. Auch an Widersetzlichkeit dachte sein nachgiebiges Gemüth nicht.

„Nun gut," sagte er sanft, „ich will werden, was Du willst, liebe Mutter, aber in meinen Freistunden werde ich meine Figürchen machen."

„Franz Seraph!" sagte Herr von Cronenstein, „wir wollen es mit Dir halten, wie es mit Telesphor gehalten wird: Du absolvirst das Gymnasium, verläßt es nach einer guten Maturitätsprüfung — nicht, wenn Du durchfällst! — und dann wollen wir sehen, wozu Du am Besten taugst. Die Grundlage einer allgemeinen Bildung ist Dir, wie jedem Jüngling, sehr nöthig, und wärst Du auch ein Genie erster Ordnung, ja Raphael und Michel-Angelo in einer Person."

Franz Seraph war dieses Ausspruchs sehr froh. Mit der elastischen Behendigkeit der Jugend sprang er im Geist über die paar Jahre der Prüfung hinweg und nahm Besitz von der Zukunft wie er sie träumte. Arm in Arm mit Telesphor streiften

Beide in ihren freien Stunden gern allein umher und unterhielten sich über ihren Beruf und ihre Pläne. Florestine war vereinsamt.

„Lieber Schwager," sagte Frau von Strahl eines Tages, „wäre es nicht jetzt an der Zeit das Opfer zu bringen und Flore auf ein Jahr oder zwei in eine klösterliche Erziehungsanstalt zu geben?"

„Warum meinen Sie das?" fragte Herr von Cronenstein.

„Damit sie einigen Umgang mit jungen Mädchen habe. Sie ist wirklich recht einsam. Franz Seraph und Telesphor, ihre treuen Gespielen, halten sich jetzt fern von ihr, wie das in diesem Uebergangsalter von der Kindheit zur Jugend zu geschehen pflegt. Knabe und Mädchen trennen sich, treten sich zuweilen schroff gegenüber, bis sich nach einigen Jahren das richtige Gleichgewicht von selbst herstellt. Genug, Flore ist ganz auf sich und auf uns beschränkt, und bei fünfzehn Jahren wünscht man zuweilen auch fünfzehnjährige Sympathien."

„Die unbestimmten Wünsche der Jugend sind nicht immer das, was ich berücksichtigen möchte," erwiderte Herr von Cronenstein. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Flore sich in einer Bande von fünfzig, sechszig, hundert jungen Mädchen ihres Alters sympathisch berührt fühlen werde; und wie viel Schaden kann ihre Seele nehmen! wie viel

Eitelkeit wird ihr in die Augen fallen! Eitelkeit ist das Erbübel ihres Geschlechts, das gerade in der erblühenden Jugend ein treibendes Erdreich findet; wo eine solche Masse von jungen Personen beisammen ist, muß der Stoff dazu überreichlich sein! Besser ist's, Flore bleibt in ihrer Einsamkeit."

„Oder nehmen Sie eine junge talentvolle Dame in's Haus, die, halb Lehrerin und halb Gesellschafterin, mit Flore musizirt oder zeichnet oder englisch spricht, und ein jugendlicher Umgang für sie ist."

„Liebe Schwägerin, ein solcher Umgang hat seine großen Bedenken, denn diese junge Dame müßte doch etwas älter als Flore sein und würde also schon andere Vorstellungen von der Welt und andere Ansprüche haben, als mein kindliches Kind. Das kann zu einer Art von Freundschaft, zu allerhand kleinen confidenziellen Mittheilungen führen, die ich nicht für Flore wünschenswerth finde."

„So nehmen Sie Franziska Herzog in's Haus," sagte Frau von Strahl, unermüdlich in Vorschlägen: „Telesphor ist ja auch halb und halb Hausgenosse."

„Welch ein Unterschied! Telesphor und Franz Seraph sind von Kindheit auf Schul- und Spielkameraden und daraus ist ihre Freundschaft erwachsen; sie theilen ihre Arbeits- und ihre Er-

holungsstunden. Die Franziska hingegen, die überdas zwei Jahre älter ist als Flore, hätte hier gar nichts zu thun, als mit ihr zu schwatzen, da man ihr unmöglich vorschlagen kann den Unterricht zu theilen, den Flore noch zu nehmen hat. Auch würden die Eltern sie schwerlich hergeben, da sie, wenn sie einige Jahre Gesellschaftsfräulein war, sich ihrer Häuslichkeit entfremdet fühlen könnte."

„Sie haben so entsetzlich gründliche Gründe, daß ich verstummen muß, lieber Schwager. Aber ich weiß aus eigener Erfahrung wie peinlich eine solche Vereinzelung ist. Meine beiden älteren Schwestern heiratheten zu gleicher Zeit als ich sechszehn Jahre — und als meine jüngste Schwester, Ihre Frau, kaum zehn Jahre alt war. Die Einsamkeit meiner Jugend hat mich trotz aller Liebe meiner Eltern sehr gedrückt und mich zu sehr nach Innen gekehrt, weil ich gegen Niemand die Gesinnungen und Empfindungen aussprechen konnte, die dem jugendlichen Alter eigen sind und für die es jene Theilnahme verlangt, die es nur bei Altersgenossen findet."

„Ich muß wiederum sagen, welch ein Unterschied, liebe Schwägerin! Sie hatten an Ihren Schwestern Freundinnen und Gefährtinnen, und beide verließen zu gleicher Zeit das Vaterhaus; da mußten Sie freilich eine große Leere fühlen! aber

dies ist nicht der Fall bei Flore; sie lebt fort, wie sie immer gelebt hat.... nur daß die Kinderspiele mit den Knaben aufgehört haben, für welche aber auch ihr Interesse ganz von selbst verschwunden ist. Indessen lege ich doch zu viel Gewicht auf Ihre Ansicht, um nicht über ein richtiges Mittel nachzudenken, welches verhindert, daß uns die Flore melancholisch wird.“ —

Telesphor und Franz Seraph benutzten die Schulferien hauptsächlich, um auf die Jagd zu gehen, die beide trotz des geistlichen und des Künstler-Berufs sehr liebten. Als sie eines Tages nach dem Frühstück abzogen, sagte Herr von Cronenstein:

„Flore, diese Nimrodsfreuden theilen wir nicht! die sind nicht für einen alten Mann und ein junges Mädchen. Aber ich habe mir etwas ausgedacht, was Dich und mich unterhalten soll.“

„O, ich unterhalte mich immer,“ erwiderte Flore.

„Dies wird aber ein besonders großes Vergnügen werden,“ sagte er lächelnd. „Ich will Dir Unterricht geben.“

„Schön! aber worin?“ rief sie.

„Komm', ich zeige es Dir!“

„Im Hof?“ fragte sie erstaunt, als der Vater sie hinausführte.

Da stand ein allerliebster Apfelschimmel, nicht

zu groß, nicht zu klein, mit einem Damensattel und Herr von Cronenstein sagte:

„Sieh, der gehört Dir und Du sollst bei mir reiten lernen. In Deinem Zimmer wirst Du einen Reitanzug finden und der Unterricht kann gleich beginnen.“

Sprachlos vor Freude umarmte Florestine ihren Vater, der ihren Lieblingswunsch endlich erfüllte und flog auf ihr Zimmer, um sich umzukleiden. Ihr Vater sagte inzwischen ganz froh zu Frau von Strahl:

„Was sagen Sie zu meiner Rohheit? ich bilde mir ein, daß Flore durch dies Pferdchen mehr Unterhaltung und Vergnügen haben wird, als durch ein Gesellschaftsfräulein.“

„Sie können Recht haben,“ antwortete sie lächelnd: „aber etwas mehr Ausbildung ihrer Talente durch geschickte Lehrerinnen könnte der Flore nicht schaden, obgleich der wissenschaftliche Unterricht vortrefflich ist, den die Lehrer des Gymnasiums ihr geben. Doch für Sprachen und Musik wünsche ich eine Lehrerin in's Haus — wenn auch nicht als Gesellschafterin.“

„Kommt Zeit kommt Rath,“ sagte Herr von Cronenstein gelassen.

Als Franz Seraph und Telesphor zum Erstenmale Florestine zu Pferde sahen, rief jener:

„Welch eine niedliche Statuette wäre zu machen aus Dir und Deinem Pferd, Flore! Es ist nur zu

schwer für mich.... besonders das Pferd. Aber zeichnen werde ich Euch und Dir einen Falken auf die Hand setzen; dann bist Du ein perfectes, romantisches Burgfräulein."

„Romantisch und Burg lasse ich bei Seite," sagte Telesphor; „aber das Fräulein bleibt — und deshalb werde ich von jetzt an nicht mehr Flore und Du sagen, sondern Sie und Fräulein Florestine."

Sie war im Hof umhergeritten ohne zu beachten was gesprochen wurde. Herr von Cronenstein aber sagte zu Telesphor:

„Du hast Recht, Teles! ein zurückhaltendes Benehmen im Verkehr mit jungen Mädchen ist immer tactvoll und jedem Jüngling zu rathen."

Ein solches Lob beglückte Telesphor, und Florestine, durch ihren Vater von seinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, ging mit ihrer einfachen Unbefangenheit darauf ein und sagte:

„Das ist ja ganz natürlich.... besonders weil er geistlich werden will. Als Caplan könnte er mich ja doch nicht Du nennen."

Florestine ritt nie durch die Stadt.

„Alle Leute würden an's Fenster stürzen," sagte sie lachend, „und die Kinder auf der Gasse mir nachlaufen und mich für eine Kunstreiterin halten. Das Steinpflaster ist auch gar zu schlecht für Hymeras feine Hufen. Ich ziehe den langen Weg vor, wenn ich

zum Franziszibergl oder auf die Chaussee auf der andern Seite der Stadt will."

So kam es, daß Franziska Herzog nach Jahresfrist noch nicht Florestine zu Pferd gesehen hatte. Afra war verheirathet als Franziska eines Nachmittags ganz aufgeregt in ihr Zimmer trat und ausrief:

„O Afra! könnte ich so glücklich sein... zehn Jahre meines Lebens gebe ich drum!"

„Für was denn, Fränz?"

„Ein Pferd zu haben!"

„Schade, daß der Posthalter schon die Agathe geehelicht hat," sagte Afra mit harmlosem Spott: „er wäre ein Mann für Dich, denn er hat Pferde."

„Nenne doch seine elenden Klepper nicht so! das sind Gäule! gemeine Thiere! ich meine ein Reitpferd, einen Apfelschimmel, ... nein, Afra, das ist zu schön!"

„Ach so! Du bist Fräulein Florestine begegnet! Nun sprich, wie sah sie aus?"

„Ich brachte zwei Flaschen Wein aufs Franziszibergl. Schwester Notburge ließ schon vor ein paar Tagen darum bitten und der Vater vergaß es. Heute beim Mittagessen fiel es ihm ein und da mußte ich denn gleich hinauf. Nachdem ich meine Commission gemacht hatte und vom Bergl herabkam, höre ich Pferdegetrappel auf der Chaussee, und als ich unten bin sehe ich Florestine im dunkelbraunen

langen Tuchkleid, mit einer violetten Cravatte und einem schwarzen Hut und mit einer Gerte in der Hand im raschen Trabe daherkommen. Hinter ihr der Claus, der alte Reitknecht. Ich besann mich ob ich stehen bleiben solle.... es sah so neugierig aus. Zum Glück war ich die Weinflaschen los! ich hatte sie zwar in meine Arbeitstasche gesteckt, aber ihre langen Hälse guckten doch so fatal daraus hervor. Mit den Weinflaschen wäre ich schwerlich stehen geblieben, denn was hätte ich für eine alberne Figur gespielt und was hätte Florestine wohl gedacht!"

„Sie hätte gedacht," rief Afra ungeduldig, „daß Du den Kreuzschwestern Wein für ihre Kranken bringst, und da sie ihnen häufig dies und jenes selbst zuträgt, so hätte sie das von Dir gar nicht albern gefunden."

„Thut sie das, so geschieht es zu ihrem Vergnügen, denn sie könnte ihre Dienstboten schicken. Thue ich es, so bin ich gleichsam Dienstbote der Eltern: Bedenke den Unterschied, Afra."

„Wer hindert Dich Dir auch ein Vergnügen daraus zu machen, Fränz?"

Franziska überhörte die Frage und fuhr fort: „Ich blieb also stehen. Als sie mich gewahr wurde lenkte sie das Apfelschimmelchen nach meiner Seite hinüber, ritt langsam an mich heran, hielt

dann und sagte: Sieh da! guten Tag, liebe Fränz! wie geht's? gut? Dann fragte sie, ob der alte Veit da oben schon die Sterbsacramente empfangen habe; und als ich das natürlich nicht wußte, sagte sie, sie wolle selbst nachfragen, nickte mir freundlich zu und ritt langsam zum Bergl hinauf, so daß ich sie recht genau betrachten konnte — und nun den kleinen Umweg machte um Dir dies zu erzählen. Meinst Du nicht, daß ich mich im Reitkleide auf einem Apfelschimmel eben so gut ausnehmen würde wie Florestine?"

„Möglich! ich habe nie daran gedacht," entgegnete Afra gleichgültig.

„Warum hat sie nun den Vorzug?.... Es gibt doch große Ungerechtigkeiten auf der Welt!" sagte Franziska unwillig.

„Fängst Du Hader mit dem lieben Gott an?" rief Afra lachend.

„Ach, der liebe Gott! der bekümmert sich darum gar nicht," erwiderte Franziska wegwerfend. „Der hat das große Weltregiment.... hält Sonne, Mond und Sterne in Ordnung.... aber ob die Franziska oder die Florestine auf einem Apfelschimmel reitet — das ist ihm einerlei! das ordnet er nicht an, das kommt von weltlichen Einrichtungen her."

„Fränz!" sagte Afra ernst und mißbilligend, „in der Christenlehre und in der Predigt wird uns

ja immer gesagt, daß die göttliche Vorsehung jedes Haar auf unserem Haupte zählt, die Lilien auf dem Felde kleidet, jeden Sperling weiß, der vom Dach fällt: dies und nichts Anderes hast Du gehört von Kindesbeinen an — wie kannst Du denn so gewiß gottlos reden!"

„Ja, ich höre das freilich oft genug.... ich kann es nur nicht recht glauben," erwiderte Franziska.

„Daran ist Deine schreckliche Eitelkeit Schuld," sagte Afra. „Deine eitlen Gedanken sind die Vögel der Parabel, die beständig das gute Samenkorn aus Deinem Herzen wegpicken. Verscheuche sie! dann bleibt das Samenkorn im Herzen und trägt gute Früchte — zu denen vor Allem der tröstliche Glaube an die liebende Vorsehung unseres himmlischen Vaters gehört."

„Du bist viel besser als ich," sagte Franziska mit Thränen im Auge: „Du bist auch viel glücklicher — und dann ist es leicht, besser zu sein."

„Wie Du nun wieder redest, Fränz! freilich bin ich glücklicher wie Du, denn ich bin immer zufrieden gewesen und Du warst immer unzufrieden. Und was hindert Dich zufrieden zu sein? — wiederum Deine Eitelkeit. Du denkst allzeit an das, was andere Leute mehr haben als Du; denke doch an die vielen, vielen Tausende, die weit weniger haben als Du; — oder denke an die, welche aus Liebe

zu Gott Allem entsagt haben, wie z. B. Schwester Notburge. Sie ist die einzige Tochter eines reichen Kaufmanns in einer großen Stadt, sollte einen wohlhabenden jungen Mann heirathen, der sie sehr gern hatte, und ließ die Welt im Stich um Kreuzschwester zu werden."

„Das ist ja etwas ganz Anderes!" rief Franziska ungeduldig.

„Es ist ein Beispiel, daß man zufrieden sein kann, wenn man arm ist und nichts Großes vorstellt," antwortete Afra gelassen.

Wäre deren Mann nicht dazu gekommen, so hätte Franziska nicht so schnell das Gespräch abgebrochen. Nur vor Afra offenbarte sie ihre Gesinnungen; die übrigen Mitglieder der Familie imponirten ihr theils und theils mochte sie keine Zurechtweisungen hören, die ihr im reichen Maß geworden wären.

„Ich muß nun heimgehen," sagte sie nach flüchtiger Begrüßung.

„Warum so eilig?" fragte ihr Schwager.

„Seitdem Afra nicht mehr im Hause ist habe ich gar viel zu thun," erwiderte sie, „muß zuweilen den Leuten Red' und Antwort stehen, die in Geschäftssachen kommen, wenn der Vater im Holzhof und die Mutter in den Vorrathskammern ist."

„So übt man sich allmälig ein," sagte lächelnd der Schwager.

„Nimmermehr!" rief sie aufgebracht: „ich verabscheue Alles was Geschäft ist und befasse mich nur damit, weil der Vater es verlangt."

„Gutes Kind!" erwiderte der Schwager, „ich will Dir herzlich wünschen, daß Du Dich im spätern Leben nie mit Dingen zu befassen brauchst, die mühsamer sind, als das Geschäft des Vaters."

„Das wird meine Sorge sein!" rief Franziska schnippisch und verließ das Zimmer mit kühlem Gruß.

„Ich wünschte eben nicht der Glückliche zu sein, dem die Fränz einst ihre Huld zuwenden wird," sagte der Schwager herzlich lachend.

„Du lachst, aber mir ist zum weinen," versetzte Afra: „wo will das hinaus!"

„Hinaus, Weibl? — Da bist Du im Irrthum! Hinein, in den heiligen Ehestand hinein! der hat schon manchen Querkopf zur Vernunft gebracht, zuweilen durch einen verständigen Mann, zuweilen durch mancherlei Kreuz."

„Ach, die Fränz ist ein ganz apartes Ding! sie nimmt nicht so leicht einen verständigen Mann."

„Für den lieben Gott ist kein Mensch dermaßen apart, daß er ihm die Bäume in den Himmel wachsen ließe, Weibl. Gräme Dich nicht um die Fränz.... sie wird sich schon machen."

Diese Prophezeihung erfüllte sich vor der Hand durchaus nicht. Statt sich „zu machen," wie ihr wohlmeinender Schwager sich ausdrückte, machte sie ihren Eltern großen Kummer und erregte die Unzufriedenheit ihrer sämmtlichen Schwestern und Schwäger und die Mißbilligung der ganzen Verwandtschaft und Freundschaft.

Ein Schwiegersohn, der sein Geschäftsführer, sein Associe, dereinst sein Nachfolger sei: das war der lebhafte Wunsch des alten Herzogs, je mehr Telesphor bei seinem Vorhaben zu bleiben schien und sich ruhig und entschieden darüber aussprach. Der Vater begann vorsichtig Umfrage bei seinen Geschäftsfreunden nach deren erwachsenen Söhnen zu halten, vorsichtig Andeutungen seiner Wünsche und Pläne zu machen, so jedoch, daß er und seine Tochter durch den etwaigen Besuch eines jungen Mannes, der in Handelsgeschäften nach X. komme, durchaus nicht gebunden sei.

„Saperlot, Jörg! das wäre was für uns!" sagte der alte Kühn in Z. zu seinem Sohn, nachdem er Herzogs Brief gelesen, wieder gelesen und drei Tage stillschweigend und nachrechnend überdacht hatte. Jetzt platzte die Bombe. „Da! lies den Brief bedachtsam, Jörgl."

Jörgl las ihn bedachtsam, faltete ihn bedachtsam wieder und gab ihn zurück.

„Nu was sagst Du, Jörg?“ fragte der Vater. „Ich in Deiner Stelle wäre dem Geschäft just nicht feind.“

„Und dem Mädel, Vater?“ fragte Jörg phlegmatisch.

„Saperlot! dem kann man nicht feind sein, wenn man zwei Augen im Kopf hat. Seit drei Jahren sah ich sie nicht und sie hatte dazumal kaum die Kinderschuh ausgetreten; aber es war ein Blitzmädel mit rabenschwarzen Augen und Haaren und kirschrothen Lippen.“

„Mir wäre eine Hiesige schon lieber, Vater.“

„Welche denn?“ fuhr der Alte auf.

„Ich meine nur so, Vater, eine Hiesige wäre mir lieber, als eine aus der Fremde.“

„Eine Hiesige kannst Du immer noch bekommen, Jörg, wenn's in X. schief gehen sollte. Drum schau Dir mal erst die Fränz Herzog an. Seit fünfundzwanzig Jahren machen wir mit dem Alten Geschäfte, und sein Geschäft steht gut, darauf verlaß Dich. Es wäre so übel nicht, wenn Du Dich in's warme Nest hineinheirathen könntest.“

„Wir wollen's probiren, Vater!“ sagte Jörg gleichmüthig.

Der alte Kühn schrieb zurück, sein Sohn werde nächsten Samstag „in Geschäften“ kommen und den

Sonntag in X. bleiben, da man an dem Tage ja doch nicht reisen könne.

„Frau!“ sagte Herzog, „wenn's Gottes Wille wäre, daß der junge Kühn und die Fränz sich leiden könnten und ein Paar würden — das sollte mich freuen, denn er ist der einzige Sohn eines kreuzbraven Mannes, der es gut verstanden hat sein Geschäft in die Höhe zu bringen. Ich brauche Hülfe. Ich bin nicht mehr das was ich war; aber ich bin auch noch nicht so weit, daß ich mich ganz zur Ruhe setzen müßte. Mit einem tüchtigen Schwiegersohn wäre mir geholfen.“

„Und vielleicht auch der Fränz,“ erwiderte Frau Herzog: „denn das ist klar, sie hat das Elternhaus nicht so gern, wie ihre Schwestern es hatten.“

„Gott wolle Alles zum Besten lenken und wir wollen ihn darum bitten,“ sagte Herzog.

Beim Nachtessen erwähnte er der Ankunft des Georg Kühn und setzte hinzu, es freue ihn, den Sohn seines alten Freundes kennen zu lernen.

„Ob er wohl auch immer, wie sein Vater, bei jedem dritten Wort Saperlot sagt,“ bemerkte Franziska.

Herzog wollte aufbrausen, nahm sich aber zusammen und sagte:

„Du hättest besser gethan Dir manches Verständige zu merken, was er gesagt hat.“

„O Vater," erwiderte sie, durch seine Ruhe dreist gemacht, „so weit ich mich dessen entsinne, war er und Alles was er vorbrachte ganz erschrecklich bäurisch."

Herzog legte Messer und Gabel nieder, sah seine Tochter mit dem Zornesblick an, der sie zittern machte und fragte:

„Kommt Dir Dein Vater nicht auch erschrecklich bäurisch vor?"

„Fränz, Du hast nicht Oel und Essig hereingebracht. Geschwind, hole es! wie soll ich denn Salat machen!" unterbrach Frau Herzog den erzürnten Vater; und Franziska stand auf, ging hinaus und blieb so lange in der Küche bis die Aufregung des Vaters sich gelegt haben mochte. Als sie wieder in's Zimmer kam und Oel und Essig brachte, sprachen die Eltern ganz gemüthlich mit einander. Sie war aber schlau und dachte bei sich selbst:

Der Georg Kühn kommt meinetwegen; aber daraus wird nichts!

Und so geschah es. Er kam und Franziska benahm sich so hochfahrend, so wegwerfend, so spöttisch, daß sie ihm den unangenehmsten Eindruck machte und von irgend einer Anfrage seiner Seite gar nicht die Rede war. Der Frau Herzog hatte er gut gefallen, weil er sich im Hochamt, Predigt und Vesper sehr andächtig benahm; dem Herrn Herzog schon minder, denn er war gar schläfrig und

verließ sich in allen Stücken blind auf seinen Vater, ohne irgend ein Urtheil; der übrigen Familie gar nicht — eben wegen seiner schläfrigen Unbeholfenheit; aber Alle tadelten Franziska und der Vater sagte streng:

„Ich bitte mir aus, Fränz, daß ein solches Benehmen Deinerseits nicht mehr vorkommt, und daß Du höflich bist gegen meine Gäste und Freunde.“

„Aber Vater, die jungen Männer sind so eingebildet!“ wendete sie ein.

„Das kam dieser ehrlichen Haut gar nicht in den Sinn,“ erwiderte Herzog: „und sollte einer sich etwas einbilden wollen, so geht das Dich gar nichts an. Du bist von der freundlichen Höflichkeit, die sich für ein braves Mädchen im Hause ihrer Eltern schickt. Verstanden? — Punktum.“

Georg Kühn kehrte gelassen nach Z. zurück.

„Nu Jörgl! kommst du als Bräutigam heim — he? Saperlot!“ sagte der alte Kühn.

„Nein, Vater! so einem naseweisen Ding wie dem da in X. bin ich spinnefeind. Eine von unseren Hiesigen wäre mir schon lieber.“

Der Alte runzelte die Stirn: „Hättest Deine Sache besser machen sollen, Jörg! der Strich durch die Rechnung gefällt mir nicht. Aber ich seh' schon, daß Du just kein Saperlöter bist und daß ich für Dich den Brautwerber machen muß — he?“

„Das könnte nicht schaden, Vater! aber es muß eine Hiesige sein,“ sagte Jörg.

Herzog war nicht der Mann, der einen Plan, welchen er für verständig und gut hielt, deshalb aufgab, weil die Ausführung einmal mißglückt war. Er knüpfte im Gegentheil sogleich einen neuen Faden an, und diesmal, wie es schien, mit mehr Glück. Der junge Mann, der jetzt „in Geschäften“ nach X. kam, war gut erzogen, gewandt, von einnehmendem Aeußern, dabei kundig des Geschäftes und ein ehrenhafter Charakter. Er schlug seinen Sitz im Gasthof zur Post auf und machte verschiedene kleine Geschäftsreisen, von denen er immer wieder nach X. zurückkehrte. Er kam oft in das Herzog'sche Haus und fand Franziska sehr schön und sehr liebenswürdig. Sie bemerkte es und war heiter und freundlich, denn auch er gefiel ihr. Er hatte nur ein geringes Vermögen; deshalb und weil sein Herz dabei im Spiel war und ihn schüchtern machte, getraute er sich nicht ohne Weiteres als Bewerber aufzutreten. Er fragte die Posthalterin, was sie dazu meine. Sie hatte den bescheidenen, artigen jungen Mann gern, fand die Heirath sehr passend und rieth ihm, sich einfach und offen an den Vater zu wenden. Der alte Herzog nahm den Antrag sehr wohlwollend auf und erwiderte:

„Lieber Herr, ich wüßte gar nicht was mich

mehr freuen könnte, als Sie zum Schwiegersohn zu bekommen; denn Sie sind ein rechtschaffener junger Mann, und den Mangel an Vermögen ersetzt reichlich Ihre Thätigkeit und Ihre Brauchbarkeit im Geschäft. Meinen Segen haben Sie; aber Sie müssen selbst mit meiner Tochter sich verständigen. So wie ich die Fränz kenne wird ihr das lieber sein und Sie sicherer zum Ziel führen."

Herr Birger ließ sich das nicht zweimal sagen, und der Zustimmung des Vaters froh, hielt er seine Wünsche und seine Gefühle nicht vor Franziska zurück. Sie hörte das gern, gab aber keine bestimmte Antwort.

„Was soll das eigentlich heißen, Fränz!" sagte eines Tages die Posthalterin, und setzte sich zu der Schwester an den Nähtisch: „warum sagst Du nicht deutlich Ja oder Nein zu Birger. Es ist gar nicht schön von Dir, ihn so in Zweifel zu lassen, denn Du siehst ja, daß er Dich täglich lieber hat. Wie gern die Eltern Eure Verbindung sehen würden, weißt Du ebenfalls. Was soll also Dein Zaudern vorstellen?"

„Ich muß mich prüfen, Agathe!" erwiderte Franziska mit erheuchelter Schüchternheit.

„Das ist nicht wahr! ich kenne Dich! Du hast bei Dir selbst schon Deine Entscheidung getroffen!" rief Agathe.

„Da Du allwissend zu sein scheinst, so sage mir doch wie," entgegnete Franziska spöttisch.

„Das kann ich freilich nicht," versetzte Agathe; „aber ich kann Dir sagen, es macht Dir Freude zu sehen, wie gern Birger Dich hat und wie gespannt er auf Dein Jawort ist. Um ihn in dieser Spannung zu erhalten und sie zu steigern — deshalb zögerst Du! nicht um Dich zu prüfen. O ich kenne Dich!"

„Ich habe nie an Birger gesagt, daß ich ihn besonders gern hätte," erwiderte Franziska.

„Du hast ihm aber durch Dein ganzes Benehmen gezeigt, daß es Dir lieb ist, wenn er Dich gern und zwar besonders gern hat!" rief Agathe. „O schäme Dich, Fränz! so handelt kein rechtschaffenes Mädchen!"

„Wie Du nun bist, Agathe! gleich Feuer und Flamme gegen die arme kleine Fränz! ganz wie der Vater!" sagte Franziska empfindlich. „Birger kann unmöglich erwarten, daß ich mich ihm sogleich in die Arme werfe."

„Fränz, wärest Du nicht ein junges, verkehrtes Ding, das sich bessern kann, so wünschte ich Dir .... Du würdest eine alte Jungfer!" rief Agathe zürnend, stand auf und verließ das Zimmer.

Ob Birger über mich geklagt hat? murmelte Franziska für sich. Wie sie eingebildet sind, diese Männer! gleich soll man ihnen ganz beglückt das

Jawort geben! . . . Aber der Vater hat ja gesagt, es ginge mich nichts an, was sie sich einbildeten. Nun . . . ich bin freundlich gegen Birger! . . .

Sie trieb noch eine Weile ihr Spiel mit ihm, aber so, daß ihre ganze Familie überzeugt war, sie könne nicht zurücktreten. Endlich forderte er mit großem Ernst eine Erklärung; falle sie ungünstig aus, so sei es höchste Zeit, daß er abreise; günstig — daß er seine bisherigen Verhältnisse löse und sich hier niederlasse, um die mit Herrn Herzog anzuknüpfen."

„Ah, Sie wollen sich hier niederlassen!" sagte Franziska gedehnt. „Diese Absicht macht es mir sehr leicht, Ihren Antrag abzulehnen; denn es stand von jeher fest bei mir, nicht hier zu bleiben."

Sprachlos vor Erstaunen starrte er sie an und sagte endlich:

„Würden Sie mir denn in meine Heimat folgen?"

„Nein, Herr Birger," sagte Franziska eisig: „mein Vater wünscht mich zu verehelichen; ich aber wünsche ledig zu bleiben — vor der Hand."

Ohne eine Sylbe zu erwidern, entfernte sich Birger und theilte dem alten Herzog Franziska's Antworten mit. Ganz gegen seine Gewohnheit wurde der alte Mann nicht zornig. Er sagte niedergeschlagen und mit bebender Stimme:

„Reisen Sie mit Gott, lieber Birger. Sie verdienen ein besseres Weib als die Fränz. Rechnen Sie es mir nicht an, daß Ihnen dies durch meine Tochter widerfahren ist. Ich leide mehr als Sie darunter, denn Sie haben noch tausend schöne Hoffnungen, und ich habe keine mehr. Dies ist ein Nagel zu meinem Sarge."

Nicht nur der Vater, sondern die ganze Familie war empört über Franziska's Benehmen. Sie hörte kalt und starr die Flut von Vorwürfen an, die von allen Seiten auf sie einstürmte und wiederholte beständig:

„Heirathe ich je, so thue ich das für mich, nicht für Andere."

Verlobt und vermählt.

Afra lebte nicht mehr in X. Ihr Mann, ein tüchtiger Mathematiker, war nach zwei Jahren an das Gymnasium einer größeren Stadt berufen worden. Die Trennung von der Heimat und den Ihren that ihr bitter weh; aber als gute Ehefrau wäre sie ihrem Mann bereitwillig zum Nord- oder Südpol gefolgt; also blieb sie auch jetzt gefaßt und suchte sich in ihrem neuen Wohnort so einzurichten, daß ihrem Mann seine Häuslichkeit lieb sei. Sie lebte eingezogen wie eine Schnecke, fleißig wie eine Ameise, fröhlich wie eine Lerche, und theilte ihre Sorgfalt zwischen ihrem Haushalt, ihrem Mann und ihrer kleinen Tochter. Das Kind erkrankte plötzlich an der Bräune. Da bei dieser gefährlichen Krankheit schnellste Hülfe nothwendig ist, so betrachtete Afra es als eine besondere Gnade Gottes, daß ihr Dienstmädchen sagte, es wohne ein Arzt in der oberen Etage des Hauses, während ihr Mann sich ankleidete, um mitten in der Nacht einen Doctor zu suchen. Er ging eilig

hinauf und las unter dem Schellenzug an einer Thür: Dr. Rabener, practischer Arzt. Dem bekümmerten Vater fiel dadurch ein Stein vom Herzen; und als bald darauf Dr. Rabener erschien und wohlwollend fragte, ob man seine Hülfe nöthig habe? schien dem Professor Stark das Leben seines Töchterchens gerettet zu sein. Und es wurde in der That gerettet, so daß die beglückten Eltern von der innigsten Dankbarkeit für Dr. Rabener erfüllt waren.

„Gott behüte, daß je einer von uns erkrankt," sagte Afra: „geschieht es aber, so ist es ein Trost, diesen freundlichen, sorgsamen, theilnehmenden Doctor im Hause zu haben."

Sie selbst sollte seine Hülfe zuerst in Anspruch nehmen. In Folge eines unglücklichen Wochenbettes wurde sie leidend und kränkelte. Für ihre Person hatte sie eine gewisse Abneigung gegen ärztliche Mittel, die sie fast mit allen kräftigen Naturen theilt, welche sich auf ihre gesunde Organisation zu verlassen pflegen; allein ihr Mann fand das unter diesen Umständen bedenklich und bestand darauf, Dr. Rabener zu Rath zu ziehen. So kam denn dieser mehr und mehr, ja oft zu ihnen und war dem Ehepaar stets willkommen, auch wenn er nicht gerade als Arzt kam, denn er war der beste Mensch

auf Gottes Erdboden, dem nichts am Herzen lag als Nächstenliebe und Wohlthätigkeit, und der unvergleichlich, wie Afra meinte, darüber zu sprechen wußte. Ueberdas floß er von Theilnahme für seine Patienten über, nicht nur für ihre körperlichen Leiden, sondern für Alles, was sie interessirte; — und so kannte er denn bald die Familie Herzog so genau, als habe er sein ganzes Leben in X. zugebracht. Eines Tages fand er Afra in Thränen. Auf seine theilnehmende Frage, was ihr widerfahren sei, erzählte sie ihm den Kummer, den ihre Schwester Franziska der Familie mache. Sie sei nicht zufrieden bei den Eltern und lehne doch aus Launenhaftigkeit die besten Heirathsanträge ab; der Vater altere sichtlich; die Mutter sei sorgenvoll wegen Mann und Tochter — und eine trübsinnige Stimmung, verbunden mit Unwillen über Franziska, verstöre die Familie, ausgenommen Telesphor, der bei seinen Studien Alles vergesse und die Enkel, die noch von nichts wüßten. So hatte die älteste Schwester, die Doctorin Hellmut, geschrieben; auf sie könne man sich verlassen, denn sie sei ruhig und bedachtsam, und übertreibe nicht, wie das der Agathe zuweilen geschehe.

„Wäre es nicht gut, diese peinliche Verstimmung zu heben?“ fragte Dr. Rabener, nachdem er aufmerksam zugehört hatte.

„Gewiß, Herr Doctor! aber wer vermag das!“ rief Afra und trocknete ihre Thränen.

„Das vermögen Sie ganz leicht, Frau Professorin.“

Ungläubig und doch gespannt sah sie ihn an.

„Ja, ganz leicht!“ wiederholte er zuversichtlich: „Sie lassen Ihre Schwester auf einige Zeit herkommen. Der Groll schwindet, wenn man dessen Gegenstand nicht immer vor Augen hat. Die Eltern werden sich beruhigen, die Verwandten werden vergessen, das junge Fräulein wird hier auf bessere Gedanken kommen und deren Anwesenheit wird auf Sie die beste Wirkung haben, denn Sie hängen ungemein an Ihrer Heimat und Ihrer Familie und werden die Trennung weniger fühlen, wenn Ihre Schwester hier ist.“

„Wenn das eine Fügung Gottes wäre!“ sagte Afra sinnend und faltete die Hände. „Denken Sie nur! meine Schwester schreibt auch noch, daß ihr Schwiegervater, der alte Dr. Hellmut, in's Bad gehen müsse und mich auf seiner Durchreise hier besuchen werde. Wenn er die Fränz mitbrächte! das wäre die einzige Möglichkeit, wie mein Vater zur Einwilligung zu bestimmen wäre.“

„Sehen Sie, wie gut sich das macht! der alte Dr. Hellmut bringt sie hin und her.“

„Wenn nur der Vater es erlaubt ... die Fränz kommt mit Freuden.“

„Es werden sich gewiß einige Ihrer Verwandten für diesen Plan interessiren und die Bitten unterstützen, die Sie Ihrem Vater an's Herz legen.“

„Ich will ihn gleich meiner Schwester Hellmut mittheilen, sobald ich mit meinem Mann Rücksprache nahm,“ sagte Afra. „Ist Apollonie mit ihrem Mann und ihrem Schwiegervater dafür, so setzen sie die Sache durch, denn sie gelten am meisten bei den Eltern.“

Professor Stark war minder entzückt von dem ganzen Plan, als Afra.

„Es ist ein schrecklicher Gedanke, die Fränz hier wochenlang zu haben, Weibl, denn Du weißt, sie ist mir nicht sehr hold. Wir wollen abwarten, was Apollonie dazu sagt.“

„Der Meinung bin ich auch; aber Du kannst Dich darauf verlassen, daß die Fränz hier anders sein wird, als in X.“

Die Doctorin Hellmut faßte den Vorschlag sehr lebhaft auf; es war ein leichtes, einfaches Mittel, um von der allgemeinen Verstimmung abzulenken, und den bleiernen Druck, der auf dem Elternhause lag, zu heben. Ihr Schwiegervater war gern bereit, Franziska unter seinen Schutz zu nehmen,

da es sich ja nur um eine zwölfstündige Fahrt im Eilwagen handelte.

Nachdem Apollonie den Eltern die Sache vorgetragen hatte, sagte Herzog:

„Wenn es wirklich zum Besten der Fränz ist, wie Du meinst, Londchen, so will ich es erlauben. Ob es zu ihrem Besten ist, weiß ich nicht. Weißt Du es, Frau?“

Sie wiegte bedenklich den Kopf, während er fortfuhr:

„Es ist schmerzlich, wenn Eltern so wenig Bescheid wissen mit ihrem Kinde, wie wir mit der Fränz. Da sie aber nach ihren Launen handelt, auf welche Niemand gefaßt sein kann: so kann auch Niemand mit ihr Bescheid wissen. Vielleicht ist es ihr gut, einmal unsere ehrliche Afra wiederzusehen; vielleicht gefällt ihr die große Stadt aber auch dermaßen, daß sie noch viel unzufriedener heimkehrt.“

„Gott bewahre!“ sagte Frau Herzog, „das wollen wir nicht fürchten! dann wäre es schon besser sie bliebe hier.“

„Afra muß ihr recht in's Gewissen reden,“ sagte die Doctorin, „sie ist am offensten gegen Afra.“

„Nun, in Gottes Namen,“ sagte der Vater, „ich will ja nur das Beste des Kindes.“

Bei dem Nachtessen pflegte Herzog die Familienangelegenheiten zu besprechen. Die Sorgen und

Arbeiten des Tages waren abgethan und er beschäftigte sich dann gern mit anderen Dingen. Auch jetzt sagte er während des Nachtessens:

„Höre, Fränz, die Afra befindet sich nicht zum Besten; sie hätte Dich gern auf einige Wochen bei sich. Gingest Du gern zu ihr?"

„O mit Freuden!" rief Franziska lebhaft.

„So halte Dich bereit. Am ersten Mai reist der alte Hellmut in's Bad, bringt Dich zur Afra, und holt Dich nach drei Wochen wieder bei ihr ab."

„Vater .... Mutter! ist das wirklich wahr!" rief Franziska schwankend zwischen Freude und Zweifel.

„Warum sollte es nicht wahr sein, Fränz?"

„O es wäre zu schön! .... es würde mich zu sehr freuen!"

„Nun so freue Dich nach Herzenslust," sagte Frau Herzog, „denn es bleibt dabei: am ersten Mai reisest Du zur Afra."

Franziska war selig. Die Vorstellung beglückte sie, eine Reise zu machen und sich in einer großen Stadt einige Wochen aufzuhalten. Was würde sie da nicht sehen und hören, erleben und erfahren! sie träumte von Wunderdingen, die da geschehen müßten.

„Ach Gott!" sagte Agathe ungeduldig, „bilde Dir nur keinen Unsinn ein! die Leutchen gehen dort just so auf zwei Beinen wie hier."

„Und bedenke," setzte die Doctorin Hellmut hinzu,

„daß Du wohl nicht viel aus dem Hause kommen wirst; denn Afra ist leidend und ihr Mann ist sehr beschäftigt, da er auch Privatunterricht gibt.“

„Gleichviel!“ rief Franziska, „ich komme doch endlich einmal aus diesem Krähwinkel heraus!“

„Suche nur gescheuter wiederzukommen, als Du fortgehst,“ erwiderte Agathe ärgerlich.

„Und rede nicht so verletzend, Fränz!“ sagte die sanfte Doctorin. „Du weißt, daß der Vater sein Städtchen gerade so liebt, wie der stolzeste Bürger von Hamburg oder Frankfurt seine Vaterstadt liebt; — Du weißt, daß er im Stillen noch immer hofft, durch Dich einen Nachfolger für sein Geschäft und für seine Firma zu bekommen: also laß doch die kränkenden Reden fahren.“

„Ich will eben nicht den Vater in seiner stillen Hoffnung bestärken, denn ich bin des Holzhandels satt und übersatt!“ sagte Franziska schneidend.

„Thörichtes Mädchen!“ zürnte Agathe; aber Apollonie schwieg, um den Trotz der Schwester nicht herauszufordern.

Franziska langte wohlbehalten bei Afra an und fühlte sich so zufrieden, daß ihr Benehmen, ihre Laune, der Ausdruck ihres Gesichts, ihre Redeweise, — ganz verändert, ganz anmuthig waren. Der gute Professor Stark sagte am ersten Abend zu Afra:

„Welche vortheilhafte Veränderung ist mit der

Fränz vorgegangen! in der That unglaublich! jetzt sieht man erst, welch' ein schönes Mädchen sie ist."

„Wenn sie sich nur recht glücklich hier fühlt, damit sie auch so bleibe," erwiderte Afra besorgt.

Aber Franziska fühlte sich ganz außerordentlich glücklich; nicht durch den Aufenthalt in der großen Stadt, von der sie bei der häuslichen Lebensweise ihrer Schwester wenig zu sehen bekam, aber durch den Umgang mit Dr. Rabener.

„O Afra! was ist das für ein interessanter Mann!" sagte sie ganz begeistert; „dem könnte man tagelang mit Vergnügen zuhören!"

„Er ist aber kein Prinz, kein General .... nicht einmal ein Graf," erwiderte Afra scherzend.

„Neben ihm verschwinden alle Prinzen, Afra! — und hörtest Du nicht wie er sagte, mit den sogenannten höheren Ständen wäre es heutzutage aus und verbei! sie wären verrottet, ohne Geist, ohne Charakter, ohne Verständniß für unsere große Zeit der constitutionellen Regierungen, welche die Tüchtigkeit des Mannes zur Geltung und in Anschlag brächten. Was bis jetzt höherer Stand gewesen sei, gehe reißend bergab und zu Grabe, und der Staatsbürger komme zur Höhe."

„Hat er das Alles gesagt?" fragte Afra verwundert.

„Freilich! ich wäre aus mir selbst nicht im

Stande, die Worte für solche große Gedanken zu finden, obschon manche seiner Gedanken in meiner Seele gleichsam geschlafen haben und nun durch ihn geweckt werden."

„Wenn er über dergleichen sehr hohe Dinge spricht," sagte Afra, „so verstehe ich ihn nicht immer, denn mir fehlen dazu manche Kenntnisse; allein wenn er von den Verpflichtungen spricht, welche die Nächstenliebe uns auflegt, so bin ich ganz ergriffen."

„Du mußt aber Humanität sagen, Afra, nicht Nächstenliebe."

„Rabener sagt, es sei Eines und Dasselbe."

„Eben deshalb, Afra! Humanität klingt viel gebildeter. Von der Nächstenliebe kann man in jeder Predigt hören."

„Du bist und bleibst ein curioses Mädchen, Fränz. Aber ich muß Dir gestehen, daß ich am liebsten so spreche, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und das ist ehrliches Deutsch."

„Und ich so, wie ich Dr. Rabener reden höre."

Dr. Rabener bemerkte sogleich den ungeheuern Eindruck, den er auf Franziska machte und auf den er es abgesehen hatte. Eine gute Heirath zu machen, wäre ihm höchst erwünscht gewesen. Daß Afra einen bejahrten wohlhabenden Vater und eine junge hübsche Schwester habe, erfuhr er bald; daß seine Niederlassung in X. vortheilhaft genug werden könne,

war auch ziemlich wahrscheinlich, denn der alte Dr. Hellmut war nicht unsterblich und mit dem jungen trat man in die Schranken. Daß aber Franziska so schön sei und sich so schnell für ihn begeistern werde, konnte er nicht ahnen. Es schmeichelte seiner Eitelkeit ungemein, und diese trieb ihn an, das schöne Mädchen mehr und mehr für sich einzunehmen. Als kaum vierzehn Tage verflossen waren, hörte er plötzlich auf bei Afra zu erscheinen. Der erste Tag erregte ein gewisses Befremden; doch Afra glaubte, daß zahlreiche Patienten den Doctor in Anspruch genommen hätten. Der zweite Tag verging für Franziska in ängstlicher Spannung und für Afra mit steigendem Befremden. Als aber Dr. Rabener auch am dritten Tage nicht erschien, konnte Franziska ihre fieberhafte Aufregung nicht verbergen; sie sprach kein Wort und sah leichenblaß aus.

„Rabener muß krank oder verreist sein," sagte Afra zu ihrem Mann.

„Keines von beiden; er streifte heute Nachmittag eiligst an mir vorüber. Er wird wohl Abhaltungen haben um nicht zu kommen," sagte Professor Stark gleichmüthig.

Franziska dachte das auch; allein was konnten das für Abhaltungen sein? wußte er denn nicht, wie weh er ihr thue?

In der Frühe des vierten Tages faßte Afra ihren Entschluß: sie schickte ihr Dienstmädchen hinauf und ließ Dr. Rabener zu sich bitten. Er kam verlegen und befangen, blickte rasch im Zimmer umher und schien beruhigt Athem zu schöpfen, da er Afra allein fand.

„Haben wir Sie beleidigt, Herr Doctor?“ fragte sie unbefangen ihm entgegen.

„O Gott nein! . . . . wie können Sie das denken . . . . und warum?“ antwortete er verwirrt.

„Warum? Weil Sie sich drei volle Tage nicht bei uns sehen ließen.“

„Haben Sie das bemerkt?“ fragte er gespannt.

„Aber wie Sie thun, Doctor!“ sagte die einfache Afra fast unwillig.

„Nun!“ rief er aufgeregt, „ich will Ihnen mein Geheimniß anvertrauen: ich liebe Ihre Schwester, und da ich nicht weiß, weder wie sie für mich gesinnt ist, noch ob Ihre Eltern unsere Verbindung gern sehen werden, so habe ich es am Besten gefunden unseren Umgang abzubrechen — mit welchen Gefühlen, nach welchem Kampf . . . . das kann ich nicht mit Worten ausdrücken.“

„Das ist sehr brav von Ihnen,“ entgegnete Afra harmlos; „aber ich glaube, Sie können sich über beide Punkte beruhigen. Mir scheint, meine Schwester hat eine große Bewunderung für Sie und

meine Eltern wünschen hauptsächlich das Glück ihrer Kinder."

„Aber Ihre Schwester kann ganz andere Ansprüche machen bei ihrer wundervollen Schönheit und ihrer Aussicht auf Vermögen. Ich habe ihr keine andere Existenz zu bieten, als die, welche auf meiner Praxis beruht."

„Es können ja nicht alle Leute reich sein," sagte Afra tröstend; „meine beiden Schwäger sind zwar in sehr guter Lage; aber mein Mann und ich ... wir müssen uns nach der Decke strecken, und ein geschickter Arzt, wie Sie, hat immer gute Aussichten."

„Also ich darf hoffen! ich darf dies Glück in's Auge fassen!" rief er.

Afra besann sich auf ihre Antwort, weil sie die Gesinnung der Eltern nicht zu verbürgen wagte, wenn sie auch über Franziska außer Zweifel war. Aber war es Zufall oder hatte Franziska Rabener's Stimme gehört, sie trat in's Zimmer und ein helles Roth der Freude überflog ihr bleiches Antlitz, da sie ihn erblickte. Er wendete sich nun rasch an sie und fragte innig:

„Darf ich auf das höchste Glück hoffen? Würden Sie wirklich die Meine werden wollen?"

„Ja!" sagte Franziska entschieden.

„Nur nicht zu hastig!" warf Afra mit einiger

Beklommenheit dazwischen: „wir wollen abwarten ob auch die Eltern Ja sagen.

„Also noch immer quälende Ungewißheit!“ rief Rabener.

„Nicht doch!“ erwiderte Franziska: „ich bin fest entschlossen, bei meinem Ja zu bleiben. Sind wir einig, so kann uns Niemand trennen.“ — Dabei blieb sie.

Professor Stark war mit dieser Verlobung äußerst unzufrieden und sagte zu Afra:

„Weibl! Du hast einen dummen Streich gemacht! daß sich zwei junge Leute in einander vergaffen, kommt täglich in der Welt vor; aber sie trennen sich und vergessen einander wieder — das kommt zum Glück auch vor. In einigen Tagen zieht die Fränz wieder ab und hätte in sechs Monaten den guten Doctor vergessen. Wer heißt Dich ihn tribuliren, bis er mit der Sprache herausrückt! .... Ich dulde keine Liebschaft in meinem Hause.“

„Gott bewahre! eine Liebschaft!“ sagte Afra beinah weinend: „es ist ein ganz ernsthaftes Eheversprechen.“

„Und wenn die Eltern dagegen sind und aus der Ehe nichts wird, Weibl .... was ist es dann?“

„Aber warum sollten die Eltern dagegen sein? Rabener ist, was Hellmut ist.“

„Ja! aber unter ganz anderen Verhältnissen.

So ein wildfremder Schwiegersohn wird den Eltern nicht behagen.“

„Wildfremd! er ist ja unser Arzt, unser Hausgenosse, unser Freund!“ rief Afra.

„Ich sage nichts gegen Rabeners Persönlichkeit, Weibl! nur wüßte ich gern, ob seine Finanzen ihm erlauben einen Hausstand zu gründen — und gar mit der Fränz, die immer hoch hinaus will.“

„O, das ist ganz vorbei! sie hat Rabener so gern und ist so für ihn eingenommen, daß kein Fürst und kein Prinz ihm den Rang streitig machen kann. Wie er es hat, wie er es liebt: so ist es ihr recht.“

Franziska war überglücklich. Sie stellte schon ihre ganze Zukunft in Uebereinstimmung mit Rabener fest. Er erklärte ihr, es sei ihm unmöglich hier, wo so viele Aerzte ihm Concurrenz machten, einen Hausstand zu gründen; daher werde er sich in X. niederlassen, da Hellmut Vater und Sohn unmöglich ausreichen könnten, wenn einmal Cholera, Typhus oder andere ansteckende Krankheiten herrschten. Anfangs werde er zwar Mühe haben Praxis zu finden; nehme er aber seinen Wohnsitz in X., so lebte er doch in demselben Ort mit ihr und könne sie beständig sehen.

Franziska hätte sich viel lieber in der großen Stadt niedergelassen; allein der Gedanke einer langen Trennung von Rabener war ihr unerträglich,

und überdas mußte ja Krähwinkel zum Paradiese werden, wenn er darin weilte. In dieser Stimmung kehrte sie mit dem alten Doctor Hellmut nach X. zurück und versetzte ihre Mutter in die höchste Bestürzung, indem sie sich derselben als Rabeners Braut in die Arme warf und sie bat, ihre Fürsprecherin bei dem Vater zu sein.

„Sagen werde ich es ihm sogleich, das versteht sich! aber billigen und in Schutz nehmen kann ich Dein Verfahren nicht," sagte Frau Herzog; „eine gute Tochter handelt nicht so."

Sie trug die Sache aber doch so schonend wie möglich für Franziska dem Vater vor, und hielt mit deren greller Bestimmtheit zurück.

„Ganz wie ich es vorhersagte," antwortete Herzog sehr verstimmt: „verkehrt ging die Fränz hin, verkehrter kommt sie zurück. In Liebeleien dürfen sich aber unsere Töchter nicht einlassen. Hat dieser Doctor sein Brod, so werbe er in geziemender Weise um die Fränz und eheliche sie; hat er es nicht, so wird die Sache kurz und gut abgeschnitten. Er hat es nicht, wie sie Dir eingestanden hat; folglich hört die ganze Geschichte auf. Sage das der Fränz und daß ich kein Wort mehr davon hören will. Punktum."

Franziska war außer sich über diesen Bescheid. Trotz der Bitten ihrer Mutter sich wenigstens vor-

her zu fassen und zu sammeln, stürmte sie zu ihrem Vater, erklärte ihm, daß sie dem Doctor Rabener ihr Wort gegeben, und daß Niemand das Recht habe sie zum Wortbruch zu zwingen; sie sei dessen Braut und wolle seine Frau werden; sie brauche nur zu warten bis sie einundzwanzig Jahre zähle: dann sei sie mündig und frei in ihrer Wahl.

„Was muß das für ein Wicht sein," sagte Herzog verächtlich, „der eine Tochter in diesen Zustand der Empörung gegen ihre Eltern versetzt! Hätte er Etwas, wäre er Etwas, so könnte man ihn allenfalls entschuldigen und sagen, er biete ihr ja die Lage an, auf die sie Anspruch machen könne; aber nichts zu haben, weder Vermögen, noch Gehalt, noch feste Stellung — und dennoch sich in eine Familie eindrängen zu wollen, indem man einer Tochter den Kopf verdreht: das ist gemein gedacht und gemein gehandelt, und einen solchen Wicht will ich nicht zum Schwiegersohn. Dabei bleibt es. Punktum."

Franziska hatte eine Anwandlung von Nervenzufällen, was aber den Vater sehr wenig rührte.

„Gieße ihr ein Glas Wasser in's Gesicht, so kommt sie auf der Stelle zu sich," sagte er gleichgültig zu seiner beängstigten Frau und verließ das Zimmer.

Frau Herzog wußte gar nicht, wie sie diese re-

bellische Tochter behandeln solle; sie machte ihr Vorwürfe, sie weinte vor Bekümmerniß, sie drang in sie mit Bitten und Vernunftgründen. Aber Franziska blieb unbewegt und erklärte nur, sie werde lieber sterben als von Rabener lassen. Dies sagte sie nicht nur den Eltern, den Schwestern, dem Pfarrer, den Schwägern — Allen die sich bemühten sie auf andere Gedanken zu bringen, sondern auch an Florestine, welche die ganze Begebenheit, als etwas sehr Merkwürdiges, ihrem Vater mittheilte.

„Sehen Sie, wie gut es war, daß ich die Franziska nicht zur Gesellschafterin meiner Flore machte," sagte Herr von Cronenstein zu Frau von Strahl.

„Dann wäre diese ganze einfältige Geschichte überhaupt nicht vorgefallen und es wäre also auch für Franziska ein Glück gewesen!" sagte sie.

„Diese Geschichte freilich nicht, doch sehr wahrscheinlich irgend eine andere," versetzte er. „Ein junges Mädchen, das so schnell und so unbesonnen ein Verhältniß anknüpft und so halsstarrig dabei bleibt — dem ist nicht zu trauen! in dem steckt etwas, das ich weit von Florestine zu entfernen wünsche: der Geist der s. g. Emancipation, die ja weiter nichts ist, als eine Herabwürdigung des Weibes unter das Caudinische Joch gemeiner Leidenschaft."

„Hat der Besuch am letzten Sonntag Sie nicht sehr daran erinnert, daß nun bald für Florestine

die Zeit kommt, wo auch sie eine Wahl treffen wird, die über das Glück oder das Unglück ihres Lebens entscheidet?" fragte Frau von Strahl.

„Wie sollte ich nicht!" entgegnete Herr von Cronenstein mit tiefer Wehmuth: „täglich denke ich daran, und täglich — ich gestehe es Ihnen! bebe ich vor dem Gedanken zurück. Wenn diese Perle in eine Hand fiele, die ihren Werth nicht zu schätzen wüßte!"

Frau von Strahl seufzte, denn sie dachte an ihre Ehe und sagte:

„Meine Gertraud hatte freilich den besseren Theil erwählt."

„Das hatte sie!" rief er mit Wärme: „und wäre das Florestinens Beruf, so würde ich sie und mich glücklich preisen. Ja, der Gedanke, daß hier ein Kloster entstehen, daß dereinst über meinem .... über unserem Grabe das fromme Gebet nimmer aufhören würde, wäre mir unsäglich süß. All unser Hab' und Gut liegt ja stets in Gottes Hand und gehört ihm; jetzt aber, da meine Familie ausstirbt, mein Name erlischt, mein Wappenschild zerbrochen in mein Grab gelegt wird; jetzt wäre es mir eine Wonne mein letztes Vermächtniß zu Gunsten Gottes zu machen und ihm direct, ihm ausschließlich mein Kind und Alles, was ich besitze zu

weihen. Doch daran ist nicht zu denken, weil Flore nicht daran denkt."

„Es ist mir schon oft aufgefallen, daß sie mit ihrer frommen, reinen, lichten Seele so gar nicht daran denkt," sagte Frau von Strahl, und da sie einem besorgten Blick ihres Schwagers begegnete, fügte sie rasch hinzu: „Sein Sie ganz ruhig! ich suche nicht Flore zu beeinflussen! ich sehe aber aus unseren traulichen Gesprächen, wie sie gesinnt ist und ich bestätige, daß das Kloster nicht ihr Beruf ist."

So drehte sich in zwei Familien die höchste Theilnahme um die Zukunft einer Tochter. Während aber der eine Vater seine Wünsche — und zwar die edelsten, die das Vaterherz haben kann, gar nicht in Anschlag brachte, wollte der andere noch immer nicht von den seinen lassen; am wenigsten jetzt, wo die Ankunft des jungen Guldman mit einer gewissen Spannung von der ganzen Stadt erwartet wurde.

Der Vater Guldman betrieb auch ein Holzgeschäft in X. und befand sich wohl dabei. Er hatte einen Bruder, dessen speculativer Kopf sich in den kleinen Verhältnissen einer Landstadt beengt fühlte und der nach Amerika ging, um dort sein Glück zu suchen. Er fand es insofern, als er ein großes Vermögen erwarb. Einen Erben hatte er

aber nicht; seine Ehe blieb kinderlos. Vor etwa zehn Jahren schrieb er seinem Bruder, dieser möge ihm seinen Sohn nach Amerika schicken; er wolle den Neffen zum Associe und dereinst zu seinem Erben machen. Der alte Guldman schickte mit Freuden den jungen Menschen nach New-York, nicht ahnend, daß dies eine Trennung für's Leben sei; denn es verging Jahr um Jahr, aber Vincenz kam nicht wieder. Nun war vor sechs Monaten der alte Guldman in X. gestorben und man wußte nicht was aus dem Geschäft werden solle. Einstweilen führte es die Wittwe. Bald hieß es, der Vincenz werde kommen und seine Mutter nach Amerika abholen; bald, er werde sich in Hamburg oder Bremen niederlassen; bald, sein Kommen sei ganz ungewiß. Auf einmal hieß es, er komme nächstens, er sei schon in London.

Es war dem alten Herzog unmöglich sich des Gedankens zu erwehren, dies sei der Mann für seine Fränz, und nach seinem Maßstab schien ihm das Geschäft Guldman und Herzog großartig genug, um die Thätigkeit des Amerikaners auszufüllen, so daß er gar nicht nach Bremen oder Hamburg zu gehen brauche, um glückliche Speculationen zu machen. Und nun verstörte Franziska's Thorheit seine Hoffnungen! er konnte seinen Unwillen gar nicht bemeistern, versicherte bei jeder Veranlassung

— und oftmals auch ohne sie! — er werde nie die unsinnige Heirath zugeben, und reizte sie nur um so mehr zum Eigenwillen auf.

Selbstverständlich war Vincenz Guldman Gegenstand des Stadtgesprächs. Franziska nahm aber nie anders Theil daran, als um dies allgemeine Interesse für einen Geldsack lächerlich und verächtlich zu machen.

„Ich begreife Euch gar nicht!“ sagte sie, als sie einmal mit Agathe bei der Doctorin Hellmut war: „ich sehe nichts Interessantes darin, daß dieser Guldman herkommt.“

„Es ist doch ein seltenes Schicksal,“ erwiderte Apollonie, „tief aus unserem Deuschland heraus nach Amerika gerufen zu werden und nach zehn Jahren steinreich zurückzukehren.“

„Weil er einen steinreichen Onkel hat!“ rief Franziska wegwerfend. „Hätte er den Reichthum erworben, errungen — ja! das würde auch mich interessiren! aber jetzt legt der Reichthum kein Zeugniß ab für seine Tüchtigkeit, seinen Geist und seinen Charakter, und das ist das Einzige, was ich am Mann schätze.“

„Du würdest Dich doch sehr glücklich fühlen, wenn Dr. Rabener plötzlich einen Onkel in Amerika beerbte!“ rief Agathe ungeduldig: „sprich nicht so

von oben herab vom Reichthum, Fränz! man glaubt Dir's doch nicht."

„Das Verfahren des Vaters würde mich zur Freude über ein solches Ereigniß zwingen, doch nicht Rabeners wegen," antwortete sie hochfahrend. „Der Mann ist mehr werth, als alle amerikanische Millionenmänner zusammengenommen."

„Nun, es ist recht gut, daß Du nicht als Prätendentin für diesen Millionenmann auftrittst, Fränzchen," sagte die Doctorin freundlich scherzend, „denn ich höre, daß schon einige Mütter und Töchter ihr Netz nach diesem Goldfisch auswerfen wollen."

„Das kann ich mir vorstellen!" sagte sie verächtlich.

Trotz dem, und ganz heimlich, war auch sie gespannt auf die Ankunft des Amerikaners. Endlich kam er. Als eine Postkalesche mit Postpferden bespannt vor dem bescheidenen Hause der Frau Guldman hielt, entstand ein kleiner Auflauf, den die Neugier veranlaßte, in der Gasse, ja fast im Städtchen. Franziska saß im Fenster, als er vorüberfuhr. Wie viel angenehmer das doch ist, als in dem schrecklichen Eilwagen eingepfercht zu sitzen! sprach sie zu sich selbst. Bei Allem was sie sah und hörte, warf sie einen Seitenblick auf sich selbst, der ihre Unzufriedenheit mit ihren Verhältnissen verrieth.

Vincenz Guldman erschien und verschwand wie ein Meteor. Mit amerikanischer Entschiedenheit hatte er zuvor genau überlegt, was er thun wolle, und nun führte er es mit einer Schnelligkeit aus, welche seine langsam überlegenden Mitbürger gar nicht fassen konnten. Er ging zum alten Herzog, dessen Gewohnheit er kannte stundenlang im Holzhof sich aufzuhalten. Er ging geradesweges durch das Haus durch und ohne Vorrede oder Einleitung fragte er, ob Herzog etwa Lust habe das Guldman'sche Geschäft mit dem seinen zu vereinigen; wenn nicht, so lasse er es eingehen, und für diesen Fall sei der Holzvorrath nach Z. verkauft. Er selbst gehe nach New-York zurück.

Dem alten Herzog fiel das Herz vor die Füße, als dieser letzte Anker seiner Hoffnung von den Wellen des Lebens zerbrochen wurde. Er lehnte den Ankauf ab; für wen sollte er sich mit Arbeit überladen — wem das vergrößerte Geschäft hinterlassen?

„Das zu wissen ist Ihre Sache, Sir! ich kann es nicht wissen!" entgegnete Guldman, empfahl sich und sauste wieder über den Flur durch das Haus auf die Gasse hinaus, so daß Frau Herzog, die mit einem Knix unter die Küchenthür trat, völlig unbeachtet blieb.

„Gott bewahre!" sagte sie zu ihrem Mann, wel-

cher versucht hatte seinem Besuch das Geleit zu geben, aber zur Hofthür eintrat, als jener durch die Thür nach der Gasse verschwand: „ist das amerikanische Mode, wie ein Wirbelwind durch fremde Häuser zu fegen, so lobe ich mir deutsche Art mit guten Tag und guten Weg.“

„Ja, Frau! wenn man so alt wird wie wir — da gefällt einem Manches in der Welt nicht mehr,“ sagte er niedergeschlagen und kehrte in seinen Holzhof zurück.

Mochte nun auch Vincenz Guldman nicht sehr gemüthlich und nicht sehr höflich sein, und war das schöne Geschlecht in X. nicht sehr von ihm erbaut, so war er doch sehr gut für seine Mutter und für seine beiden Schwestern gewesen und hatte sie in sehr bequeme Verhältnisse versetzt, so daß man dennoch mit ihm zufrieden war, als er plötzlich wieder aus X. verschwand. Er hatte ferner dem Bürgermeister eine hübsche Summe für die Armen der Stadt zugestellt, auf Franziszibergl eine Stiftung für vier Krankenbetten, vier Waisenkinder und vier alte hülfsbedürftige Greise gemacht und endlich dem Stadtpfarrer eine Geldsumme eingehändigt, um Schulschwestern nach X. zu berufen. Man sprach also nach seiner Abreise wo möglich noch mehr von ihm als vor seiner Ankunft. Deshalb sagte auch Franziska ganz ungeduldig:

„Ich bin krank von dem Gerede über Vincenz Guldman! Wann wird es aufhören?"

„O es ist ja so schön, von einem Menschen nur Gutes zu vernehmen, daß ich beständig zuhören möchte," sagte die Doctorin Hellmut.

„Er läßt ein paar Brocken seines Reichthums hier zurück; — ist das etwas Großes?" fragte sie.

„Nichts Großes, aber etwas Gutes!" rief Agathe: „und er thut es mit Ueberlegung und denkt an jede Art von Bedürftigkeit."

„Das ist allerdings recht human," sagte Franziska kühl.

„Human?" rief Agathe: „human! sinnloses Wort! Christlich ist es, Fränz!"

„Und daß er die Schulschwestern hier eingeführt haben will — nennst Du das auch christlich, arme Agathe?" fragte Franziska mitleidig.

„Wie denn sonst?" fragte Apollonie und Agathe höchlichst verwundert.

„Es ist bigot! er will Euere Töchter von Betschwestern zu Betschwestern erziehen lassen."

„Aha!" rief Agathe erzürnt: „diese Ansichten bringt Dir der Doctor Rabener in seinen zahlreichen Briefen bei."

„Was weißt Du von seinen Briefen?" fragte Franziska erröthend.

„Ich weiß, daß Afra nicht sehr schreibelustig ist

und daß dennoch zweimal wöchentlich Briefe an Dich einlaufen, deren Adresse sie geschrieben hat — doch schwerlich den Inhalt."

„So spionirt man um mich herum!" rief Franziska beleidigt.

„Das ist kein Spioniren! mein Mann hat die Post und die Briefe gehen durch seine Hand."

„Und warum sollte ich nicht an Doctor Rabener schreiben?" rief Franziska: „ich bin seine Braut, und Verlobte stehen im Briefwechsel."

„Möchten seine Briefe nur nicht so verkehrte Ansichten aussprechen," nahm die Doctorin das Wort: „denn aus Dir selbst kommen sie nicht."

„Doch! doch!" erwiderte Franziska eifrig: „es sind immer in mir Gedanken gewesen, die mit seinen Ansichten übereinstimmen."

„Dergleichen Gedanken steigen wohl einmal in jedem von uns auf; aber man schlägt sie sich aus dem Sinn, man bekämpft sie, denn es sind Versuchungen" . . . . —

„So heißt es! so wird gepredigt!" unterbrach Franziska: „das ist aber grundfalsch! solche Gedanken sind die Frucht eines selbständigen Geistes . . . . eines Geistes, der sich mündig fühlt" . . . . —

„Und der deshalb nachplappert, was ihm ein Doctor Rabener, vorschwatzt!" sagte Agathe: „ein

Doctor Rabener, der vielleicht Jude, Protestant, Türke oder Heide ist."

„Um sein Glaubensbekenntniß habe ich mich nicht bekümmert," sagte Franziska gleichgültig: „doch zu Deiner Beruhigung wisse, daß er Katholik ist."

„O weh!" rief Agathe: „ein Katholik, der die Werthschätzung des Ordensstandes Bigotterie und Ordensfrauen Betschwestern nennt, der christlichen Liebe aber nicht einmal die Bezeichnung christlich gönnt — o weh! o weh! da wäre mir der Jud oder Türk schon lieber; denn die wissen nichts vom Christenthum! aber so ein schlechter Katholik verachtet es."

„Er ist ein aufgeklärter Katholik," sagte Franziska mit großer Ruhe.

„Mein Gott, Fränz," sagte die Doctorin traurig, „wie kannst Du auf das Gerede dieses Mannes ein solches Gewicht legen!"

„Ihr legt ja ein eben so großes Gewicht auf das, was die Geistlichen sagen," antwortete sie.

„Mit Recht! denn der Geistliche ist mit dem Lehramt beauftragt."

„Dies Amt kann Jeder übernehmen, der den Geist dazu hat!" rief Franziska.

„Dann lehrt Jeder in seinem Namen und seinen eigenen Geist," erwiderte die Doctorin, „während der Geistliche den Auftrag von seinem Bischof bekommt,

die Lehre der Kirche zu verkündigen und im Namen Jesu Christi zu sprechen."

„Sieh!" sagte Agathe und zählte es an den erhobenen Fingern auf: „will Dein Doctor Rabener aus sich selbst das Recht haben Religion lehren, so leugnet er erstens die Kirche. Wer das thut, leugnet zweitens den, der sie gestiftet hat; — und wer Christus leugnet, der leugnet drittens die heilige Dreifaltigkeit: also Gott! folglich ist Dein Doctor Rabener ein Gottesleugner."

„Gott bewahre," sagte Franziska, welche gegen diese Logik nichts einzuwenden wußte: „er ist ein herrlicher Mann."

„Herrlich hin! herrlich her!" rief Agathe: „er ist kein Christ. Punktum — wie der Vater sagt."

Da Franziska noch nicht in die Christus-Mythe eingeweiht war, konnte sie auch noch nicht gehörig die christlichen Dogmen bekämpfen und so begnügte sie sich mit der Antwort:

„Ihr versteht ihn nicht."

Sie nahm sich aber vor, Dr. Rabener um eine ausführliche und genaue Belehrung zu bitten, welche die Catechismus-Weisheit ihrer Schwestern gründlich widerlege — eine Sache, die sie in ihrer Befangenheit für sehr leicht hielt.

Das Gespräch der Schwestern wurde unterbrochen, indem die älteste Tochter der Doctorin verstört in's

Zimmer stürzte, ihrer Mutter um den Hals fiel und stammelte:

„Der Großvater ist todt.“

Alle eilten erschreckt in den Garten, wo er in der Laube saß und dem Spiel der Kinder zusah. Aber er war zusammengesunken und sein Blick starr. Die Kinder drängten sich scheu und beklommen an die Mutter. Die größeren wurden entsendet um den Vater zu suchen, der auf dem Rundgang bei seinen Kranken war. Bis er kam hatte sich der alte Doctor so weit erholt, um bei voller Besinnung zu sein und sein nahes Ende zu fühlen. Er ließ seine sämmtlichen Kinder und Enkel und seine guten alten Freunde, den Stadtpfarrer, Herrn von Cronenstein und Herzog rufen, nahm von ihnen Allen Abschied, als ginge er auf eine Reise, deren Endziel sie sämmtlich ganz bald erreichen würden, empfing andächtig die Sterbesacramente und entschlief in Frieden.

Sehr wahrscheinlich war Franziska Herzog die einzige Person in der Stadt, die mit diesem Todesfall zufrieden war. Ja, sie hatte Lust, dem Doctor Rabener eine prophetische Gabe zuzuschreiben, weil er vor drei Monaten sagte, der alte Dr. Hellmut sei nicht unsterblich. Diese höchst merkwürdige Weissagung war nun eingetroffen und somit in kürzester Frist der glückselige Fall, daß Rabener sich in X. mit Aussicht auf bedeutende Praxis niederlassen konnte.

Sie schrieb ihm sogleich und versicherte, wenn auch ihr Schwager Hellmut Kreisarzt wie sein Vater würde und einige von dessen Patienten erbte, so würden sich doch gewiß Viele dem neuen Licht zuwenden; er möge getrost kommen. Rabener antwortete, er werde kommen.

Nach einiger Zeit erfuhr die Stadt X. zu ihrem größten Erstaunen, nicht Doctor Hellmut sei Kreisarzt geworden, sondern es werde ein Dr. Rabener als solcher hergeschickt — und sogar mit dem Titel Medizinalrath! es mußte also wohl ein sehr tüchtiger Mann sein, und man kam darin überein, daß ein solcher der Stadt Noth thue. Bevor die Kunde allgemein wurde, hatte Franziska sie mit unbeschreiblichem Triumph ihren Eltern mitgetheilt. Der Habenichts, der wildfremde Mensch, war also ein Herr Medizinalrath, und dessen Bewerbung war gewiß so ehrenvoll wie möglich. In demselben Sinn schrieb Afra den Eltern. Sie war nun einmal für Rabener eingenommen und folglich nach Frauenart, oder richtiger — nach menschlich-natürlicher Art, blind und taub für das, was gegen ihn zu sprechen schien. Sie fand die Heirath vortrefflich und war stolz auf den künftigen Schwager.

Ihr Mann hatte zwar gesagt:

„Weibl, verbrenn' Dir nicht die Finger mit dieser Geschichte. Vielleicht bereust Du es, daß Du der Fränz so viel Kohlen zum Liebesfeuer zuträgst."

„Die arme Fränz! sie muß doch Jemand haben, der sich ihrer annimmt," meinte Afra.

„Das scheint mir nicht nöthig, Weibl, sie ficht ihre Sache schon allein durch, und mir wär' es lieber, wenn Du Dich nicht hinein mischtest. Denn sollte es wahr sein, was ich gehört habe, so würde der Vater außer sich gerathen."

„Was hast Du denn gehört?" fragte Afra.

„Rabener sei Freimaurer."

Afra erschrak, faßte sich aber schnell und sagte:

„Entweder ist das nicht wahr — nun, dann ist's leeres Geschwätz; oder es ist wahr — nun, dann gibt es vortreffliche Menschen unter den Freimaurern. Aber die Sache soll bald klar werden! ich frage ihn."

„Das laß nur bleiben! er würde nicht mit der Wahrheit herausrücken, da er Deine Familie genug kennt um zu wissen, daß sie Bedenken tragen würde, einen Freimaurer aufzunehmen."

Afra schwieg und dachte das Ihre. Nach einigen Tagen kam sie freudestralend zu ihrem Mann.

„Jetzt kann ich Dir genaue Auskunft über Rabener geben," sagte sie: „Ja ja! Du brauchst mich nicht so erstaunt anzuschauen! Ehrlich währt am längsten. Ich habe ihn ehrlich gefragt, zu welcher geheimen Gesellschaft er eigentlich gehöre. Er antwortete: Haben Sie nie von dem Vinzenz-Verein gehört? —

Wie sollte ich nicht! gab ich zur Antwort; aber das ist keine geheime, sondern eine ganz bekannte, von der Kirche gutgeheißene und empfohlene Gesellschaft, deren Statuten Jedermann lesen kann. — Es gibt verschiedene Gesellschaften, welche die edlen Zwecke des Vinzenz-Vereins verfolgen, sagte er, und die sich bestreben, Wohlfahrt, Glück und Bildung im ausgedehntesten Maß unter den Menschen zu verbreiten. Wenn eine solche Gesellschaft sich auf den Ausspruch des Evangeliums stützt, daß die rechte Hand nicht wissen soll, was die linke thut — und in stiller Verborgenheit wirkt, so zieht mich das weit mehr an, als die gedruckten Jahresberichte und die öffentlichen Versammlungen anderer Vereine. Man sollte uns wenigstens unsere Unscheinbarkeit gönnen. So hat er gesprochen."

„Und die genaue Auskunft .... wo bleibt sie?" fragte Professor Stark.

„Ich sage Dir ja, er gehört zu einem Verein, der ganz in der Stille und ohne Prahlerei für das Glück der Menschheit wirkt," erwiderte Afra und betonte jedes Wort um es eindringlicher zu machen.

„Du bist ein herzensgutes Weibl .... aber ein Genie in der Menschenkenntniß bist Du nicht!" sagte Professor Stark lachend und setzte sich an seinen Arbeitstisch.

Afra dachte bei sich selbst: So ein guter Mann!

.... aber das will er doch nicht zugeben, daß ich mehr Menschenkenntniß habe als er!.... Nun, jeder hat seine kleinen Schwächen!.... — —

Was konnte der alte Herzog gegen diese Heirath sagen, als Medizinalrath Rabener in X. erschien und sogleich um Franziska warb? Er gab seine Einwilligung und suchte sich in ein gutes Vernehmen mit dem künftigen Schwiegersohn zu setzen, wie er das für seine Pflicht hielt. Es wurde ihm aber schwer, weil ihre Ansichten grundverschieden waren, wenn auch Rabener den Schwiegereltern gegenüber sehr zurückhaltend sich äußerte. Sie konnten es nicht zu einem gemüthlichen Ton mit ihm bringen. Am wenigsten konnte es Telesphor, der sich scharf abgestoßen fühlte und jeden Augenblick mit Rabener in Streit gerieth. Als dieser einmal bei den Eltern zu Mittag aß, fragte Telesphor:

„Herr Medizinalrath, wie heißt der chinesische Buchstabe, den Sie statt des heiligen Kreuzzeichens vor dem Essen zu machen pflegen?"

„Richten Sie Ihre Studien auch auf das Chinesische?" fragte Rabener zurück; „ich meine, für Ihren Beruf genüge Küchenlatein."

„Wenn Sie Horaz und Virgil so tituliren wollen, steht es Ihnen frei."

„Respect vor denen! obschon die classischen Studien in unseren Tagen Zeitverschwendung sind und

anderen nützlicheren Wissenschaften weichen sollten. Horaz und Virgil huldigen wenigstens einer vernünftigen Lebensphilosophie. Nein! Ich hatte Ihre Kirchenväter im Sinn."

„Sie müssen sich schon dazu bequemen, sie auch als die Ihren anzuerkennen, wenn Sie Katholik sind — obschon ich gern glaube, daß der Sohn diesen Vätern fremd blieb."

„Wer nicht geistlich werden will, braucht sich gewiß nicht um die Kirchenväter zu bekümmern," warf Franziska ein.

„Und wer sich nicht um sie bekümmert, weiß auch nichts von ihrem Küchenlatein, ein Ausdruck, den man ohnehin nicht auf die Kirchenväter, sondern auf einige Schriftsteller des frühen Mittelalters anwendet."

Ueber jede Abfertigung Rabener's durch Telesphor freute sich der Vater; fand der umgekehrte Fall statt, so freute sich Franziska. Frau Herzog schwankte zwischen Beiden hin und her, fand Telesphor sehr unhöflich und Rabener's Sprechweise auf Schrauben gestellt, hielt es jedoch für Pflicht der mütterlichen und der Nächstenliebe, den Letzteren häufig in Schutz zu nehmen, weil ihre Tochter Apollonie ihm nicht hold war, wegen der Zurücksetzung, die seinetwegen Dr. Hellmut erfahren hatte, und weil ihre Tochter Agathe ihn ganz einfach verabscheute wegen der un-

christlichen Ansichten, die Franziska von ihm einsog. Um die Mutter nicht zu beängstigen, verschwieg aber Agathe diesen Grund, und ließ es sich lieber gefallen, für ungerecht zu gelten. Wer die Familie Herzog vor zehn Jahren gekannt hatte und sie jetzt wiedersah, mußte über die Veränderung staunen, da an die Stelle herzlicher Eintracht und gemüthlicher Unbefangenheit Spannung und Verstimmung getreten war.

Im Spätjahr wurde Franziska die glückliche Gattin des Medizinalraths Rabener und bezog mit ihm das Häuschen im Weingarten, das die verstorbene Großmutter bewohnt hatte und das er „unsere Cottage" nannte.

Ein irrender Ritter.

Florestine kam von einem Gut ihres Vaters zurück geritten, das auf dem entgegengesetzten Abhang der Hügel lag. Sie hatte einen Weg eingeschlagen, den man genau kennen mußte, um auf ihm nach Cronenstein zu gelangen, denn viele Wald- und Feldwege durchkreuzten ihn und konnten leicht irre führen. Sie aber kannte jeden Fußsteig in dieser Gegend, und ritt sorglos auf dem Kamm des Höhenzuges über das bräunliche Moos und das dürre Gras fort, das den Pfad überwucherte. Plötzlich wendete sie sich nach dem Reitknecht um und fragte:

„Wer kommt uns denn da entgegen, Claus?"

„Es wird ein Jäger sein, gnädiges Fräulein."

„Es ist ja ein Reiter, Claus! wenn es nur kein Bote ist, der mir geschickt wird! seit dem Tode des alten Doctor Hellmut habe ich zuweilen solche Gedanken."

„Die müssen gnädiges Fräulein nicht haben,"

sagte Claus: „und dies ist auch kein Bote, sondern ein Herr, denn das Pferd ist gut."

Während Florestine nachdachte, wie der Reiter am späten Nachmittag bei fallendem Nebel hierher komme, ritt dieser an sie heran, grüßte und sagte:

„Ich habe meinen Weg verloren, indem ich ihn abzukürzen dachte. Würden Sie die Gnade haben mir anzugeben, wie ich nach X. komme?"

„Claus, kann man den Weg nach X. genau und sicher angeben?" sagte Florestine zum Reitknecht.

„Nein, gnädiges Fräulein! das heißt Ja! .... ich kann ihn genau angeben; aber dann würde der Herr erst recht confus werden, besonders weil der Nebel immer dichter wird."

„So wenden Sie Ihr Pferd, denn Sie kehren X. den Rücken zu," sagte Florestine zu dem Fremden: „ich bringe Sie auf den rechten Weg."

Er warf einen raschen Blick auf sie, that wie sie geheißen hatte und sagte:

„Man muß hier sehr zu Hause sein, um bei diesem Nebel einen Spazierritt in den bewaldeten Hügeln zu machen."

„O ich bin hier zu Hause!" erwiderte sie lächelnd.

„Also wird mir die Ehre zu Theil, durch Fräulein von Cronenstein auf den rechten Weg geführt zu werden?" fragte er ehrerbietig.

„Ja," sagte sie unbefangen; „aber wir müssen

uns in Trab setzen. Es dunkelt stark. Halten Sie sich auf dem schmalen Pfad nur immer hinter mir."

Im scharfen Trab ritten sie eine Viertelstunde schweigend fort. Da machte Florestine plötzlich Halt und sagte:

„So! jetzt sind wir auf einem großen Fahrweg. Folgen Sie demselben. Er führt Sie allmälig bergab um den Schloßberg herum und nach X. Gott befohlen."

Sie ritt quer über den Fahrweg hinüber und in den Park hinein. Da rief sie den Reitknecht, sprang vom Pferde, nahm ihr Reitkleid zusammen und lief geschwind auf dem steilsten und kürzesten Wege, auf dem sie nur langsam hätte reiten können, zum Schloß hinab, denn der Nebel ballte sich mehr und mehr zusammeu und ihr Vater hätte besorgt werden können.

Im Laufe des Sommers machte Herr von Cronenstein alljährlich längere Besuche bei seinen Verwandten und bei den Schwestern seiner Frau. Vier bis fünf Wochen dauerte die kleine Reise, zu der sich Florestine immer sehr freute, weil das Leben mit den Tanten, Cousinen und Vettern ihr gefiel, besonders wenn diese zum Gegenbesuch nach Cronenstein kamen. Der letzte Sommer war vorzüglich munter und belebt gewesen und Florestine hatte durch ihre Fröhlichkeit, ihre heitere Laune

wesentlich dazu beigetragen. Sie hatte auch junge Männer, die nicht zur Familie gehörten, kennen gelernt, und es hätte wohl gern der Eine oder der Andere ihr seine Huldigung dargebracht; allein sie schien dafür ganz unempfänglich zu sein. Die eine Tante hatte eine sehr gute Heirath für sie im Sinn und sprach darüber mit Herrn von Cronenstein, indem sie die Besorgniß nicht verhehlte, seine Anforderungen an einen Schwiegersohn gingen zu weit.

„Ich stelle gar keine Anforderungen," antwortete er ruhig; „daß er ein braver Mensch sei und daß er meiner Tochter gefalle, werden Sie gewiß nicht zu hoch gespannt nennen."

„Indirect stellen Sie hohe Anforderungen," entgegnete sie lächelnd, „denn Flore hat hohe Ideale von der Ehe und die verdankt sie Ihnen."

„Wünschen Sie, daß es anders wäre? kann ich ihr etwas Einfacheres sagen, als das, was die Kirche lehrt: in der Ehe sollen zwei Seelen sich heiligen? Ist es meine Schuld, daß dies Allereinfachste zugleich das Erhabenste ist?"

„Das Alles muß ich freilich verneinen, bester Schwager. Dennoch fürchte ich eine gewisse Exaltation bei Flore."

„Was hat sie denn gesagt oder gethan?" fragte Herr von Cronenstein gespannt.

„Das will ich Ihnen sagen. Sie hatte vor=

gestern viel mit Alfred Verden getanzt und gesprochen. Darauf sagt Amelie scherzend: Flore, mit meinem Schwager ließe sich allenfalls durch's Leben tanzen. Was meinst Du? — Flore antwortet ganz ernst: Das Leben ist kein Tanz, und ich habe noch nie bei einem meiner Tänzer gedacht, daß ich mit ihm durch's Leben gehen könne."

„Ist das exaltirt?" fragte Cronenstein lächelnd.

„Hören Sie nur weiter! — Also bei einem Andern hast Du es gedacht? gesteh' es nur, Flore, sagt Amelie in ihrer muntern Weise. — Nein, antwortet Flore ganz ruhig, ich habe es überhaupt noch nie gedacht. Um das zu denken, müßte ich eine unbeschreiblich hohe Achtung und Verehrung für den Mann haben. — Amelie war ganz bestürzt als sie mir diese Aeußerung mittheilte und setzte hinzu: sie fürchte, Flore werde aus lauter Respekt vor dem Ehestand einen Greis heirathen wollen, während Amelie sehr wünscht, es möchte eine Verbindung zwischen Flore und ihrem Schwager zu Stande kommen. Dafür bin ich aber nicht! mein Schwiegersohn Verden ist ein ganz anderer Mann, als der etwas beschränkte Alfred. Eben darum meint Amelie, Alfred müsse eine gescheute Frau haben; — das thäte mir aber Leid für Flore! Ich bleibe dabei: Oswald von Lauingen wäre der Mann und die

Partie für sie, wenn sie nicht ganz übertriebene Ansprüche macht."

Herr von Cronenstein ließ den Redestrom seiner Schwägerin vorüberrauschen und sagte dann freundlich mit einem Anflug von Wehmuth:

„Gott lohne Ihnen die Liebe, die Sie meiner mutterlosen Flore schenken. Wie es jetzt mit ihr steht, will ich Ihnen sagen: sie hat ein ganz freies, frisches Herz; sie liebt Gott, ihren Vater, ihre Verwandten, alles Gute und Edle. Unter den Menschen liebt sie am Meisten ihren Vater, und da sie ihn auch am Meisten verehrt, so verschmilzt Liebe und Verehrung für sie zu etwas Unzertrennlichem. Was aber weiter daraus wird, müssen wir Gott anheimstellen! Flore kann einen Mann wählen, den sie vor Allem hochachtet und verehrt; es kann aber auch ihr Herz so tief getroffen werden, daß sie annimmt, mit ihrer Liebe müsse Verehrung Hand in Hand gehen — denn das Menschenherz ist geneigt sich zu täuschen. Wir wollen sie aber nicht aus ihrer Exaltation — wie Sie sagen, oder aus ihrer Ruhe — wie ich sage, herausdrängen. Je friedlicher ihr junges Herz bleibt, desto kräftiger wird es für das spätere Leben. Was Oswald von Laungen betrifft, so hätte ich ihn gern hier gesehen, und ich stimme mit Ihnen darin überein, daß die

äußeren Verhältnisse passend sind. Doch das genügt nicht zur Begründung einer glücklichen Ehe.

Dabei blieb es: Amelie versuchte noch ein Paarmal ein Wörtchen zu Gunsten ihres Schwagers fallen zu lassen — ganz vergeblich! — und Oswald von Lauingen kam nicht. Baron Frankenhausen, Cronensteins Schwager, war Oswald's Vormund gewesen und seitdem in freundschaftlicher Beziehung zu ihm geblieben; Cronenstein aber hatte ihn seit Jahren nicht bei seinem Schwager getroffen, wohl aber früher viel Bedenkliches über den jungen Mann gehört.

Florestine kehrte sehr befriedigt von ihrer Rundreise heim, wußte der Majorin unendlich viel Liebes und Angenehmes von sämmtlichen Verwandten zu erzählen, worüber sich diese sehr freute — und war dann wieder so ganz eingewohnt in ihr gleichförmiges Leben auf Cronenstein, als habe sie ihren Schloßberg nie verlassen.

Während sie an jenem Nachmittag ausgeritten war, erhielt ihr Vater einen Brief von der Baronin Frankenhausen, die ihm schrieb:

„Lieber Schwager! Lauingen ist hier und beklagt ungemein Sie verfehlt zu haben. Da Sie meine und meines Mannes intime Beziehungen zu ihm kennen, und da ich Ihre Gastfreundschaft kenne, so schlug ich ihm zum Trost vor, er möge nach Cro-

nenstein gehen, ich wolle ihn anmelden und könne ihm eine freundliche Aufnahme zusagen. Doch weiter nichts. Sie verstehen mich. Er nahm gern meinen Vorschlag an und wird ganz bald bei Ihnen erscheinen, denn mein lieber Mann liegt mit einer heftigen Grippe zu Bett und ist folglich in einer Laune, welche nur die Gattin zu ertragen vermag. Gott befohlen, lieber Schwager. Mit tausend herzlichen Grüßen an meine Schwester und Flore — Franz Seraph nicht zu vergessen! verbleibe ich" ꝛc.

„Offenbar kommt er wegen Flore," sagte Frau von Strahl und gab ihrem Schwager den Brief zurück.

„Wo sie nur bleibt bei diesem Nebel," sagte Herr von Cronenstein, und ging beunruhigt an's Fenster: „man sieht ja nicht fünf Schritt weit."

Seine innere Unruhe galt aber im Grunde nicht ihrer Abwesenheit, sondern einer unbestimmten Vorstellung, daß dieser Besuch über Florestinen's Zukunft entscheiden könne; — aber wie? Er dachte an die beiden Loose, die er gezogen hatte, an das schwarze und das weiße, an die schweren Pflichten, die langen Schmerzen, das flüchtige Glück, an die unerhörte Energie, mit welcher der Wille in Uebereinstimmung mit der Pflicht zu halten war, an den Einfluß, den die Welt auf die Jugend hat, ohne daß diese sich dessen deutlich bewußt wird. Sie muß ihre

Kämpfe kämpfen, dachte er; und wenn auch da das unerbittliche „Aber wie?“ auftauchte, so dachte er entschlossen: Mit Gottes Gnade.

Die Lichter brannten schon, als Florestine eintrat und ihrem Vater Rechenschaft ablegte über den Auftrag, den er ihr für den Verwalter gegeben. Dann setzte sie hinzu:

„Mit seiner Frau besuchte ich darauf die Nähschule, wo ich mich etwas zu lange aufhielt und dann krönte ich meinen thatenvollen Tag dadurch, daß ich einen irrenden Ritter auf den richtigen Weg brachte.“

„Einen Ritter?“ fragte Frau von Strahl erstaunt.

„Wenigstens einen verirrten Reiter, Täntchen,“ sagte sie lachend.

„Wer war denn das, Flore?“

„Gott kennt ihn! ich nicht! Er wollte nach X. und irrte im Nebel oben auf dem Kamm der Hügel umher. Ich ließ ihn hinter mir her reiten und brachte ihn an den Fahrweg oberhalb des Parks. Da löste sich unser Verhältniß indem wir uns trennten. Daß ich Fräulein von Cronenstein sei errieth der Ritter gleich.“

„Treibt sich denn hier verdächtiges Gesindel umher?“ fragte Frau von Strahl.

„Aber, Täntchen, was fällt Dir ein?“ rief

Florestine lachend: „würdigst Du mein interessantes Abenteuer — und noch dazu das erste, das mir in meinem Leben begegnet! — so herab! O mit nichten! gesindelhaft sah mein irrender Ritter gar nicht aus .... gar nicht wie ein Wild- oder Pferdedieb oder sonst ein verdächtiges Individuum."

Sie lachte so herzlich, daß Herr von Cronenstein lächelnd sagte:

„Du überhörst die Tischglocke, Flore."

Eine halbe Stunde vor dem Mittagessen, das in den Wintermonaten um sechs Uhr Abends stattfand, wurden ein Paar Schläge mit einer gewissen Glocke gegeben, damit Jeder bereit sei, wenn es zu Tisch gehen solle, denn Herr von Cronenstein liebte die äußerste Pünktlichkeit. Flore verschwand, um sich umzukleiden. Ihr Vater sah der anmuthigen Gestalt nach und sagte:

„Ohne Zweifel theile ich die Verblendung aller Eltern — aber Flore kommt mir wunderlieblich vor; nicht blos hier, wo sie allein ist, sondern auch zwischen andern jungen Frauen und Mädchen. Amelie Verden ist eine ausgezeichnet hübsche Frau, aber Flore gefiele mir besser, wenn sie auch nicht meine Tochter wäre."

„Der Herr Graf von Lauingen wünscht seine Aufwartung zu machen," meldete ein Diener, denn eben war ein Wagen in den Schloßhof gefahren.

Herr von Cronenstein ging ihm entgegen, Frau von Strahl empfing ihn freundlich, sie hatte ihn früher oft bei ihrer Schwester gesehen; so trat denn der Graf als ein alter Bekannter in's Haus. Er hatte noch gerade Zeit seinen Reiseanzug vor dem Speisen zu wechseln und war wieder im Salon, als Florestine eintrat. Ihr Vater sagte: „Graf Lauingen" — und sie verneigte sich.

„Wir begegneten uns vorhin, gnädiges Fräulein," nahm Lauingen das Wort, „und ich habe es Ihrer Güte zu danken, daß ich überhaupt hier bin."

„Ah! sind Sie es! ich erkannte Sie nicht gleich im Lampenlicht," erwiderte Florestine freundlich; „jetzt ist es mir doppelt lieb Sie auf den richtigen Weg gebracht zu haben, Herr Graf, da er Sie zu uns führte."

„Also Sie waren der irrende Ritter!" rief Herr von Cronenstein lachend.

„O Väterchen!" sagte Florestine bittend.

„Aber um's Himmelswillen, Graf, haben Sie denn einen Doppelgänger?" rief Frau von Strahl, „der Eine sitzt zu Pferd und der Andere im Wagen?"

Franz Seraph und Telesphor traten ein, wurden dem Grafen genannt und man ging in's Speisezimmer. Frau von Strahl war aber entschlossen dies Räthsel zu lösen, wofür ihr Florestine im

Stillen höchst dankbar war und sie kam auf ihre Frage zurück, indem sie sagte:

„Haben wir denn wirklich einen Doppelgänger vor uns?"

„Das wäre freilich etwas höchst Merkwürdiges," entgegnete der Graf lächelnd, „allein ich darf dies geheimnißvolle Interesse nicht für mich in Anspruch nehmen. Ich ließ mir von Frankenhausen ein Pferd geben, weil heute der Morgen wunderschön war, um durch die Berge nach der Waldrast und von dort hieher zu reiten. Der Fahrweg dahin ist sehr lang, wie ich hörte und die letzte Stunde nur mit Ochsenvorspann zu machen; deshalb zog ich den Ritt vor und schickte meinen Wagen direct her. Bis zur Waldrast ging es vortrefflich. Als ich wieder fortritt hätte ich einen Führer nehmen sollen, weil ich der Gegend unkundig bin. Ich dachte aber, es könne nicht schwer sein dies Flußgebiet zu finden und ohne den Nebel hätte ich es vielleicht gefunden. Genug ich verirrte mich gründlich, konnte mich nicht nach den Himmelsgegenden orientiren und danke es der Dazwischenkunft des Fräuleins, daß ich jetzt hier bin. Unten am Schloßberg traf ich mit meinem Wagen zusammen. Ich verließ das müde Pferd und stieg ein; — so endet diese Begebenheit äußerst prosaisch."

„Sie waren also ein verirrter Pilger, der von

Maria-Waldrast kam," sagte Florestine, „das finde ich gar nicht prosaisch. Aber wie hat sie Ihnen denn gefallen, unsere liebe Waldrast?"

„Wallfahrtsstätten gefallen mir immer," erwiderte Lauingen, „sie machen mir den Eindruck von tiefem Frieden."

„Die Waldrast hat im Spätjahr etwas Schwermüthiges," sagte Frau von Strahl, „wie sie so einsam da liegt auf ihrer rauhen Höhe im dunkeln Föhrenwald, während weiter abwärts die kahlen Bäume des Laubholzes mit ihren dürren Aesten hinaufragen."

„Das ist doch schön!" sagte Telesphor: „ich denke dabei immer an einen Dornenkranz, der sich um's Herz legt."

„O das gefällt mir!" rief Florestine.

„Die Natur hat im Spätjahr immer etwas Schwermüthiges," sagte Lauingen, „denn sie stirbt ab und den Gedanken und den Anblick ertragen wir schwer. An einem Grabe leuchten höhere Hoffnungen vor uns auf; aber ein hinwelkendes Leben, dessen Kräfte man mehr und mehr absterben sieht — das macht traurig! dies habe ich heute auf der Waldrast aber nicht empfunden. Auf einer Wallfahrtsstätte gibt es ja immer himmlischen Trost und himmlische Verheißungen."

„Ich bedauere stets von Neuem," sagte Herr von Cronenstein, „daß auf der letzten, steilen Steigung nicht die vierzehn Leidensstationen errichtet sind."

„Nun, Väterchen, das Vergnügen sie zu errichten hättest Du doch längst Dir und uns bereiten können," sagte Flore.

„O," sagte Telesphor bittend, „erst die Leidensstationen zum Franziszibergl hinauf."

„Ja, ja! erst muß Franziszibergl seinen Kreuzweg bekommen, denn Jeder ist sich selbst der Nächste — und dann die Waldrast!" rief Florestine.

„Aber Onkel, es müssen schöne Stationsbilder sein und nicht die abscheulichen bunten, starren Holz- oder Gypsfiguren, die jetzt Mode sind. Lieber nichts, als etwas so Unschönes."

„Sie hören, daß es mir an Petitionen nicht fehlt und daß man mir sogar vorschreibt, in welcher Weise ich sie zu berücksichtigen habe," sagte Herr von Cronenstein lachend zu Lauingen und dieser fragte:

„Was ist denn das, Franziszibergl?"

„Eine liebliche Schöpfung meines Vaters! morgen führen wir Sie hin!" sagte Florestine lebhaft — und wurde plötzlich etwas verlegen, weil sie nicht wußte, ob der Graf beabsichtige den folgenden Tag auf Cronenstein zu bleiben. Sie hätte gerne

ihre halbe Einladung zurückgenommen. Ihr Vater kam ihr zu Hülfe und sagte gütig:

„Meine Tochter ist etwas zu sehr für das eingenommen, was ihr alter Vater thut und was für Sie, lieber Graf, gar kein Interesse hat.“

Was wird er nun antworten? dachte Florestine unwillkürlich. Er antwortete unbefangen:

„Warum sollte ich mich nicht für etwas Gutes interessiren? sieht man es häufig genug in der Welt, um dagegen gleichgültig zu werden?“

„Nun gut! dann zeigen wir Ihnen Franziszibergl,“ sagte Herr von Cronenstein.

Florestine empfand eine stille Freude, daß der Vater die Sache so gut gewendet habe.

Nach dem Essen ging man in den Salon zurück. Die Post war gekommen; Frau von Strahl las ihre Briefe; Herr von Cronenstein knüpfte mit dem Grafen ein politisches Gespräch an; Franz Seraph kritzelte mit einem kleinen Bleistift die erste Kreuzweg-Station auf den zerrissenen Umschlag eines Briefes; Florestine besorgte das Kaffeegeschäft und erkundigte sich bei Telesphor nach Franziska und deren Mann.

„Ich sehe sie fast gar nicht,“ gab er zur Antwort. „Den Tag hindurch studire ich, Mittags bin ich bei den Eltern, Abends hier.“

„Und nie bei den Schwestern?“ fragte Florestine mit leisem Vorwurf im Ton.

„Doch! zuweilen — wenn es sich so macht! Zu Apollonie gehe ich gerne, denn sie lebt still und gemüthlich mit Mann und Kindern. Bei Agathe kommt man nie zur Ruhe und sie selbst auch nicht. Sie und ihr Mann sind überflutet von Arbeit. Taucht sie aber einmal aus dieser Sündflut von Geschäften auf, um Athem zu schöpfen, so findet man immer ihr gerades Herz und ihren gesunden Verstand wieder — die manche Andere in dem Tumult von sechs kleinen Kindern, von Knechten, Mägden, Gästen, Reisenden, verlieren könnte. Doch bei der Fränz ist weder ein still gemüthliches, noch ein thätiges Leben, sondern ein unerträglich gespreiztes, hohles Wesen. Sie sitzt zwischen Büchern, von denen sie nicht den zehnten Theil versteht .... um sich zu bilden, wie sie sagt, und um den geistigen Anforderungen ihres Mannes zu genügen — und er hält sich stundenlang bei seinen wenigen Kranken auf, um den Leuten, die ihn nie zu Hause treffen, weiß zu machen, daß er eine ungeheure Praxis habe. Sehe ich sie dennoch einmal, so zanken wir uns regelmäßig."

„Das ist aber gar nicht schön!" sagte Florestine: „Bedenken Sie doch wie viel Geduld der Priester haben und wie große Nachsicht er üben muß und betrachten Sie dies als eine Vorübung für Ihren Beruf."

„Wenn ich mit Rabeners zusammen war," fuhr Telesphor fort ohne die Ermahnung zu beachten,

„werde ich immer verstimmt, fühle ich mich immer unangenehm, ja feindlich berührt“ .... —

„Aber Telesphor!“ sagte Florestine, „was sind das für Reden .... über Geschwister!“

„Kann ich mein Gefühl ändern?“ rief er: „gerade so wie ich mich hier oben, ich möge wollen oder nicht, in meinem innersten Wesen wohlthuend berührt fühle — fühle ich mich abgestoßen durch Rabener .... und durch seine Frau, die sein Echo ist. Und wenn Sie etwa meinen, ich solle Beide zu gewinnen suchen durch Milde und Liebe: so antworte ich Ihnen, sie wollen nicht gewonnen sein, sondern uns Andere für Ihre Ansichten gewinnen, die einzig und allein dem falschen Fortschritte der Zeit huldigen.“

„Und was sind das für Ansichten?“ fragte Florestine gespannt.

„Den Kern derselben kann ich Ihnen mit zwei Worten sagen, wenn Sie mir versprechen wollen nicht vor Schreck aufzuschreien,“ antwortete er lachend.

„Auf die Gefahr hin nur heraus damit!“ rief sie: „ich bin nicht nervenschwach.“

„Der Kern ist: Haß gegen jede Autorität auf Erden, die ihren Ursprung im Christenthum hat. Haß gegen die Autorität, die in der christlichen Familie, der christlichen Schule, dem christlichen Staat herrscht oder herrschen soll. Grundhaß gegen die Au-

torität der heiligen Kirche, weil sich jede andere Autorität auf sie stützt, an sie anlehnt, von ihr geschirmt wird. Glauben Sie ja nicht, daß ich übertreibe! Der Herr Rector hat mich vor meinem Schwager gewarnt und mir dies Alles gesagt; er wird wohl wissen warum. Heutzutage, sagte er, geht der Teufel nicht umher wie ein brüllender Löwe; denn wäre das der Fall, so würde man ihm weise aus dem Wege gehen. Er geht herum mit dem Sirenengesang der schmeichelnden Lüge und uns bleibt nichts übrig, als dem Beispiel des vielgereisten Odysseus zu folgen und uns an den Mast unseres Schiffleins zu binden, damit wir in kluger Entfernung von den bethörenden, falschen Sirenen bleiben."

„Das ist aber sehr traurig," versetzte Florestine: „Wahr wird es wohl sein, denn der Rector spricht nicht unbedachtsam und dann freilich ist es gut, daß Sie wenig mit Rabeners verkehren. Aber die arme Fränz thut mir von Herzen leid. Was halten denn Ihre Eltern davon."

„Der Vater schweigt und grämt sich im Stillen. Um die Mutter scharwenzelt Rabener herum; und da die arme Fränz ihr beständig wiederholt, wie glücklich sie sei und wie herrlich ihr Mann: so gibt sie sich mit dem Glück ihrer Tochter und der Aufmerksamkeit ihres Schwiegersohnes zufrieden . . . . die gute Mutter."

„Ja, die Lüge ist die Königin der Zeit in unseren öffentlichen Verhältnissen,“ sagte Herr von Cronenstein in Folge seines Gesprächs zu Graf Lauingen.

„Wir wollen ihr eine Krone aufsetzen!“ rief Franz Seraph und entwarf in wenig Strichen einen Frauenkopf mit einem falschen, hämischen Ausdruck.

„Welche Krone wollen Sie ihr denn geben um die Lüge zu charakterisiren?“ fragte Lauingen.

„Einen Augenblick Geduld!“ bat Franz Seraph und zeichnete emsig. Nach einer Weile legte er sein Blatt mitten auf den Tisch und sagte:

„Könige sind Sieger — und Sieger tragen Lorbeerkränze. Diese Königin trägt auch einen Lorbeerkranz, aber von Papier. Jedes Blatt ist ein Papier durch das sie lügt und siegt.“

Er hatte auf alle Blätter die Benennungen derjenigen Zeitungen und Journale geschrieben, die in der schlechten Presse glänzen.

„Was steht aber hier!“ rief Lauingen lachend: da muß ich opponiren, denn das greift in mein Gebiet über und gehört nicht zur Presse.“

„Nun, was steht da!“ sagte Frau von Strahl.

„Diplomatische Depeschen,“ las der Graf.

„Bravo, Franz Seraph!“ sagte Herr von Cronenstein: „Durch Indiscretion sowohl als durch die Mittheilungen der Blau-, Grün- und Gelbbücher verfallen auch diplomatische Depeschen der Presse.“

„Ich bin auch schon durch das Nachbarblatt getröstet," versetzte Lauingen, „denn da lese ich „Thronreden."

„Franz Seraph! verfalle nicht in Majestätsverbrechen!" sagte Herr von Cronenstein und drohte ihm scherzhaft mit erhobenem Finger.

„Wie angenehm ist ein solches Talent und wie erheitert es das Familienleben," bemerkte Lauingen.

„Gewiß!" entgegnete Cronenstein; „nur muß man nicht einen allzu hohen Werth darauf legen und darin eine Lebensaufgabe sehen wollen."

Franz Seraph erröthete und schwieg. Er erfüllte pünktlich die Bedingungen, die der Onkel ihm vor Jahren gestellt hatte; allein er war fest entschlossen seinem Beruf zu folgen.

„Franz Seraph singt auch sehr hübsch und nur nach dem Gehör, er kennt keine Note," sagte Florestine zu Lauingen, um ihren Vetter die Bemerkung des Vaters verschmerzen zu lassen.

„Darf ich Sie begleiten?" sagte Lauingen zu Franz Seraph, stand auf und setzte sich an den Flügel.

Er schlug ein paar Akkorde an. Es war der perlende, goldene Ton, den nur eine Meisterhand diesem Instrument entlocken kann. Alle horchten auf; die junge Welt umstand den Flügel, Frau von Strahl ließ ihre Häkelarbeit ruhen, Herr von Cronenstein legte die Arme übereinander und blickte auf Flore-

stine. Sie hatte sich mit beiden Armen auf die Rücklehne eines Fauteuils gestützt und stand etwas vorgebogen und den schönen Kopf etwas vorgeneigt lauschend da, während sich reine unbefangene Freude in ihrem Lächeln malte.

„Nun, was wollen Sie singen?“ sagte Lauingen zu Franz Seraph gewendet und machte einen Schlußakkord.

„O nichts! nichts!“ rief dieser: „spielen Sie nur weiter.“

„Bitte, spielen Sie weiter,“ sagte Florestine, „denn so etwas bekommen wir hier nicht zu hören.“

Lauingen spielte eine der schwersten Fugen von Bach ohne Noten; dann verließ er den Flügel. Cronenstein sagte:

„Was Sie vorhin über Franz Seraph äußerten: sein Talent erheitere den Familienkreis, — das paßt in höherem Grade auf das Ihre, Graf. Ihre Zuhörer sind, wie Sie bemerken werden, verstummt vor Bewunderung und ich will ihnen nicht zumuthen heute Musik zu machen, wie es sonst jeden Abend geschieht, denn der Unterschied wäre gar zu demüthigend.“

„Nein, Väterchen, so leicht sind wir nicht zu demüthigen! Jeder macht es, so gut er es kann!“ rief Florestine, setzte sich an den Flügel und spielte und sang, von Franz Seraph secundirt: „Marlborough

s'en va't en guerre, Mironton ton ton mirontaine." Sie sang mit ihrer frischen reinen Stimme so munter, so launig, daß zuletzt Alle von dem Scherz angesteckt wurden und mitsangen „Mironton ton ton mirontaine," sogar Frau von Strahl.

Um neun Uhr wurde der Thee gebracht und um halb zehn Uhr ertönte die Glocke der Capelle.

„Das Abendgebet!" sagte Herr von Cronenstein und erhob sich.

Zu gleicher Zeit trat ein Diener mit einer Lampe ein und meldete:

„Es regnet stark."

„Also durch das Glashaus," sagte Herr von Cronenstein, und zu Lauingen sich wendend setzte er hinzu: „Wer auf der Waldrast war, wird auch wohl auf unsere Weise und mit uns den Tag beschließen."

Lauingen verbeugte sich zustimmend. Man ging aus dem Salon durch das Bibliothekzimmer, der Diener mit der Lampe voran, in das Glashaus, und hindurch zu einem Pförtchen, das in die Sacristei mündete, durch welche man die Capelle betrat. Sie war beleuchtet. Jeder nahm sein gewohntes Plätzchen ein und Herr von Cronenstein betete das Abendgebet, das etwa zwanzig Minuten dauerte. Nach demselben kehrte man in den Salon zurück wie man gekommen war und wünschte einan-

der gute Nacht. Um zehn Uhr waren die Lampen im Salon ausgelöscht, aber die verschiedenen Zimmer beleuchtet und Telesphor klopfte an die Thür des Herzog'schen Hauses, welche der Vater selbst ihm öffnete:

Herr von Cronenstein begleitete seinen Gast in das für ihn bestimmte Zimmer; da sagte Lauingen:

„Welch ein idealisches Leben führt man auf Cronenstein! Wollen Sie mir gestatten es einige Tage zu genießen?"

„Sehr gern! aber es ist einförmig; das dürfen Sie nicht anders erwarten. Unsere Gesellschaft besteht im Winter darin, daß zuweilen die geistlichen Herrn oder die Gymnasiallehrer bei uns speisen. Im Sommer hingegen haben wir viel Besuch."

„Der ist mir ganz gleichgültig und durchaus kein Bedürfniß," versicherte Lauingen. „Gesellschaft gibt es ja überall; aber wie selten findet man Zutritt in einen wahrhaft gemüthlichen Familienkreis. Ja, in der großen Welt hat man kaum Zeit dazu: man wird beständig von hohlen Rücksichten und künstlichen Pflichten auf der Oberfläche fortgewirbelt und in Aeußerlichkeiten festgehalten, so daß auf die Länge das Herz verkümmert und der Geist verkrüppelt."

„Wohlan, lieber Graf, bleiben Sie hier," sagte Cronenstein. „Morgen um halb acht Uhr ist die heilige Messe und dann das Frühstück."

Lauingen blieb drei Tage und meinte er sei hier zu Hause. Am Vorabend seiner Abreise sagte er zu Herr von Cronenstein:

„Wie gern käme ich wieder! aber ich will aufrichtig sein: ich käme nur in dem Falle wieder, daß ich die Hoffnung hätte.... Ihr Sohn zu werden."

Cronenstein sah ihn mit einem Blick an, als ob er sein innerstes Wesen erforschen wolle und versetzte:

„Bevor ich Ihnen antworte, muß ich eine Frage thun, die Sie mir als Christ beantworten werden. Ich weiß, daß Sie in Ihrer ersten Jugend eine heftige traurige Leidenschaft hatten, die Ihrer Mutter tausend Thränen und Ihrem Vormund schwere Sorgen gekostet hat: wie steht es mit ihr? ist sie überwunden?"

„Sie ist es," entgegnete Lauingen ruhig: „jene klägliche Epoche war zwischen meinem zwanzigsten und vierundzwanzigsten Jahr. Seitdem sind sieben Jahr verflossen und die Zeit im Bunde mit Vernunft und Willenskraft haben sie ausgelöscht."

„Ich glaube Ihnen, denn es stimmt mit den Aussagen Frankenhausens und mit den Erkundigungen überein, die ich da und dort einzog. Und dennoch, lieber Graf .... ich kann es nicht verhehlen .... dennoch zittere ich bei dem Gedanken Ihnen mein Kind, mein einziges, anzuvertrauen."

„Ich habe es verdient," erwiderte Lauingen sanft und ernst: „und eben deshalb frage ich Sie, ob ich einige Hoffnung habe; — denn, wenn ich sie nicht habe, so komme ich nicht wieder."

„Das begreife ich, lieber Graf, und gegen meine Bedenken spricht ja auch eine Stimme für Sie, die mir sagt, daß meine Tochter vielleicht nie einen Gatten finden wird, der nicht vom Netze irgend einer traurigen Leidenschaft umgarnt gewesen wäre."

„Sie sind also nicht mein entschiedener Gegner!" rief Lauingen mit dringender Bitte.

„Durchaus nicht .... sobald Flore Ihnen geneigt ist. Ob sie es sein wird, weiß ich nicht. Wenn ich ihr sagte, daß ich diese oder irgend eine andere Verbindung für sie wünsche, so glaube ich, daß sie jetzt mit ihrem ruhigen Herzen darauf eingehen würde. Aber ein solcher Wunsch liegt mir fern. Ich greife nicht gern unmittelbar in Lebensgestaltungen ein, bei denen man doch sehr auf die Fügungen Gottes zu achten und zu vertrauen hat. Ich werde mich ganz parteilos verhalten. Bis jetzt hat Flore nicht die leiseste Neigung für den Ehestand gezeigt und in einem jungen Mann nichts anderes gesehen, als einen artigen Gesellschafter. Sieht sie in Ihnen einen Lebensgefährten, so habe ich nichts dawider. Aber auf eine Eroberung im Sturm werden Sie verzichten müssen."

„Ich ja habe nur um Hoffnung gebeten und bin dankbar und glücklich, daß Sie nicht sie mir versagen. Allein ich muß noch eine zweite Bitte aussprechen; und das ist die: meine Vergangenheit — oder vielmehr einen Punkt in meiner Vergangenheit .... nie vor ihr zu enthüllen.“

„Das ist gern gewährt, lieber Graf. Sie geben mir ja das Wort eines Christen, daß die Sache längst abgestorben ist; weshalb sollte ich meine Tochter gleichsam durch ein Gespenst beunruhigen.“

Beim Abschied sagte Lauingen zu Florestine:

„Ihr Herr Vater hat mir erlaubt zum Weihnachtsfest wiederzukommen. Werden Sie auch ein Christgeschenk für mich haben?“

„O gewiß! .... wüßte ich nur was Ihnen Vergnügen machen könnte!“ sagte sie lieblich: „vielleicht fällt mir bis dahin etwas Hübsches ein .... und überdas hat man ja auch unter dem Christbaum und bei der Krippe an der geringsten Gabe Freude.“

„Möchte Ihnen doch das Rechte einfallen!“ sagte Lauingen.

„Haben Sie denn wirklich Wünsche?“ fragte Flore höchst befremdet.

„Versetzest Du Graf Lauingen bei lebendigem Leibe unter die Seligen, Florette?“ fragte Herr von Cronenstein lachend: „nur die Seligen haben keine Wünsche mehr.“

„O ich hatte nur Christbaumwünsche im Sinn," antwortete sie unbefangen.

Lauingen reiste ab voll froher Hoffnungen und mit der Zuversicht auf dies Wesen das Glück seines Lebens zu gründen .... wenn es zu gewinnen sei. Auf Cronenstein war nicht weiter die Rede von ihm.

Nach etwa vierzehn Tagen befand sich unter den Briefen, die Abends auf dem Tische lagen, auch ein Brief an Florestine. Das war immer ein kleines Ereigniß, da sie eine sehr geringe Correspondenz hatte. Sie öffnete rasch den Brief und rief erfreut:

„Ah! von Amelie Verden!"

„Nun, was schreibt Amelie?" fragte Frau von Strahl, nachdem Florestine den Brief gelesen und ohne eine Sylbe zu äußern in die Tasche gesteckt hatte.

„Dies und das, Täntchen!" erwiderte Flore mit einem Anflug von Mißmuth.

„Das ist lakonisch!" rief Franz Seraph.

„Und geheimnißvoll," setzte Telesphor hinzu, während Frau von Strahl befremdet von ihrer Arbeit aufblickte.

„Amelie wünscht ein Stickmuster zu haben, das sie bei mir sah," sagte Florestine wieder gefaßt, „und empfiehlt sich Dir bestens. Sie ist gesund und munter, und Mann und Kinder sind es auch."

Vor der Hand blieb es bei dieser Auskunft. Als aber am spätern Abend Jeder auf seinem Zimmer war, öffnete Florestine leise die Thür zwischen dem ihren und dem ihrer Tante, hielt ihren Brief in der Hand, trat ein und umarmte weinend Frau von Strahl. Furchtbar erschreckt rief diese:

„Liebes Kind! . . . . ist in der Familie ein Unglück geschehen?"

„Nein nein, Tante! . . . . Aber lies bitte das Postscriptum in Amelie's Brief."

Frau von Strahl las:

„P. S. Ich höre, daß Lauingen ganz begeistert „von Cronenstein und seinen Bewohnern und Be„wohnerinnen zurückgekehrt ist und nächstens wie„der hingeht. Ich werde also wohl mit meinem „Glückwunsch zum neuen Jahre noch einen anderen „für Dich, meine Florette, verbinden und Dich, „wenn ich Dich wiedersehe, als Gräfin von Lauin„gen begrüßen können."

„Ist das nicht entsetzlich unangenehm, Tante!" rief Florestine und trocknete ihre Thränen: „im Grunde müßte ich aber nicht weinen, sondern nur ärgerlich sein."

„Keines von beiden, liebes Kind! Alles was Amelie schreibt, beruht auf den zwei Worten „ich höre." Was wird nicht in der Welt geschwatzt, wovon keine Sylbe wahr ist! — besonders dann,

wenn ein junger Mann ein Haus besucht, wo junge Mädchen sind."

„Es ist aber doch sehr unangenehm, sehr störend und macht mich verlegen, daß die Menschen gleich an eine Heirath denken, Tante. Auf die Weise kann man ja gar nicht unbefangen mit einem jungen Mann umgehen. Man muß immer denken: Jetzt werden die Leute sagen, das gibt eine Heirath! — Und ich finde es so einfältig, bei jedem jungen Mann vorauszusetzen, daß er mir gegenüber Heirathsgedanken habe."

„Das wäre wirklich sehr einfältig, Flore! Nein! laß Dich nicht durch solche kleine Neckereien beunruhigen. Wahr an der Sache ist dies: Cronenstein hat dem Grafen Lauingen gefallen."

„Und wem könnte es nicht gefallen!" warf Florestine ein.

„Deshalb kommt er wieder," fuhr Frau von Strahl fort. „Ob er überhaupt die Absicht hat sich zu verehelichen, weiß ich nicht. Hat er sie aber, so wird seine Wahl schwerlich auf ein kleines Landfräulein wie Du bist, fallen — sondern auf eine junge Dame aus der großen Welt in der er lebt. Und für die große Welt bist Du nicht erzogen.... das siehst Du gewiß ein."

„Ja, das sehe ich ein," sagte Florestine beruhigt.

„Nun geh' schlafen, meine Florette, und laß'

Dir künftig nicht so leicht Deinen Frieden rauben," sagte Frau von Strahl und küßte zärtlich ihre Stirn.

Herr von Cronenstein antwortete seiner Schwägerin, als sie ihm dies kleine Ereigniß mittheilte:

„Was Gott will, wird Er fügen. Es ist nichts gegen Lauingen zu sagen, da er die Leidenschaft seiner früheren Jahre besiegt hat. Möge Flore das wählen, was zum Heil ihrer Seele gereicht."

Die Würfel fallen.

Das Weihnachtsfest war gekommen — dies wundervolle Fest, das durch seinen himmlischen Inhalt und lieblichen Gegenstand die christliche Welt auf ein paar Stunden in einen Tempel des Lichts verwandelt, wo Glaube und Liebe, Friede und Freude eine ganz selige, ganz einzige Feier begehen.

Oswald von Lauingen war auf Cronenstein. Er meinte, daß er zum Erstenmal das Verständniß des Christfestes so recht genieße, denn Florestine zog ihn in die Sphäre ihrer Anbetung, ihres Jubels, ihres Glückes hinein. Er meinte in Florestine habe der Lobgesang der Engel: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden“ — einen Körper bekommen. Aber das Alles, so lieblich es sein mochte, genügte ihm nicht. Nicht das was sie that, was sie sprach, was sie gab, entzückte ihn, sondern das was sie war und wie sie war, und er nahm sich fest vor Cronenstein nicht zu verlassen ohne eine Entscheidung über seine Zukunft zu haben. Zuwei-

len schien ihm, daß sich Florestinens Herz ganz leise ihm zuneige und zuweilen fand er, sie lege nur anmuthige Traulichkeit gegen einen Gast ihres Vaters an den Tag.

Herr von Cronenstein hatte seiner Capelle das Christgeschenk einer sehr schönen kleinen Orgel gemacht und Florestine wünschte nun den Vater durch ein schönes Musikstück zu überraschen.

„Bitte, helfen Sie uns," sagte sie zu Lauingen; „wir möchten gern am Sylvesterabend das Tedeum von Haße in der Capelle singen."

„Ein kühnes Unternehmen! woher nehmen Sie die Pauken und Trompeten?"

„Die lassen wir bei Seite. Es ist einmal in der Stadtpfarrkirche von jungen Leuten gesungen worden, die einen Gesangverein haben, wozu auch Franz Seraph und Telesphor gehören. Einige der besten und sichersten Sänger wählen wir aus, und wenn Sie so gut wären uns einzuüben, so würde Alles vortrefflich gehen."

„Ich habe nur leider nie die Orgel gespielt."

„O, das ist auch nicht nöthig! Sie üben uns am Flügel ein und am Sylvesterabend, wenn die Andacht in der Stadtpfarrkirche zu Ende ist, kommt der Organist herauf, der mein Musiklehrer ist und der das Tedeum von Haße kennt, weil er es da=

mals begleitet hat und übernimmt die Orgel. Er hat aber nicht Zeit, um uns einzuüben."

„So will ich es versuchen," sagte Lauingen, „vorausgesetzt, daß die Stimmen nicht allzu rebellisch sind."

„O, wir sind sehr fügsam," sagte sie munter.

„Und wo singen wir? im Salon hört Herr von Cronenstein ja jeden Ton."

„Ich habe in meinem Zimmer auch einen Flügel, der freilich älter und nicht so gut wie der im Salon — aber zu unserem Zweck sehr gut ist."

Zu Herr von Cronenstein sagte sie schmeichelnd: „Väterchen! Du wirst in diesen Tagen ein gewisses melodisches — oder auch unmelodisches Ohrensausen haben. Da es aber mit dem Neujahrstag verschwindet, so wirst Du es nicht beachten .... nicht wahr?"

„Sei unbesorgt," antwortete er liebreich; „ich werde blind, taub und Alles sein, was noch weiter erforderlich ist."

Lauingen freute sich ungemein auf die Proben, weil sie an Florestinens Flügel statt finden sollten und er dadurch Gelegenheit bekam ihr Zimmer und dessen Einrichtung zu sehen. Mehr und minder spiegelt sich der Geist des Bewohners, sein Gedankenkreis, seine Lieblingsbeschäftigungen, seine Gewohnheiten, in seinem Zimmer ab. Als die jungen Leute

zur ersten Probe beisammen waren, kam Franz Seraph zum Grafen und lud ihn ein seine Capellmeisterrolle anzutreten. Lauingen folgte ihm freudig; aber groß war seine Enttäuschung, als ihm auf der Schwelle Florestine entgegentrat und sagte:

„Wie gefällt Ihnen unser improvisirter Conzertsaal?“

Sie befanden sich in einem geräumigen, stattlichen Zimmer mit Möbeln und Vorhängen von blauem Damast, mit einem riesenhaften Spiegel in Goldrahmen und mit einigen Tischen, deren Marmorplatte auf vergoldetem Fuß lag. Der Flügel stand in der Mitte des Zimmers. Grenzenlos erstaunt sagte Lauingen:

„Und dies ist Ihr Zimmer?“

„O nein!“ rief sie: „mein Zimmer liegt über dem meines Vaters! dies ist ein kleiner Salon für hohe Gäste .... und da die heilige Musik auch ein hoher Gast ist, so ließ ich meinen Flügel hier aufstellen. Wenn ihn der Transport nur nicht verstimmt hat!“

Nicht der Flügel, aber der Graf war etwas verstimmt. Er rieb die Hände und sagte:

„Es ist hier frostig, wie in allen unbewohnten Räumen — das macht die Finger steif.“

„Sehen Sie nur wie lustig die Flamme im Ofen brennt,“ sagte Florestine tröstend: „und sind wir

erst sämmtlich im Feuer der Begeisterung, so wird es warm genug sein."

Dabei blieb es. Das Tedeum wurde eingeübt und am Sylvesterabend nach dem Nachtgebet in der Capelle, wenn auch nicht in großer Vollkommenheit, doch mit großer Andacht und Freude gesungen. Herr von Cronenstein war sehr fröhlich, nahm den Organist und alle Sänger in's Schloß hinüber und sprach den jungen Leuten seine Freude aus, daß sie in so edler Weise ihre Mußestunden ausfüllten.

Am Neujahrsmorgen, als Kinder, Schwiegersöhne und Enkel im Herzog'schen Hause nach dessen altem Gebrauch zum Frühstück versammelt waren, sagte Doctor Rabener zu Telesphor:

„Was gab es denn gestern Abend da oben? Es war ja ein förmlicher Tumult den Berg hinauf und herab."

„Wir sangen in der Capelle zur neuen Orgel und es kamen viele Leute herauf, um sich zu erbauen. Hernach gingen wir Sänger in's Schloß und tranken Punsch — und um eilf Uhr waren wir zu Hause:" so berichtete Telesphor mit äußerster Trockenheit.

„Herr von Cronenstein will sich wohl bei den jungen Männern populär machen?" fragte Rabener.

„Das hat er nicht nöthig, denn er ist es schon," antwortete Doctor Hellmut.

„Und zwar bei den Jungen und den Alten," setzte der Posthalter hinzu: „die Stadt verdankt ihm viel. Wo etwas Gemeinnütziges im Werke ist, da ist er dabei und steht mit dem Gelde obenan. Und wie manchem Bürger hat er heimlich aus der Noth geholfen! wie manchem Familienvater mit Rath und That beigestanden! Ihm hauptsächlich ist es zuzuschreiben, daß es hier im tollen Jahr 48 so ruhig blieb."

„Ja," sagte Agathe mit einem gewissen freudigen Stolz, „dem Herrn von Cronenstein, meinem seligen Schwiegervater, der dazumal Bürgermeister war, und unserem lieben Vater — diesen drei Männern hat die Stadt es zu verdanken, daß es hier nicht auch drunter und drüber ging. Denn ein paar Taugenichtse, die das große Wort führen und räsonniren wollten, gab es auch hier; — auch hier diesen und jenen, dem es das Ohr kitzelte solche Reden zu hören; — auch hier waren auf einmal fremde gewaltige Bärte und Schlapphüte zu sehen, deren Besitzer Volksversammlungen beriefen. Aber bei diesen Volksversammlungen erschienen auch die drei braven Männer, sprachen christlichvernünftig und ließen den Unsinn nicht aufkommen."

„Du vergißt den alten Dr. Hellmut," sagte Herzog.

„Und den Herrn Stadtpfarrer," sagte Apollonie.

„Genug, ich sehe schon, daß all' diese vortrefflichen Herren, zu denen auch Herr von Cronenstein gehört, sich gegen jene Bewegung der Geister stemmten," sagte Rabener.

„Es war eine Bewegung der Mäuler, nicht der Geister," versetzte der alte Herzog gelassen.

Der Posthalter, Agathe und Telesphor lachten hell auf und Rabener erwiderte spöttisch:

„Ich bin neugierig zu erfahren, wie Sie den Leuten Gedanken und Ideen beibringen wollen, ohne sie ihnen durch Worte mitzutheilen. Die Schrift wirkt viel langsamer und auf die große Masse nur ganz allmälig."

„Das versteht sich, daß man reden muß, wenn man etwas zu sagen hat — und man kann etwas sagen, wenn man das Ding versteht, wovon die Rede ist. Ich möchte aber wohl wissen, ob je das heilige römische Reich ein unpraktischeres Gerede gehört hat, als das, welches man in den Jahren 48 und 49 von Stapel ließ. Hohle Worte, freche Worte, auch gotteslästerliche Worte genug; aber keine Wahrheit darin — und folglich Faselei. Das habe ich ausdrücken wollen."

„Gehen Sie nicht auf's Schloß zur Gratulation?" fragte Doctor Hellmut.

„Gewiß, gewiß . . . . es war mir gestern un-

möglich," erwiderte Herzog: „ich gehe gleich nach dem Amt hinauf . . . . und es läutet auch schon zur Kirche."

Die Enkel meinten, es könne unmöglich schon so spät sein; sie hätten gern die Frühstücksstunde am Neujahrsmorgen bei den Großeltern in's Unbegrenzte ausgedehnt, aber die Glocken der Stadtpfarrkirche erhoben ihre Stimme so vernehmlich, daß jeder Widerspruch verstummte.

„Wird der Graf, der jetzt da oben ist, die Florestine heirathen?" sagte Franziska zu Telesphor.

„Das weiß ich nicht," entgegnete er,

„Aber man hört und sieht doch etwas!" rief sie ungeduldig.

„Ich nicht! wäre es aber der Fall, so würde ich es nicht sagen."

„Sieh wie boshaft Du bist," antwortete Franziska empfindlich: „Du übst Dich wohl schon jetzt auf die Verschwiegenheit ein, um später das Beichtsiegel nicht zu verletzen."

„Was das betrifft — so gehört es zu den Standesgnaden," sagte Telesphor.

„Es muß sehr angenehm sein die Beicht schöner junger Damen zu hören," bemerkte Rabener.

Telesphor wollte auffahren, nahm sich aber zusammen, schwieg und suchte seinen Hut.

„Denn es kann ja nichts Lieblicheres geben,

als der Einblick in unschuldige Seelen," setzte Rabener hinzu.

„Und nichts Widerlicheres als der Blick in eine böse Seele," erwiderte Telesphor und eilte hinaus.

Herr von Cronenstein war mit Florestine und Lauingen in der Bibliothek, wo sie ein Kupferwerk über alte Kirchen betrachteten, als man ihm meldete Herr Herzog wünsche ihn zu sprechen. Er stand auf und ging in sein Zimmer. Florestine wollte weiter besehen und ein Blatt umschlagen; da legte Lauingen die Hand darauf und sagte lebhaft:

„Am Neujahrstag wünscht man einander Glück; aber Sie können es mir geben .... durch ein Wort. Ich liebe Sie! — was antworten Sie mir?"

Sie sah ihm tief in's Auge und fragte:

„Ist das wirklich wahr?"

„Warum zweifeln Sie?" rief er.

„Wir passen nicht für einander oder vielmehr, ich passe nicht für Ihre große Welt."

„Die große Welt ist, in der Nähe betrachtet und von einem großen Herzen beurtheilt, etwas ganz Gleichgültiges, das man hinnimmt wie den Wechsel von Tag und Nacht. Wenn das Ihr einziges Bedenken ist" .... —

„Was sagt mein Vater?" unterbrach sie ihn.

„Er ist mit mir einverstanden für den Fall, daß Sie es sind. Sind Sie es?"

„Ich muß mich besinnen," sagte sie sanft.

„Besinnen? aber worauf besinnen? ist es Ihnen denn nie eingefallen, daß ich Sie liebe?"

„Doch! zuweilen," erwiderte sie.

„Nie eingefallen, daß auch Sie mich lieben könnten?"

Ein leichtes Roth überflog ihr schönes Antlitz, aber sie faßte sich und erwiderte:

„Ja .... auch das ist mir eingefallen."

„Florestine! mehr verlange ich ja nicht!" rief Lauingen frohlockend und wollte ihre Hand nehmen.

„Aber ich!" sagte sie und erhob sich: „ich muß mich besinnen, muß mir selbst klar werden, muß wissen was Gott von mir verlangt."

„Wozu das Alles .... wenn Sie mich lieben können," sagte er traurig.

„Weil ich einen so hochwichtigen, unwiderruflichen Schritt mit voller innerer Freiheit und nicht in der Ueberraschung eines lebhaften Eindrucks thun will. Und jetzt muß ich vor allen Dingen mit meinem Vater sprechen."

„Er ist jetzt nicht für Sie zu sprechen .... o bleiben Sie hier!" bat Lauingen.

„Nein nein nein!" rief sie, und leicht wie ein Vogel flog sie aus der Bibliothek, die Treppe hinauf, zu Frau von Strahl, warf sich in ihre Arme und rief:

„Tante! Amelie Verden hatte ganz Recht: er liebt mich!“

„Und was thust Du, Florestine?“

„Ich werde ihn lieben, wenn Gott es will .... und darüber muß ich nachdenken in aller Ruhe.“

Dasselbe sagte sie auch ihrem Vater, als dieser sie rufen ließ um zu hören, welche Antwort sie dem Grafen gegeben — da dieser sich unbestimmt darüber geäußert habe. Mit hohem Ernst setzte sie hinzu:

„In Deiner Gegenwart, lieber Vater, möchte ich mit dem Grafen reden. Aber Du mußt auf meiner Seite stehen .... nicht wahr?“

„Ich hoffe es mit gutem Gewissen zu können,“ entgegnete er liebreich.

Zum Speisen kamen einige Herrn aus der Stadt und Florestine war heiter und liebenswürdig wie gewöhnlich. Nachdem sie ihr Amt am Kaffeetisch verwaltet hatte, verschwand sie aber und kam den ganzen Abend nicht zum Vorschein.

„Wo ist nur Flore?“ fragte Franz Seraph seine Mutter.

„Sie ist beschäftigt,“ antwortete Frau von Strahl.

„Mit einer scherzhaften Ueberraschung etwa?“

„Vielleicht!“ sagte sie lächelnd.

Doch die Ueberraschung blieb aus und Flore auch.

Als sie auch nicht zum Thee erschien, konnte Lauingen seiner Unruhe nicht Herr werden und er fragte:

„Ist Fräulein Florestine unwohl?“

„Ich denke nicht,“ sagte Herr von Cronenstein ruhig.

„Soll ich sie suchen?“ rief Franz Seraph.

„Laßt sie! wir finden sie schon,“ sagte Frau von Strahl.

Und man fand sie denn auch in der Capelle, wo sie auf den Knieen lag in einen Pelz gehüllt — ein Zeichen, daß sie ungewöhnlich lange dort weilte. Als man nach dem Nachtgebet auseinander gehen wollte, hielt sie ihren Vater am Arm fest, der seinerseits dem Grafen ein Zeichen machte zu bleiben, während Franz Seraph und Telesphor den Salon verließen und Frau von Strahl wieder mit ihrer Arbeit ihren Platz einnahm, aber die Häkelnadel ruhen ließ, denn Florestine sagte mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung bebte, zu Lauingen:

„Ich bin Ihnen noch eine Antwort schuldig und ich will sie geben, so gut ich kann. Vielleicht ist sie sehr ungeschickt; das müssen Sie gütig verzeihen, denn ich bin unerfahren in diesen Dingen.“

Lauingen lächelte. Das ermuthigte sie und ihre Befangenheit schwand mehr und mehr je länger sie sprach.

„Sehen Sie . . . . ich bin sehr glücklich und mein Leben ist das süßeste, das ich mir denken kann. Auch sehr jung bin ich . . . . im Februar werde ich neunzehn Jahr. So kommt es denn, daß ich nie daran gedacht habe, etwas Anderes sein zu wollen, als das was ich bin: die Tochter meines Vaters. Aber ich weiß, daß dies nicht immer so bleibt, daß Gott auch die Erfüllung anderer Pflichten verlangt und daß ich eine Standeswahl werde treffen müssen. Seit heute Vormittag weiß ich, daß ich sie schon jetzt treffen muß. Ich bitte Sie also, mir drei Monate Frist zu gewähren, damit ich mich mit dem Gedanken an die Ehe und an die Pflichten, die sie auferlegt, bekannt mache. Wer in den Ordensstand tritt, besteht ein Postulat und ein Noviziat, die zuweilen jahrelang dauern, um den Beruf zu prüfen und festzustellen; — und wie sicher ist doch die Ordensjungfrau! sie verlobt sich Gott an, der ewigen Liebe. Unwandelbar wie der Schöpfer ist das Geschöpf nicht, und doch soll ich mit einem Menschen einen unzertrennlichen Bund eingehen: das ist ja ein ganz ungeheures Unternehmen! — ich muß wissen, ob ich dazu fähig bin. Mich zu einem solchen Schritt drängen lassen oder hinreißen lassen — das thue ich nicht. Drei Monate müssen Sie mir gewähren, und es versteht sich von selbst, daß auch Sie während derselben Ihre volle Freiheit haben" . . . . —

Lauingen machte eine verneinende Bewegung und wollte sie unterbrechen, allein Florestine fuhr fort —

„Und daß Sie durch nichts gebunden sind. Dies habe ich heute Abend mit dem lieben Gott in der Capelle überlegt. In drei Monaten wird Ihnen mein Vater schreiben .... und Sie werden ihm schreiben, nicht wahr? wenn Sie Ihre Gesinnung ändern."

„Ich bin mit Allem einverstanden, was Sie wünschen, was Sie wollen .... nur nicht mit diesen drei schrecklichen Monaten der Erwartung, der Spannung!" rief Lauingen. „Ich bitte Sie, Herr von Cronenstein .... gnädige Frau .... legen Sie ein gutes Wort für mich ein."

„Wären zwei Monate nicht genügend, Flore?" fragte Frau von Strahl.

„Täntchen!" sagte Florestine mit ihrem gewöhnlichen, allerliebst schelmischen Ton, „soll ich denn bei mir selbst in Verdacht kommen, daß die Ehre, die Graf Lauingen einem kleinen unbedeutenden Landfräulein, wie ich bin, erzeigt, mich berauscht? — Gewiß! es ist eine Ehre, weil es ein Beweis des höchsten Vertrauens ist," setzte sie ernst hinzu, an den Grafen sich wendend: „und wie hoch ich sie zu schätzen weiß zeige ich dadurch, daß ich sie nicht blindlings annehme. Was ich Ihnen vorgestellt

habe, das muß schon so bleiben: eine Frist von drei Monaten mit voller Freiheit auf beiden Seiten. So — und nicht anders."

„Lieber Graf," sagte Cronenstein, „ich kann nur beistimmen; so — und nicht anders."

Florestine sah Lauingen erwartungsvoll an und dieser sagte mit einiger Ueberwindung:

„Nun wohlan! in drei Monaten also."

„Gott vergelt's!" rief Florestine und verschwand aus dem Salon.

„Viel Besonnenheit, aber wenig Liebe!" sagte Lauingen etwas verstimmt.

Frau von Strahl legte sanft die Hand auf seinen Arm und sagte:

„Lieber Graf! Mangel an Besonnenheit ist der Fehler unzähliger Frauen, die sich vom Affect bestimmen lassen und nach den Eindrücken des Augenblicks handeln. Wohin käme die lebhafte Florestine, wenn ihr nicht die Besonnenheit, die gewissenhafte Ueberlegung vor Gott, zur heiligen Pflicht gemacht wäre!"

„Aber wird die Besonnenheit nicht das schwache Fünkchen einer aufkeimenden Neigung ersticken?"

„Im Gegentheil! ist es eine wahrhafte Neigung, so wird erst dann der Funke zur Flamme werden. Ist es aber keine: so erstirbt das Fünkchen in der windstillen Luft der gewissenhaften Ueberlegung —

und das wäre dann zu Ihrem und zu Florestinen's Heil."

„Hätte ich vor einigen vierzig Jahren so gehandelt, wie heute Florestine, welchen namenlosen Kummer, welche Seelenkämpfe, welche verstörte Jahre hätte ich mir selbst und einer anderen Seele erspart," nahm Herr von Cronenstein das Wort, der bisher in seine Gedanken versunken, ein stummer Zuhörer gewesen war: „Gottes Gnade hat mein späteres Leben mit unverdientem Glück gesegnet; aber ich rannte blind in das Verderben meiner ersten traurigen Ehe hinein. Wie Florestine es macht so ist es gut, so und nicht anders."

„O ich bewundere Florestine!" rief Lauingen: „ich bewundere, ich verehre, ich liebe sie! aber eben deshalb wünsche ich, daß in ihrem Herzen eine Stimme zu meinen Gunsten spräche."

„Haben Sie diese Stimme nicht vernommen," fragte Cronenstein, „als Florestine Ihnen heute Vormittag gestand, sie habe wohl flüchtig gedacht, daß sie Sie lieben könnte? — und jetzt eben nicht vernommen, als sie Ihnen zurief: Vergelt's Gott! Können Sie von einem edlen jungen Mädchen mehr erwarten?"

„Sie haben Recht und Florestine hat Recht," erwiderte Lauingen: „da aber meine Liebe stärker ist als die ihre, so wird unwillkürlich mein Herz

beklemmt und besorgt. Ich kam im Spätjahr mit hochgespannten Erwartungen her. Ich hatte so viel von ihr gehört durch Gräfin Verden, durch Frankenhausen, daß mir war, als kenne ich sie seit Jahren; aber dennoch — wie überraschend, welche neue Erscheinung war sie mir! Bezaubernde weibliche Wesen gibt es; .... ja leider nur zu viel! allein unbewußt zu bezaubern, wie Florestine, das ist Wenigen gegeben. Ich bin gefesselt und deshalb wünsche ich mit heißer Sehnsucht sie zu fesseln! .... diese drei Monate der Ungewißheit peinigen mich."

„Es ist begreiflich, aber nicht zu ändern, bester Graf," erwiderte Cronenstein, „und ich bitte Sie zu bedenken, welche Fesseln das Weib auf sich nimmt, und welch' ein Opfer es dadurch zu bringen hat, daß es sich fesseln läßt! ihre Person, ihre Freiheit, ihren Willen, ihre schöne Jugendblüte, ihre Gesundheit, ihr Leben sogar — Alles das muß die Frau bereit sein zu opfern, wenn sie in die Ehe tritt; und ist ihr das auch nicht ganz klar, und schwebt ein Schleiergewebe von Liebe und Glück vor ihrem Auge und verhüllt ihr den vollen Umfang ihres Opfers — sie ahnt es doch! das heißt, diejenige ahnt es, die begriffen hat, daß das Leben eine Schule der Heiligung voll schwieriger, oft räthselhafter, stets geheimnißvoller Aufgaben ist. Daran denkt freilich die große Masse nicht! die verliebt

sich und heirathet, sucht eine Versorgung und heirathet, will in der Welt glänzen und heirathet. Nirgends tritt mir die Barmherzigkeit Gottes so lebendig entgegen, als darin, daß er manche Ehe nicht so unglücklich werden läßt, als sie nach dem blinden Leichtsinn, womit sie geschlossen wurde, eigentlich werden müßte. Wenn Florestine nicht mit beiden Füßen zugleich in ein neues Verhältniß hineinspringt — wenn sie nicht urpöšlich durch das Wort Heirath beseligt ist — wenn sie, sehr wahrscheinlich, im Fall der Zusage, keine jubilirende Braut sein wird: so sei Ihnen das ein Zeichen, lieber Graf, daß sie die Ehe hoch und die Liebe ernst nimmt."

Er stand auf und drückte herzlich Lauingen's Hand, während Frau von Strahl zu diesem sagte:

„Ich hoffe, es fällt Ihnen ein liebliches Loos zu."

Sie gingen auseinander. Als Frau von Strahl allein in ihrem Zimmer war, dachte sie Florestine könne vielleicht unruhig oder bewegt sein, oder sich in's Gebet vertiefen; genug, sie wollte sie an diesem aufregenden Tage noch einmal sehen. Sie betrat Florestinen's Zimmer; es war finster und still. Sie trat zurück, nahm ihre Lampe und ging wieder hinein und in den Alcoven, wo Florestine schlief. Es schien ihr gar nicht anders möglich, als daß Florestine noch wachen müsse. Aber keineswegs! sie schlief; — und Frau von Strahl dachte an das

alte Sprüchwort: „Wer gut schläft, wacht gut.“ Sie wendete sich um fortzugehen; da fiel ein Lichtstreif unter dem Schirm der Lampe auf Florestinen's Antlitz. Sie schlug die Augen groß auf, sagte freundlich

„Täntchen!“ — und fiel wieder in Schlaf zurück.

Am nächsten Tage reiste Lauingen ab. Er war mit Herrn von Cronenstein überein gekommen, daß man auf beiden Seiten tiefes Stillschweigen beobachten wolle. Falle Florestinen's Entscheidung bejahend aus, so solle die Vermählung im Mai stattfinden.

„Denn der Brautstand ist ein odioser Zustand,“ sagte Herr von Cronenstein; „es ist, als wolle man sich auf eine lange weite Reise begeben, zu der man sich so freut, daß man mit Ungeduld die Abfahrt erwartet und im eigenen Hause nicht mehr recht zu Hause ist. Dann aber ist es auch noch der Augenblick, wo man sich leicht in allerhand Täuschungen verwickelt.“

Lauingen war mit dieser Bestimmung sehr zufrieden. Zu Florestine sagte er nur:

„Auf Wiedersehen?“

Sie sah ihn bittend an, als wünsche sie daß er schweige und sagte:

„Gott mit Ihnen! Gott befohlen!“

Als sein Wagen aus dem Hof gefahren war, ging sie wieder in die Capelle.

Es war ein ernster Winter. Alles was sie selbst und Alles was ihr Vater an Lauingen gesagt hatte, ging durch ihre Seele, trat an sie mit der Frage heran: Willst du das? Kannst du das? — Und sie selbst stellte dann die Frage: Vermag ich das? Bald an den Vater, bald an die Tante, bald an den Schloßgeistlichen, den treuen Berather ihres Gewissens seit ihrer Kindheit. Einmal sagte sie zu diesem:

„Ich komme mir vor, wie die Tochter Jephta's. Als sie erfuhr, daß sie sterben müsse, ging sie in die Bergeinsamkeit und beweinte ihre Jugend."

„Wenn Ihnen diese Ehe den Eindruck macht, als gingen Sie in den Tod, so dürfen Sie nicht sie schließen," sagte der Geistliche bestimmt.

„Nein, so meine ich es nicht," erwiderte sie: „aber ich meine die Vorbereitung auf's Leben sei eben so ernst, wie die auf den Tod, und von meiner fröhlichen, sorglosen Jugend müsse ich Abschied nehmen, wenn ich in die Ehe trete."

„Von der sorglosen — ja! von der fröhlichen — nein!" entgegnete er lachend: „es wäre ja sinnlos, neue Pflichten grämlich zu erfüllen, während Sie die alten munter und fröhlich erfüllt haben."

„Meinem Vater zu gehorchen ist mir nur in

meiner Kindheit manchmal schwer geworden; später nie. Aber einem Mann zu gehorchen, mit dem ich auf gleichem Fuß stehe — hochwürdiger Herr, das wird mir schwer werden."

„Ich glaube es gern! allein vergessen Sie nicht, daß Ihnen dabei, wie bei allen schweren Pflichten, die Standesgnaden mächtig zu Hülfe kommen, die das heilige Sacrament der Ehe mit sich bringt."

„Da haben Sie Recht . . . . wie immer!" rief sie ermuthigt: „ich denke bei der ganzen Sache zu viel an mich und zu wenig an den lieben Gott."

Ein anderes Mal sagte sie zu Frau von Strahl:

„Tante, ich denke auch darüber nach, ob es nicht gut für mich wäre, lebenslänglich unvermählt zu bleiben. Die Unabhängigkeit spricht mich so sehr an und die Vorstellung, hier, wo ich geboren bin, zu leben und zu sterben, ist mir ganz lieblich. Freilich ist sie immer in Verbindung mit dem Vater und Dir — denn ohne Euch wäre Cronenstein unvollkommen."

„Und wie bald kann dieser Fall eintreten! Dein Vater ist bejahrt; um ihn dreht sich Deine ganze Existenz, Flore! in welcher Einsamkeit würdest Du sein ohne ihn! Du hast nicht Bruder, nicht Schwester; von den übrigen Verwandten lebt Niemand in Deiner Nähe. Werde ich abgerufen, so bist Du vollkommen allein — und dann hat die Unabhängig-

keit einen Beigeschmack von Verlassenheit, welche das weibliche Herz gar schwer erträgt. Auch würden Dir dann bestimmte ernste Pflichten fehlen. Nur die hättest Du zu erfüllen, welche die allgemeine Nächstenliebe von der Christin fordert. Auch eine Thätigkeit würde Dir fehlen, ein Wirkungskreis, kurz Alles was nöthig ist, um nicht aus dem Dasein eine unerträgliche Last zu machen. Willst Du unvermählt bleiben, so thue das, was meine Gertraud thun wollte: tritt in den Ordensstand."

„Nein, Tante, das kann ich nicht," entgegnete Florestine mit großer Bestimmtheit, „das ist mir nie in den Sinn gekommen. Ich weiß, daß er der vollkommenere Stand ist; aber auch, daß man in einem anderen Stande Gott in der Vollkommenheit dienen kann und daß der Klosterberuf so gut wie der zum Priesterthum eine besondere Gnade ist. Die Abhängigkeit des Klosterlebens, die sich stündlich kund gibt, würde mich drücken. Schwester Notburge meint, ich sei nicht dazu bestimmt."

„Hast Du Dich mit Schwester Notburge bereits besprochen?" fragte Frau von Strahl.

„Ja gewiß, Tante, denn ich habe mir vorgenommen, so gewissenhaft wie möglich zu erforschen, auf welchem Wege ich mich nach dem Willen Gottes heiligen soll. Nach Allem, was ich höre und was

ich überdenke, beginne ich zu glauben, daß es der Ehestand sein wird."

„Das wird Graf Lauingen sehr beglücken und Du wirst eine gute Gattin sein."

„Aber Eines erschreckt mich über die Maßen, Tante!" sagte Florestine ernst; „ich werde dann einen Menschen mehr lieben, als meinen Vater, als meinen edeln, herrlichen, frommen Vater!"

„Du wirst ihn anders lieben, Flore."

„Ja, auch anders; aber mehr, Tante! denn wenn ich dann eine Wahl zu treffen habe, so halte ich zum Gatten, nicht zum Vater."

Frau von Strahl dachte bei sich selbst: Armes Kind! möge die Liebe und nicht das strenge Pflichtgebot deine Wahl in einem solchen Fall bestimmen. — Sie sagte aber:

„Das versteht sich, das ist die Pflicht der Gattin. Doch ich rathe Dir, Flore, Dich nicht in Vorstellungen zu vertiefen, die Dich beunruhigen könnten und die — wir wollen es hoffen! nie eintreten werden. Der Gemahl und der Vater werden ohne Zweifel verschiedene Ansichten und Meinungen über diesen und jenen Punkt haben und demgemäß handeln; aber eine solche Verschiedenheit, daß Dein Herz darüber in Zwiespalt gerathen könnte, wollen wir nicht befürchten."

Florestine drückte beide Hände an ihre Stirn und rief:

„O wären diese drei Monate vorüber!“

„Bist Du innerlich klar und entschieden, so hängt es lediglich von Dir ab, sie abzukürzen.“

Florestine machte eine verneinende Bewegung und antwortete sanft:

„Die Tochter Jephta's, Tante! — Der Herr Schloßcaplan wollte nichts von dem Vergleich wissen .... aber es ist doch Etwas daran und deshalb bleibt sie noch ein wenig in ihrer Bergeinsamkeit.“

„Seltsames Mädchen! so heiter sonst und jetzt so ernst, da es sich doch nur um Dein Glück, um eine Ehe aus Neigung handelt!“

„Ich weiß nicht wie es kommt,“ sagte Florestine, „aber das Glück und die Liebe sehen mich mit unbeschreiblich ernsten Augen an.“ — —

Nicht für Florestine allein war es ein ernster Winter, sondern auch für Franz Seraph und Telesphor. Beide sollten im Frühling ihre Maturitätsprüfung bestehen und von dieser sollte es abhängen, ob sich der Weg zu ihrem Ziel ihnen erschließe. Telesphor war seiner Sache ziemlich gewiß und zählte auf eine glänzende Prüfung; Franz Seraph hoffte auf eine mittelmäßig gute, die den Onkel aber doch befriedigen werde. Und dann zogen sie fort, auf die Universität der Eine und der Andere

auf die Kunstakademie — Beide voll Hoffnung und frischer Zuversicht. Sie arbeiteten mit großem Eifer und angestrengtem Fleiß, und manche Abendstunde mußte geopfert werden, welche sonst durch Musik oder trauliches Gespräch ausgefüllt wurde. Das bemerkten Herr von Cronenstein und Frau von Strahl nur zu gut, und mit schwerem Herzen blickten sie auf die nächste Zukunft, welche die Kinder entführen und in alle Welt zerstreuen, und sie, die Alten, in großer Vereinsamung zurücklassen werde. Denn Herr von Cronenstein zweifelte nicht an Florestinen's zusagender Antwort. Hätte sie nicht eine leise Vorliebe für Lauingen empfunden, so hätte ihr entschiedenes Nein nicht auf sich warten lassen. Es freute ihn, daß sie mit ihrem entschiedenen Ja zurückhaltender war.

„Aber sie wird es aussprechen," sagte er zu Frau von Strahl, wenn diese mitunter Zweifel erhob.—

Doctor Rabener und seine Frau verlebten diesen Winter wie einen langen Rosenmond! Sie vergötterte ihren Mann als ein Ideal von Geist, Bildung und Wissen, und er ließ sich vergöttern und begann festen Fuß in X. zu fassen.

Eines Tages kam die Frau Bürgermeisterin zur Doctorin Hellmut, ihrer Jugendfreundin, und sagte im Ton hoher Wichtigkeit:

„Lonchen, ich habe mit Dir zu reden. Sorge dafür, daß wir nicht gestört werden.“

„Die Kinder sind in der Schule und mein Mann ist auf's Land gefahren. Du hast also keine Störung zu befürchten, liebes Bärbchen,“ entgegnete die Doctorin freundlich wie immer.

„Lonchen, wir sind ja alte Freundinnen, und deshalb wirst du gewiß das, was ich Dir zu sagen habe, nicht übel nehmen.“

„Nein, sicher nicht! rede getrost!“

„Sieh', Lonchen, mein Mann hat sich mit dem Medizinalrath sehr befreundet. Er ist ein so kluger, so feiner, so ausgezeichneter Mann . . . . der Medizinalrath nämlich, daß mein Mann findet, er müsse als Bürgermeister ihn etwas protegiren, und deshalb sind wir . . . . ist er entschlossen, ihn zu unserem Hausarzt zu machen, unbeschadet seiner alten Freundschaft für Hellmut, der eine so ausgebreitete Praxis hat, daß er den Ausfall eines Hauses gar nicht bemerkt, während es für den Medizinalrath wichtig ist und ihn gut empfiehlt, im ersten Hause der Stadt Arzt zu sein.“

„Die Wahl eines Arztes ist Sache des Vertrauens,“ sagte Apollonie mit leiser Empfindlichkeit. „Hat Euch Rabener ohne irgend einen Beleg für seine Geschicklichkeit mehr Vertrauen eingeflößt, als mein Mann, der Euere Kinder im Scharlachfieber

und Dich im Typhus behandelt und hergestellt hat, so ist nichts dagegen zu sagen."

„Nur nicht so spitzig, bestes Lonchen," erwiderte die Bürgermeisterin im hohen Ton: „ja, Dein Mann hat mich und die Kinder hergestellt. Damals lebte aber sein Vater noch und er kam als dessen Stellvertreter zu uns."

„Ob der Arzt als Stellvertreter oder als Hausarzt die Kranken gesund macht, scheint mir ganz gleichgültig. Daß sie hergestellt werden: darum handelt es sich," antwortete die Doctorin.

„Ich wollte nur andeuten, daß dem Doctor Hellmut damals der Rath und die Erfahrung seines vortrefflichen Vaters zur Seite stand," sagte die Bürgermeisterin mit Nachdruck.

„Du sprichst, als hättest Du Rabener's Worte auswendig gelernt, Bärbchen!" rief Apollonie ein wenig ungeduldig; „aber eben deshalb lege ich keinen Werth auf sie. Macht was Ihr wollt."

„Ich dachte mir schon," erwiderte die Bürgermeisterin sehr freundlich, „daß Du Deinem Schwager gewiß gern die Praxis in unserem Hause gönnen würdest, während es für uns kaum möglich wäre sie ihm vorzuenthalten, da er ganz und gar unser Hausfreund ist — wie Du das durch die Fränz gehört hast."

„Fränz hat mir freilich erzählt, daß Ihr zwei-

mal wöchentlich zusammenkommt, einmal bei Dir und einmal bei ihr, um Rabener vorlesen zu hören; aber mir scheint, daß man nicht Vorleser, Hausfreund und Arzt in einer Person zu sein braucht," antwortete Apollonie ruhig; „habt Ihr aber mehr Vertrauen zu Rabener, so nehmt ihn! wir beneiden Niemand."

„Willst Du nicht auch in unser Kränzchen eintreten, Lonchen?" fragte die Bürgermeisterin; „wüßtest Du wie interessant diese Vorlesungen sind, Du thätest es gleich."

„Was les't Ihr denn?"

„Trauerspiele von Shakespear, Göthe's Faust, naturhistorische Abhandlungen — das wechselt ab."

„Und wie lange les't Ihr?"

„Montag und Donnerstag Abend von sechs bis neun Uhr — und dann essen wir zu Nacht und besprechen das, was wir gelesen haben."

„Ich wundere mich, Bärbchen, daß Dein Mann so viel Vergnügen daran findet."

„Die Trauerspiele liebt er nicht .... dann geht er fort und kommt zum Nachtessen wieder; — aber das Naturhistorische interessirt ihn sehr. Er freute sich außerordentlich zu erfahren, daß nach den Berechnungen der Gelehrten die Welt nicht 6000 Jahr alt ist, wie man das in der Schule lernt, sondern vielleicht 60,000 — kurz, unzählige Jahre alt ist."

„Und weshalb freute ihn das so sehr?"

„Weil es des Menschen würdig ist die Wahrheit zu wissen," sagte die Bürgermeisterin ganz ernsthaft.

„Also wäre das, was man in der Schule lehrt und lernt eine Lüge? .... eine Fabel?"

„Ja, liebes Lonchen, mit der Schule hat es eine eigene Bewandniß."

„Mit der Schule? Bärbchen, ich bitte Dich, laß doch Dein Wichtigthun fallen! Du, ich, wir Alle sind in die Schule gegangen und wissen sehr gut, daß es gar keine Bewandniß mit ihr hat."

„Nun, so höre wie es mit ihr steht!" versetzte die Bürgermeisterin in belehrendem Ton: „in der Schule wird das gelehrt, was der Pfarrer will, und das ist natürlich so einseitig wie sich das von einem Priester erwarten läßt, der nichts kennt als seine Kirche. Weil nach Berechnungen, die sich auf die Bibel stützen, die Welt etwa 6000 Jahre bestehen soll — deshalb darf in den Schulen nichts Anderes gelehrt werden. Aber es ist ja sonnenklar, daß diese Erdrevolutionen mit dem Mammuth und den Pfahlbauten und den egyptischen Königen und den versteinerten Menschen in Mexico glaub' ich oder da so herum, ... daß das Alles mehr Zeit nöthig hat als 6000 Jahre."

„Gutes Bärbchen," sagte die Doctorin mitleidig, „laß Dir doch nichts von Rabener weiß machen.

Wer die Kirche und die heilige Schrift geringschätzt, der hat keinen Boden unter den Füßen und spricht und lehrt was ihm einfällt. Dies ist für mich sonnenklar und ich sehe durchaus nicht ein, weshalb ich glauben soll, daß Geistliche einseitiger sind als Rabener und seine Bücher. Was Deinen Vorschlag betrifft an Eurem Kränzchen Theil zu nehmen, so danke ich Dir herzlich; — ich kann nicht meine Kinder zwei ganze Abende in jeder Woche sich selbst überlassen und ich habe es gern, daß mich mein Mann findet, wenn er Abends nach Hause kommt."

„Du bist eine gute Seele, Lonchen, aber auf Geist und Bildung solltest Du etwas mehr Werth legen, besonders weil Du das Glück hast den geistreichen, hochgebildeten Medizinalrath in Deiner Verwandtschaft zu haben."

„Wir sind so einfach erzogen, so schlecht und recht zu guten Hausfrauen gebildet und leben Gott sei Dank in so zufriedener Ehe, daß wir glauben, wir hätten gerade den Geist und die Bildung, die uns Noth thut. Dabei verkennen wir keineswegs, daß sie anderen Verhältnissen nicht genügt. Aber was gehen mich, was gehen Agathe und Afra andere Verhältnisse an? Wir wollen keine andere als die, welche uns der liebe Gott angewiesen hat und wir wollen für sie passen. Die Fränz wollte immer höher hinaus."

„Deshalb hat sie auch diesen ausgezeichneten Mann bekommen, mit dem sich kein Mann in X. messen kann!“ rief die Bürgermeisterin.

„Ich glaube nicht, daß Deine Ansicht allgemein ist,“ erwiderte Apollonie mit großer Kälte: „ich theile sie ganz entschieden nicht.“

„Hoffentlich nehmt Ihr die Sache wegen des Arztes nicht übel,“ sagte die Bürgermeisterin und erhob sich: „Du wirst eingesehen haben, daß sie sich nicht ändern ließ.“

„Vollkommen!“ erwiderte lächelnd die Doctorin Hellmut.

„Abgemacht!“ sprach in einem auffallend kurzen Ton die Frau Bürgermeisterin zum Herrn Bürgermeister, nachdem sie ihn zum Verdruß seiner Kunden dem Laden entführt und in's Wohnzimmer gezogen hatte: „Abgemacht! Hellmut ist abgeschüttelt, der Medizinalrath ist unser Arzt!“

„Schön, sehr schön, Bärbchen! Gott gebe, daß wir ihn nicht nöthig haben .... als Doctor mein' ich,“ erwiderte der Herr Bürgermeister, der keinen Blick von dem kleinen Fenster verwendete, das aus dem Zimmer in den Laden führte, damit er seine harrenden Kunden bewachen und nöthigenfalls hinausschießen könne, wenn Einer sich ungeduldig entfernen wolle.

„Jetzt mußt Du ihn aber auch bei anderen Leuten

empfehlen," sprach die gebieterische Ehehälfte: „Du hast tausendfache Gelegenheit dazu in Deinem Club, in Deinem Laden, besonders in Deinen Sitzungen. Dein Wort gilt etwas. Die Regierung hat diesen ausgezeichneten Mann hieher geschickt; also mußt Du begreifen, daß es Deine Pflicht ist sie zu unterstützen und für ihn zu wirken."

„Schön, Bärbchen, sehr" .... — rief der Bürgermeister und fuhr zur Thür hinaus, denn sein wachsames Auge hatte eine bedenkliche Bewegung im Laden bemerkt und er wollte nicht seine Kunden entwischen lassen.

Er hatte ein großes Materialgeschäft, das sehr in Flor war, das aber durch den vielfachen Detailverkauf scharfe Aufsicht und unermüdliche Thätigkeit erheischte. Dies war ganz sein Fach; dies verstand er, dies liebte er, dafür hatte er Einsicht und Eifer. Da man diese guten Eigenschaften sehr in X. zu schätzen wußte, da er von achtbarer Familie und ziemlich wohlhabend, seine Frau aber eine Schwester des reichen Amerikaners Vinzenz Guldman war, so hatte man ihn vor etwa einem Jahr zum Bürgermeister gewählt. Das war er also jetzt; doch Meister in seinem Hause war er nicht: das war seine Frau und das hatte der Medizinalrath Rabener sehr gut begriffen.

So ging der Winter vorüber. Die Stürme, die sein Scheiden zu begleiten pflegen, hatten sich ausge-

tobt und der Südwestwind hatte allen Schnee geschmolzen. Die Wald-Anemonen wagten sich mit ihrem zarten Blau aus der rauhen Erde hervor. Der Storch stand klappernd auf seinem alten Nest, die Schnepfe zog und die Lerche tirilirte ihr altes, ihr immmer neues Frühlingslied. Um die Hügel schwebte ein leichter Duft und ein wechselndes Farbenspiel lag auf den Höhen. Der Fluß rauschte hoch in seinem Uferbett dahin und alle Bäche rieselten voll und kräftig. Von der ganzen Natur war der eisige Druck des Winters hinweggenommen, dieser Druck, der ihr den Schein der Erstarrung gibt, damit sich auf ihrem innern Heerd die Glut und die Kraft eines neuen Lebens sammeln und dann seine Fülle in die Adern der ganzen Schöpfung gießen könne.

An einem herrlichen Morgen trat Florestine in Herr von Cronensteins Zimmer, kniete neben ihm nieder und fragte indem sie seine Hand ergriff und küßte:

„Väterchen! wird es Dir nicht allzuschwer werden die Flore zu entbehren?"

Er wußte, daß es so kommen werde. Er hatte es sich selbst immer gesagt, immer wiederholt. Und dennoch als jetzt der entscheidende Würfel fiel, meinte er einen Stich durch das Herz zu empfinden und er mußte sich zusammen nehmen, um seine innere Bewegung vor seiner Tochter zu verbergen.

Er beantwortete ihre Frage nicht, sondern sagte:

„Also endlich! — ich hatte schon vorgestern einen Brief von Lauingen, der mich bittet Dich an das Ende der Frist zu erinnern.“

„Hat er das gethan?“ rief sie froh erröthend: „also ist er ganz fest geblieben, ganz entschieden! Nun, lieber Vater, antworte ihm bitte, auch ich sei entschieden: er möge kommen.“

„Gott segne Dich, meine Flore!“ sagte Herr von Cronenstein und machte das heilige Kreuzzeichen auf ihrer Stirn.

Sie faltete die Hände und sagte ernst und bewegt:

„Vater! ist das Kreuz immer die Signatur des Glücks?“

„Immer, Kind, immer! das wahre Glück ist etwas Himmlisches und das Himmlische ist nicht vom Kreuz zu trennen. Das Kreuz ist der Schleifstein, der den wahren Diamant des Glücks polirt und zurechtschneidet, damit er lichtstralend und werthvoll werde. Liegt auf Deinem Glück nicht ein höherer Schimmer, als der, den angenehme äußere Verhältnisse geben — spiegelt sich in ihm kein höheres Licht, als das einer gegenseitigen Neigung ab: so befindet sich dieser Diamant noch in seinem rohen Zustand und nicht so, wie Gott ihn haben

will. Da kommt denn das Kreuz, bald innerlich, bald äußerlich, zuweilen anhaltend, zuweilen in Pausen, heute mit Nadelstichen, morgen mit Dolchstichen, um den Edelstein aus seiner Erdenhülle herauszuschleifen; und da unser Leben hienieden keinen anderen Zweck hat, als unsere Seele Gott wohlgefällig zu machen, indem sie sich ihm verähnlicht und da dies nur durch das Kreuz zu Stande gebracht wird, so haben wir gar keine Ursache es zu scheuen."

„Ich war bisher so unaussprechlich zufrieden, erwiderte Flore, daß ich es auch gern bleiben möchte, mir ein mühsames Leben gar nicht vorstellen kann und gar nicht weiß, wie ich mich darin benehmen werde."

„Du warst zufrieden, weil Du ein liebes gutes Kind bist. Der Mensch ist aber nicht dazu bestimmt ein Kind und in kindlichen Verhältnissen zu bleiben. Andere Pflichten erwarten ihn und sein Herz ist so beschaffen, daß es in deren Erfüllung große Zufriedenheit findet. Du mußt nur immer die Seele mehr als die irdische Wohlfahrt und die Ewigkeit mehr als die Zeit im Auge haben — dann wirst Du Dich unter allen Umständen richtig benehmen und so, wie es sich für die christliche Gattin ziemt."

„Und wird mir irgend etwas recht schwer, so sag' ich es Dir — und mein Väterchen hilft mir," sagte Florestine schmeichelnd.

„Reden ist Silber, schweigen ist Gold; das wirst Du auch noch lernen,“ antwortete Herr von Cronenstein freundlich: „jetzt will ich an Lauingen schreiben. Du aber, Florette, freue Dich, daß Gott Dir die Gnade gab mit ruhigem Herzen einen hochwichtigen Entschluß zu fassen und danke ihm dafür.“

Lauingen ließ nicht auf sich warten. Er hatte diese Monate theils in der Residenz zugebracht, wo seine Mutter lebte, theils auf dem Lande, wo er gern gewisse Einrichtungen getroffen hätte, die er im Hause machen mußte, wenn eine junge Frau hineinzog. Aber in seiner Ungewißheit über Florestinens Gesinnung mochte er nicht mit Dingen sich beschäftigen, die im engsten Zusammenhang mit ihr standen; — und so war denn seine Existenz äußerst unbehaglich. Die Mutter suchte häufig das Gespräch auf seine Verehelichung zu bringen, nannte dies und jenes junge Mädchen, nannte sogar Florestine von Cronenstein ohne sie zu kennen; allein Oswald verhielt sich vollkommen theilnahmlos. Desto größer war ihre frohe Ueberraschung, als er mit Cronensteins Brief in der Hand bei ihr eintrat und sie von der ganzen Sache in Kenntniß setzte. Eine Stunde später reiste er ab.

Herr von Cronenstein empfing ihn sehr herzlich, Frau von Strahl sehr bewegt, Florestine mit schüchterner Freundlichkeit. Die Verlobung rief fast ein=

stimmig Theilnahme hervor und die ganze Verwandtschaft wurde zur Vermählung eingeladen.

„Aber, liebe Tante," schrieb Amelie Verden an Frau von Strahl, „wie willst Du denn in vier „Wochen und noch dazu von Cronenstein aus! die „ganze Einrichtung der Toilette besorgen! Dies ist „eine schreckliche Idee des guten Onkels! eine ganz „unpraktische! Ein Brautstand muß lang genug sein „um der Mama Zeit zu lassen eine vollständige Aus„stattung con amore zu machen, nicht über Hals und „Kopf, wodurch das Vergnügen an der Sache ge„schmälert wird — wie das jetzt bei Dir der Fall „ist. Wenn ich Dir behülflich sein kann, so gib mir „Deine Aufträge. Ich besorge sie gern und gut."

Frau von Strahl beruhigte Amelie Verden mit der Versicherung, daß das Nothwendigste aus Paris kommen werde und daß sich Florestine später Alles was ihr noch fehle nach ihrem Geschmack anschaffen könne „und dabei wird Dein guter Rath, liebe „Amelie, ihr ohne Zweifel sehr willkommen sein," setzte Frau von Strahl hinzu: „bis jetzt ist sie noch „etwas gleichgültig gegen die Anforderungen der „Mode und dabei ist sie so wunderschön, daß sie „tragen kann was sie will — sie sieht immer „lieblich aus. Das findet auch Lauingen. Ihm „scheint es gar keine schreckliche Idee den Brautstand „auf vier Wochen zu beschränken und mir auch

„nicht. Man pflegt zu sagen, die Verlobten müßten „sich kennen lernen. Das ist eine leere Redensart. „Ehe man sich verlobt sollten beide Theile Jeder sich „selbst genau kennen lernen; nach der Verlobung hat man „nicht mehr ein unbefangenes Urtheil über den Anderen „und wird leicht irre geführt. Das gründliche gegen„seitige sich kennen lernen kommt doch erst im Ehestand."

Seitdem ihr Schicksal unwiderruflich war, gab es für Florestine keine Schwankungen mehr. Sie war wieder im vollen Gleichgewicht, unbefangen und heiter. Aber zuweilen, wenn ihr Blick auf ihren Vater fiel, oder auf die Capelle mit der Gruft ihrer Mutter, oder wenn irgend etwas sie an die Trennung von Cronenstein erinnerte, wurden Blick, Lächeln und Worte tief wehmüthig.

Es war der 1. Mai. Sie saß auf dem Felsen-Altan unter den knospenden Linden im Schloßhof mit einer kleinen Arbeit in der Hand, die aber oft ruhete, weil der Blick auf die Landschaft so lieblich war. Sie war allein. Lauingen war auf seinem Gut um Anordnungen für ihren Empfang zu machen. Er sollte morgen mit seiner Mutter kommen. Morgen auch die Hochzeitsgäste und am 4. Mai sollte die Vermählung stattfinden. Telesphor und Franz Seraph kamen Arm in Arm den Weg von der Stadt herauf. Als sie in's Thor traten, sprang Florestine auf, lief ihnen entgegen und sagte:

„O setzt Euch ein wenig zu mir! Es ist das letzte Mal in unserem Leben, daß wir so beisammen sind.“

„Ja!“ sagte Telesphor und sein herrliches Auge leuchtete auf: „so .... zum letzten Mal! wir geben jetzt alle Drei dem Gegenstand einer ausschließlichen Liebe die Hand, Sie — einem Gemahl, Franz Seraph der Kunst, ich der heiligen Theologie — und das führt unsere Wege weit auseinander.“

„Aeußerlich — sehr weit!“ sagte Franz Seraph, „innerlich nicht; wir haben ja ein und dasselbe Ziel, und um das zu erreichen muß der übernatürliche Gang unseres Lebens wenigstens auf derselben Grundlage ruhen: durch Gottes Gnade zu Gott.“

„Was wäre es denn, daß wir, die wir jetzt das Vaterhaus verlassen, uns nun auch für's Leben trennten, wenn wir uns nur im ewigen Vaterhause zusammenfinden,“ sagte Telesphor.

„Nein!“ rief Florestine, „mit der Trennung für's Leben bin ich gar nicht einverstanden! Die Gespielen meiner Kindheit, die Gefährten meiner Jugend, die Genossen all' meiner Freuden, verlange ich wieder zu sehen. Ich bin nicht so opfermüthig wie Sie, Telesphor, und ich denke, wir werden uns hier, wo wir alle Drei zu Hause sind, auch von Zeit zu Zeit wieder zusammenfinden.

„Das ist ja wahrscheinlich,“ sagte Telesphor, „aber wir finden uns wieder ganz anders wie jetzt.

Eine vornehme Dame werden Sie und Franz Seraph ein Künstler .... werde ich dann noch dazu passen?"

„Wir werden uns bemühen, so fromm zu sein, daß wir immer zu Dir passen," sagte Franz Seraph.

„Wie hieß der Maler, der die Mutter Gottes auf den Knieen zu malen pflegte, Franz Seraph?" fragte Florestine.

„Es war der Dominikanermönch Angelico da Fiesole," antwortete er.

„Ein solcher Angelico mußt Du werden, Franz Seraph, Du bist fromm genug dazu," sagte sie.

„Ich habe kein Talent für die Malerei; das ist mir schon jetzt ganz klar: nicht die Farbe ist mein Gebiet .... leider. Der Maler bringt es am leichtesten zu etwas in der Welt .... und die Kunst geht nach Brod, sagt das Sprüchwort."

„Es würde dem Vater sehr weh thun dies zu hören, Franz Seraph."

„Das weiß ich, Florette und darum sag' ich es ihm nicht ... aber wahr bleibt es doch und der Gedanke eine selbständige, unabhängige Existenz zu erringen, hat für den Mann etwas Begeisterndes, das ihm über die Trockenheit der vorbereitenden Studien hinweghilft und ihm die nothwendige Beharrlichkeit gibt um Tüchtiges leisten zu können. Mit dem Mittelmäßigen würde ich mich ungern begnügen."

„Ich auch!“ rief Telesphor, „ich möchte ein ganz ausgezeichneter Lehrer der heiligen Wissenschaft werden und Tausende um meinen Lehrstuhl versammeln, wie einst Thomas von Aquin und Albertus Magnus in Cöln, und ihnen die ewige Wahrheit in's Gewissen donnern.“

„O welch erhabener Beruf!“ sagte Florestine, „wie lauter und hoch muß die Seele sein, die sich ihm widmet! denn wenn sie es nicht ist, wenn sie eitel und selbstgefällig auf ihrer geistigen Höhe wird, wie gefährlich ist dann der schöne Beruf.“

„Ja wohl! dann macht er Irrlehrer.“

„Gott behüte!“ rief Florestine. „O sein Sie nicht zu kühn in Ihren Wünschen, Telesphor! Es ist zwar schön vor tausend und tausend Augen das Licht der göttlichen Wahrheit zu entzünden, allein ich wünschte, daß die Bewunderung, die aus diesen tausend Augen stralt, Ihnen verborgen bliebe, wenn Sie je sie wecken sollten.“

„O nein!“ sagte er sinnend: „der Arbeiter ist seines Lohnes werth. Sie müssen mir den Lohn gönnen wahrzunehmen, daß ich Andere für die göttliche Wahrheit begeistere.“

„Gewiß, das sollen Sie wahrnehmen! aber dadurch, daß Sie die Seelen retten, bessern, zum Streben nach Vollkommenheit antreiben, heiligen; — doch

nicht durch die Bewunderung, die man Ihnen zollt," erwiderte Florestine eifrig.

„Wäre ich nur erst so weit!" rief Telesphor: „das bischen Bewunderung würde ich schon aushalten, um so leichter, als Gegner und Widersacher dem Bewunderten nie fehlen und ihn allezeit erinnern, wie unvollkommen irdische Triumphe sind."

„Aber wir reden immer von uns und unserer Zukunft und gar nicht von der Deinen, Florette!" sagte Franz Seraph: „und sie wird doch gewiß reich und schön sein .... wie Du selbst bist. Du kannst eine große Rolle in der Welt spielen und uns beide, Deine alten Spielkameraden, protegiren."

„Das Alles sieht mir gar nicht ähnlich, Franz Seraph! Meine Zukunft wird meiner Vergangenheit ähnlich sein, hoffe ich .... wird sein wie dieser Fluß, still und bewegt."

Florestine schwieg und blickte träumerisch in die Landschaft hinaus. Alle Hügel waren rosig angehaucht vom Duft des Frühlings, worin die Stralen der Abendsonne zitternd spielten, und durch das erste zarte Grün der Wiesen und Fluren, wand sich, wie ein silberner Saum am Festgewande, der Fluß mit seinen rieselnden Wellen. Woher kam er? wohin ging er? in seinen anmuthigen Windungen folgte er den vorspringenden oder zurücktreten-

den Hügeln, die seinen Lauf zu schirmen schienen und seine ferneren Wege verbargen.

Die Glocke der Capelle verkündete die Andachtstunde der himmlischen Königin des Mai. Florestine lehnte sich auf der Bank zurück, legte die Hand über die Augen und sagte mit einer von Thränen erstickten Stimme:

„O meine seligen Tage von Cronenstein! .... wie weh ist mir, daß ich mich von euch trenne!“ ....—

„Aber Du thust es ja gern,“ sagte Franz Seraph tröstend und nahm liebreich ihre Hand.

Sie drückte die seine und erwiderte sanft:

„Ja gewiß! ich thue es gern, obschon es mir das Herz zerreißt. Was muß die Liebe sein, wenn sie stärker ist, als ein so starkes Gefühl! .... Das beängstigt mich zuweilen, Franz Seraph .... und ich rathe Dir, besinne Dich zwei- und dreimal, wenn sie je an Dein Herz klopft und Einlaß begehrt, ob Du ihr öffnen sollst, denn .... wer so gebieterisch ist, der legt auch Opfer auf. Bist Du opferwillig?“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete Franz Seraph ruhig: „Gott gebe mir die Gnade es zu sein, sobald er es verlangt.“

„Besser ist es auf Einmal und aus freiem Entschluß ein vollkommenes Opfer zu bringen,“ sagte

Telesphor, „als es stückweise sich abverlangen zu lassen."

„Gott macht es bei dem Einen so und bei dem Anderen anders — und wie Er es macht, so ist es für Jeden am Besten," antwortete Franz Seraph, der sich nicht mehr, wie früher, der Ansicht seines Freundes gegenüber schweigend verhielt, jedoch nie aus seiner sanftmüthigen Weise heraustrat.

Es kamen Leute von der Stadt herauf und vom jenseitigen Ufer stießen ein paar kleine Nachen ab, die mit Menschen gefüllt waren. Sie wollten der Marien-Andacht beiwohnen.

„Nun!" sagte Florestine, die sich wieder gefaßt hatte: „die Maienkönigin soll allzeit die höchste Gebieterin unseres Herzens sein .... dann steht es geborgen unter ihrem Lilien-Zepter."

„Ja! das soll sie sein!" sprachen beide Jünglinge.

Florestine reichte ihnen die Hand. Der Schloßcaplan erschien, die Kerzen wurden in der Capelle angezündet, die Andächtigen kamen in den Schloßhof, viele von ihnen mit dem Rosenkranz in der Hand. Auf die Capelle zuschreitend, grüßten sie freundlich die drei jungen Leute unter den Linden. Als endlich Herr von Cronenstein und Frau von Strahl aus dem Schloß kamen, ging Florestine mit ihnen in die Capelle und die Jünglinge folgten. Es wurde der sacramentalische Segen gegeben.

Als Florestine mit ihrem übervollen Herzen auf den Knieen lag vor dem König der Ewigkeit, seufzte sie: O Herr! lieben will ich ihn und lieben soll ich ihn mehr denn Alles, was ich bisher geliebt habe . . . . lieben bis zu jedem Opfer und bis in den Tod. Aber Herr! . . . . gib mir die Gnade, daß es eine Liebe frei von Selbstsucht sei, eine Liebe, die mich deinem Herzen näher bringe und die seiner und meiner unsterblichen Seele zum Heil gereiche. — — —

Vier Wochen später war Schloß Cronenstein verödet und der Schloßherr und Frau von Strahl vereinsamt. Sie saßen gern auf Florestinens Lieblingsplatz unter den Linden und sprachen von den fernen Kindern. Eines Abends kam der alte Herzog herauf, fand sie dort und sagte:

„Ich wollte doch einmal fragen, wie es dem Herrn von Cronenstein seit der Abreise der Frau Gräfin geht?"

„Ungefähr wie Ihnen, alter Freund! sehen Sie wie die Blüten fallen? der Frühling ist vorüber," antwortete Cronenstein mit tiefer Wehmuth.

Sommertage.

Eine Bombe in's Haus.

Zwei Jahre waren verflossen, als der Bürgermeister und der Stadtpfarrer von X. im Hause des ersteren ein lebhaftes Gespräch führten; — wenigstens lebhaft von Seiten des Pfarrers.

„Sehen Sie, Herr Bürgermeister, so macht sich Alles ganz vortrefflich, so recht von Gott gefügt. Ich habe endlich die Zusicherung von einer weiblichen Ordensgenossenschaft bekommen, daß man uns bis zum Oktober, wenn das neue Schuljahr beginnt, vier Schulschwestern geben kann und will. Herr Herzog ist ganz bereit mir das kleine Haus seiner seligen Mutter zu einem annehmbaren Preise zu überlassen und Geduld zu haben, wenn das Stiftungscapital nicht sogleich die Kaufsumme decken würde, weil ich einige Gelder zur nothwendigen Einrichtung verwenden muß. Genug, ich kaufe das Haus, richte unten zwei große Schulzimmer ein; oben ist Alles gut im Stande — und die Nönnchen ziehen ein."

„Herzog wird doch nicht seinen Schwiegersohn aus dem Hause jagen!" brummte der Bürgermeister.

„Gott bewahre! davon kann ja keine Rede sein! Aber der Medizinalrath Rabener will hier Bürger werden und ein Haus kaufen."

„Hm . . . . so? . . . ja . . . vielleicht!" sagte der Bürgermeister mürrisch: „er sollte doch wohnen bleiben, wo er jetzt für einen Spottpreis wohnt."

„Das wünsche ich durchaus nicht, Herr Bürgermeister," sagte der Pfarrer. „Ich kann das Haus nicht kaufen, worauf Dr. Rabener reflectirt; es ist zu theuer. Seit drei Jahren — denn drei Jahre sind es, seitdem mir Herr Guldman das Capital für diese Stiftung übergab — hat sich nichts Passendes gefunden. Jetzt trifft die Gelegenheit zum günstigen Hauskauf mit der Gewißheit Schulschwestern bekommen zu können zusammen und es fehlt weiter nichts, als die Concession der Stadt, daß die Schwestern hier ein Institut eröffnen dürfen."

„Die Stadt ist gar nicht geneigt, Herr Pfarrer, die Schulschwestern hier einziehen zu lassen," sagte der Bürgermeister kurz.

„Ein großer Irrthum!" erwiderte der Pfarrer gelassen: „man wird in der Stadt die Schulschwestern mit Freuden begrüßen, da manche Eltern für ihre Töchter allerhand Unterricht wünschen, den die Volksschule nicht gibt, und ebensowenig unsere alten Schule haltenden Fräulein; — und vom Lande haben sich schon vier Familien bei mir gemeldet,

die ihre Töchter bei den Schwestern in Pension geben wollen. Das Institut ist also durchaus keine Last, sondern ein Vortheil für die Stadt."

„Es ist aber nicht blos der materielle Vortheil in Betracht zu ziehen, sondern auch die geistige Strömung," sagte der Bürgermeister mit wichtiger Miene.

„Die geistige Strömung?" widerholte der Pfarrer lächelnd: „wo strömt hier der Geist, Herr Bürgermeister?"

„Allmälig bricht sich auch hier der Zeitgeist Bahn und der ist nun einmal den Orden und Klöstern, den frommen Genossenschaften und Bruderschaften nicht hold, Herr Pfarrer."

„Daß eine gewisse Partei ihnen nicht hold ist, weiß ich allerdings und das weiß ich auch, daß sich diese Partei die Vertreterin des Zeitgeistes nennt. Aber der Geist des katholischen Volkes ist den Orden geneigt. Wir haben es hier mit einer ganz katholischen Bevölkerung zu thun, auf ihre Wünsche und Bedürfnisse haben wir Rücksicht zu nehmen, die Umstände sind so günstig wie möglich — was gehen uns die Zeitgeistler an?"

„Man kommt auf ganz andere Gedanken, Herr Pfarrer, wenn man mit Leuten umgeht, die neue Ansichten haben, welche man nicht zu widerlegen weiß und welche auch sehr vernünftig sind — und ich will Ihnen ganz einfach sagen, daß solche Ge-

danken mich sehr beschäftigen. Eines ist mir ganz klar: wir dürfen nicht unsere Kinder von Mönchen und Nonnen erziehen und unterrichten lassen, denn diese haben ja gerade die Finsterniß über das berüchtigte Mittelalter gebracht. Meine Frau und ich . . . . wir würden das bei unseren Kindern unter keiner Bedingung zugeben, folglich halte ich es für meine Pflicht andere Eltern davon zurückzuhalten."

„Ich glaube, Herr Bürgermeister, Sie dehnen den Begriff Ihrer Pflicht etwas zu weit aus," sagte der Pfarrer trocken. „Leuten gegenüber, welche Religion, Gewissen und Vernunft haben, welchen also die Freiheit in ihrer Handlungsweise zusteht, geht die Pflicht der christlichen Nächstenliebe nicht weiter, als bis zur Warnung in bedenklichen und zweifelhaften Fällen. Kommt Ihnen also diese Sache bedenklich vor, so warnen Sie immerhin. Aber die Befugniß sie zu hintertreiben steht Ihnen nicht zu."

„Sie sollten froh sein, Herr Pfarrer, wenn es mit Ihren Schulschwestern hier nichts wird, denn sie würden wahrlich nicht, nach gewohnter Art der Klosterleute, hier sitzen wie der Vogel im Hanfsamen. Es haben sich ganz andere Personen um die Concession zur Gründung eines Institutes dahier beworben und kommen die her, so mögen Ihre Nonnen nur abziehen, oder hier am Hungertuch nagen."

„Ich denke es wird keines von beiden geschehen, Herr Bürgermeister, selbst dann nicht, wenn Sie Ihre Töchter in das Institut der Schützlinge des Medizinalraths Rabener schicken sollten.“

„Woher wissen Sie, daß es seine Schützlinge sind?“

„So eben erfahre ich es durch Sie,“ sagte der Pfarrer ruhig lächelnd. „Uebrigens gehört kein großer Scharfsinn dazu um es zu errathen. Die Ansichten des Dr. Rabener sind bekannt: er haßt die katholische Kirche, ihre Lehren, ihre Institutionen, ihre Lebensäußerungen“ . . . . —

„Sie irren,“ unterbrach der Bürgermeister, „Sie irren gänzlich! Dr. Rabener haßt nicht die katholische Kirche; nur ihre Auswüchse! nur die Ultramontanen!“

„Ja, ihre Blüten nennt er Auswüchse: das weiß ich.“

„Er will nur volle Freiheit für alle Religionen.“

„Ausgenommen für die katholische, da er deren freie Entfaltung hassenswerthe Auswüchse nennt.“

„Aber, Herr Pfarrer, Sie verdrehen mir ja die Worte im Munde!“ rief der Bürgermeister zornig: „Sie legen Alles falsch aus.“

„Ich denke logisch und folgere die Gesinnungen aus den Handlungen. Auf leere Worte gebe ich nicht viel. Ich habe die Ueberzeugung, daß ihm

die Stiftung des Herrn Guldman keine Freude macht" . . . . —

„Und er könnte sie doch hintertreiben, wenigstens aufhalten, wenn er im kleinen Herzog'schen Hause bliebe!" rief plötzlich der Bürgermeister höchst aufgebracht: „allein er will durchaus Hausbesitzer werden. Er meint, erst dann habe der Bürger das rechte Ansehen. Aber sein jetziges Häuschen will er nicht kaufen, ist ihm zu unansehnlich. Vielleicht gibt es ihm auch der Alte nicht, weil er weiß, daß der Herr Schwiegersohn die Kaufsumme in der eigenen Tasche behalten würde. Im Geldpunkt versteht der Alte keinen Spaß — was sehr zu loben ist, wenn man fünf Kinder hat. Doch ich habe auch fünf Kinder und ein sechstes ist auf dem Wege."

„Ah so!" sagte der Pfarrer, „nun begreife ich! Sie sollen dem Medizinalrath die Kaufsumme für das Webler'sche Haus vorstrecken und haben keine Lust dazu. Da kreuzen sich freilich unsere Wünsche! Sie möchten, daß er im Herzog'schen Hause bliebe; ich möchte, daß er ginge; denn geht er nicht, so habe ich keine Unterkunft für die Schulschwestern."

„Ach, Herr Pfarrer! man hat doch nichts als Mühe und Sorgen im Leben!" seufzte der Bürgermeister.

„Nun nun! Herr Bürgermeister, ich meine Ihr

Leben wäre nicht allzu mühsam. Gesund, im kräftigen Mannesalter, mit hübschen Kindern und mit zeitlichen Gütern gesegnet, müssen Sie dem lieben Gott täglich und stündlich für so viel Gnade danken und nicht über die Sorgen seufzen, die nun einmal nicht zu vermeiden sind auf unserer irdischen Pilgerfahrt."

„Sie haben gut reden . . . . Sie wissen nicht wo mich der Schuh drückt."

„Das weiß ich sehr gut," erwiderte der Pfarrer: „Sie beschäftigen sich zu viel mit den „neuen Gedanken." Früher besorgten Sie Ihr Amt nach Pflicht und Gewissen; jetzt, d. h. seit etwa drei Jahren, wollen Sie es auch mit den „neuen Gedanken" in Einklang bringen und da dies nicht immer möglich ist, fühlen Sie sich beunruhigt. Ich rathe Ihnen diese Gedanken über Bord zu werfen und wieder in das Fahrwasser des schlichten katholischen Christenthums einzulenken. Das wird Ihre Sorgen beträchtlich mindern."

„Das ist Alles ganz richtig, Herr Pfarrer. Ich k a n n sie aber nicht los werden! sie sind da, wie im Sommer die Stube voll Fliegen ist, und sie summen und brummen mir unaufhörlich vor den Ohren. Das macht mir den Kopf ganz wirr. Und jetzt dieser Hauskauf . . . . jetzt diese Schulschwestern . . . . jetzt dies neue Institut, wo meine Mädel

englisch lernen sollen . . . . der Kuckuck bringe das Alles in Ordnung!“

„Nun, Herr Bürgermeister, ich habe Ihnen meine Absicht klar und deutlich ausgesprochen: ich kaufe das kleine Herzog'sche Haus, sobald es frei wird, damit die Stiftung Ihres vortrefflichen Schwagers endlich in's Leben trete.“

„Er hätte auch etwas Besseres thun können, mein vortrefflicher Schwager, als eine solche mittelalterliche Stiftung zu machen!“ brummte der Bürgermeister in seinem mißmuthigen Ton.

„Das arme Mittelalter ist hieran ganz unschuldig,“ versetzte der Pfarrer: „Herr Guldman hat gewiß in seinem ganzen Leben nicht an das europäische Mittelalter gedacht. Er kam zu mir, brachte mir die Gelder in guten Werthpapieren, die jetzt freilich etwas gefallen sind, und sprach: Wir in Amerika“ . . . .

„Richtig!“ unterbrach der Bürgermeister mißmuthig: „so sprach er immer: Wir Katholiken in Amerika . . . . wir freie Männer in Amerika . . . . als ob das Alles etwas ganz Apartes wäre in dem Amerika. Es verdroß uns sehr, meine Frau und mich. Er ist ja ein ehrlicher Deutscher, der Vinzenz, ein X.er . . . . was prahlt er denn so mit dem Amerika.“

„So war nun einmal seine Redeweise,“ entgegnete der Pfarrer sanftmüthig: „wir halten viel

auf Ordensleute," sagte Herr Guldman, „besonders bei Schulen; denn sie leisten mehr als Weltliche, weil sie keine Zerstreuungen haben; sie brauchen weniger und sie legen einen festen religiösen Grund in's Herz der Kinder. Dies also war Herrn Guldmans Gesinnung. — Ich würde mir ein Gewissen daraus machen seine Stiftung, so weit es von mir abhängt, auch nur um einen Tag zu verschieben."

Damit empfahl sich der Pfarrer und der Bürgermeister, nachdem er einige Mal vor sich hin gemurrt hatte: Verwünschte Geschichte! .... dummer Einfall! — beruhigte sich nach und nach, indem er sich in die ungeheueren Rauchwolken seiner Tabakspfeife versenkte, in ihrer Verhüllung die ganze Welt vergaß und den heroischen Entschluß faßte, dem Medizinalrath die Kaufsumme für das Webler'sche Haus zu versagen. Unglücklicher Weise gab es aber eine Frau Bürgermeisterin, die ganz anderer Meinung war. Dr. Rabener hatte ihren geringen Verstand und ihre bedeutende Eitelkeit zu benutzen gewußt, um sie durch schmeichelhafte Huldigung zu blenden und zu seiner unbedingten Anhängerin zu machen. Sie sah mit seinen Augen, sie sprach mit seinen Worten, sie urtheilte nach seinen Ansichten. Diese Begeisterung hatte für ihn sehr glückliche Folgen. Bei jedem Besuch, bei jedem Kränzchen, an jedem Kaffeetisch, ergoß sie sich in

Lob seiner ärztlichen Geschicklichkeit, seiner Theilnahme, seines günstigen Einflusses auf kranke Kinder, welche gegen Arzeneien rebellirten, seiner unermüdlichen Sorgfalt, seiner Gabe zu beruhigen und zu trösten. Wunderdinge wußte sie von der Art zu erzählen, wie er Schnupfen und Husten behandele und gab es schwere Krankheiten, so war er erst recht unvergleichlich! er schien ein Universalmittel gegen den Tod erfunden zu haben. Und bei dieser ungeheueren Geschicklichkeit dies Wohlwollen für die leidende Menschheit, dies Mitleid mit armen Kranken, die er sehr sorgfältig unentgeltlich behandelte! Die Damen des Kaffee-Kränzchens machten sich zwar im Stillen etwas lustig über diesen Schwall von Lobeserhebungen, allein er that dennoch seine Wirkung: er machte sie neugierig — und aus Neugier ließ Manche den Wunderdoctor rufen, wenn die Kinder vom Husten geplagt wurden oder wenn sie selbst Zahnweh hatten. Da es gegen Zahnweh und Husten kein radicales Wittel gibt, so wollten sie die Geschicklichkeit des Medizinalraths auf die höchste Probe stellen. Mogte er sich nun im ärztlichen Fach bewähren oder nicht, so lernten sie doch ganz sicher sein Talent kennen sich beliebt zu machen: wer ihn Einmal hatte rufen lassen, der behielt ihn. In der Regel wird der Ruf eines Arztes durch Frauen begründet. Theils ist ihre Gesundheit zarter und gefährdeter,

als die der Männer, theils haben sie mehr Zeit um krank zu sein, theils haben sie die Hauptsorge für die Kinder. Ist eine Frau für sich und die kleine Familie mit dem Arzt zufrieden, so ist es der Mann gewöhnlich auch, und in X. war es nicht anders. Dr. Hellmut verlor die Praxis bei den meisten Honoratioren und Medizinalrath Rabener bekam sie.

Franziska triumphirte. Diesen ausgezeichneten Mann hatte die Stadt X. ihr zu verdanken! die Liebe zu ihr hatte Rabener hergezogen, hatte ihn bewogen, sich in diese kleinen Verhältnisse zu begeben, während er in den größten hätte glänzen können. Sie trug ihr Stumpfnäschen noch einmal so hoch wie früher und verlor dadurch beträchtlich an ihrer Schönheit; — denn dies Näschen, verbunden mit lebhaften Farben und dunkeln Augen und Haar, gab ihr von jeher etwas Uebermüthiges, Keckes, das keine Steigerung vertrug. Jetzt aber sah Franziska aus, als wolle sie die ganze Welt herausfordern, und da ihr Benehmen diesem Ausdruck entsprach, fand man sie eben so unerträglich, wie man ihren Mann liebenswürdig fand — und sagte irgend Jemand, sie sei doch eigentlich eine hübsche Frau: so wunderte man sich, weil sie so gar nicht weder hübsch aussah noch hübsch ansah.

„Es geht Dir wie dem Eulenspiegel," sagte

Agathe, welche sich immer bemühte, Franziska von ihren Höhen auf die ebenen Wege von X. herabzuziehen.

„Was das wieder für ein Vergleich ist!" versetzte Franziska achselzuckend.

„Ein sehr passender: Niemand mochte ihn, allein er machte es auch darnach," sagte Agathe.

„Eine sehr schwesterliche Gesinnung!" warf Franziska hin.

„Nicht von mir red' ich, sondern von den Leuten; das versteht sich."

„Die Leute mögen mich nicht, weil ich die gute Stadt X. behandele, wie das was sie ist: wie einen Hühnerhof," erwiderte Franziska kalt.

Eine solche Antwort verdroß Agathe sehr und nicht selten geriethen Beide in scharfen Wortwechsel. War das nun auch nicht der Fall zwischen Franziska und ihren Eltern und der Doctorin Hellmut, so gab es doch durchaus kein trauliches Familienverhältniß zwischen ihnen. Nur bei der Mutter klagte Franziska über die Kälte des Vaters und über die Parteilichkeit der Schwestern gegen ihren herrlichen Mann, und die gute Frau Herzog suchte sie zu beruhigen und den Frieden zu erhalten.

„Liebe Fränz," sagte sie, „der Vater ist ein alter Mann, über Siebenzig. Er hält fest an seinen Ansichten, mit denen er es ehrenhaft zu weißen Haaren

gebracht hat. Die neuen Ansichten Deines Mannes sind ihm zuwider; das ist nicht zu ändern. Und Deine Schwestern? .... Nun, Agathen's Art kennst Du: sie nimmt kein Blatt vor den Mund und spricht zu Jedermann wie sie denkt; also auch zu Dir: das darfst Du nicht übel nehmen. Die gute Apollonie aber beleidigt gewiß keinen Menschen ... also auch Dich nicht."

„Wäre nur Afra hier!" erwiderte Franziska, „dann hätte ich doch eine Schwester bei mir, die mich versteht."

„Als sie hier war, hattest Du auch genug über sie zu klagen."

„O das hat sich ganz geändert, Mutter, seitdem sie solche Verehrung für meinen Mann hat."

Der alte Herzog war jetzt verstimmter denn je über den Schwiegersohn wegen des Hauskaufs.

„Es ist purer Hochmuth!" sagte er zu Allen, die es hören wollten; „mein kleines Haus ist gut und groß genug für ihn. Da hat meine Mutter selig fünfundzwanzig Jahr als Wittwe gewohnt und im obern Stockwerk die Frau Majorin mit ihren Kindern zwei Jahr. Ich lasse ihm das Haus für einen Spottpreis von Miethzins .... und nun will er das Webler'sche kaufen — eines der größten in der Stadt! .... Meinetwegen! hat er Geld, so kaufe er. Ich aber gebe ihm das Geld nicht! ich kann

es nicht aus dem Geschäft herausziehen .... und thäte ich es dennoch, so müßte ich wenigstens meiner Zinsen sicher sein — und wer sichert mir die von ihm?"

Rabener war freilich anfangs sehr zufrieden mit seiner „Cottage" gewesen; jetzt aber nannte er sie „alte, baufällige Barracke," die sehr unbequem am äußersten Ende der Stadt liege, da doch der Arzt in deren Mittelpunkt wohnen müsse. Er fand es seiner Stellung angemessen, ein eigenes Haus zu besitzen und fühlte sich höchlichst beleidigt durch seinen Schwiegervater, der ihm einfach sagte:

„Wollen Sie sich ein Haus kaufen, so verdienen und ersparen Sie das Geld dazu: so habe ich es gemacht."

Empört über diese Antwort ging Franziska zu ihrem Vater und machte ihm lebhafte Vorwürfe. Ganz gegen seine Gewohnheit blieb er gelassen und antwortete ruhig:

„Ich habe einen Rudel von Enkeln, die sämmtlich dereinst mein bischen sauer Erworbenes brauchen können. Darum setze ich es auf Nummer Sicher."

„Aber ein Theil davon fällt doch auch einst mir zu!" rief Franziska stürmisch; „gib ihn mir doch jetzt heraus!"

„Betrage Dich so, daß dieser Theil nicht zum

Pflichttheil einschmilzt," erwiderte Herzog kalt, aber tief verletzt; „kein gutes Kind denkt daran, den Vater bei seinen Lebzeiten beerben zu wollen."

Nicht minder empört als Rabener und Franziska war die Frau Bürgermeisterin.

„Denke Dir!" sagte sie zu ihrem Mann, „der alte Herzog will nicht die Kaufsumme für das Webler'sche Haus dem Medizinalrath vorstrecken! der Böotier, der!"

„Böotier, Bärbchen? .... was ist das Böotier?" fragte der Bürgermeister unbefangen.

„Ach was! ich weiß es auch nicht .... wahrscheinlich ein Geizhalz oder so etwas!" versetzte Bärbchen ungeduldig: „der Medizinalrath sagte so. Aber das thut nichts zur Sache! Du mußt ihm zu Hülfe kommen — natürlich mit meinem Vermögen."

„Wem? .... ich?" fragte er verblüfft.

„Wem sonst als dem Medizinalrath."

„Du bist närrisch geworden, Bärbe!" sagte der Bürgermeister äußerst mißmuthig: „wer bürgt uns für die Zinsen?"

„Das liegt in Deiner Hand. Du brauchst nur zu sagen, daß Du seine ärztlichen Bemühungen als Zinsen des Capitals berechnen wolltest."

„Jetzt sehe ich, daß Du reif für's Irrenhaus bist, Bärbe! mit den Zinsen von 10,000 fl. ärztliche

Bemühungen zahlen, während wir — Gott sei Dank! nie krank sind .... dies geht mir denn doch über das Bohnenstroh! .... Solche Reden verbitte ich mir, Bärbe! Ein für Allemal: ich verbitte sie mir."

Und mit höchster Entrüstung verließ er das Zimmer und begab sich in seinen Laden, wo seine Aufregung sich legte, weil er einem alten Weibchen drei Loth Kaffee und sechs Loth Cichorien sorgsam abwog.

Aber mit jener im Zorn abgegebenen Erklärung war das Maß seiner Energie zum Widerstand erschöpft — und das wußte Bärbchen sehr genau. Nannte er sie „Bärbe," so schwieg sie und ließ ihm Zeit, sich abzukühlen und sich die Bombe zu betrachten, die sie ihm vor die Füße geschleudert hatte. Dann aber nahm sie ihr Thema wieder auf und spielte es in allen Tonarten so beharrlich, daß er vom frühen Morgen bis zum späten Abend nichts Anderes hörte, als Variationen desselben Liedes. Dadurch gewöhnte er sich an einen Gedanken, den sie ausführen wollte, wie an etwas Unvermeidliches, wenn auch sehr Unangenehmes — und endlich geschah ihr Wille. Deshalb klagte auch der Bürgermeister dem Pfarrer: Niemand wisse, wo ihn der Schuh drücke. Dies war aber ein Irrthum; denn Niemand war darüber im Zweifel. Die ganze Sache wurde dem Bürgermeister noch widerwärtiger, weil jetzt auch der Pfarrer mit seinen Nonnen kam,

während die Erziehungsanstalt für junge Mädchen, die unter Rabener's Schutz nach X. zu verpflanzen war, sich nach dessen Wunsch im kleinen Herzog'schen Hause niederlassen sollte. In einem kleinen Städtchen findet man schwer Wohnungen wie man sie wünscht; und das stand fest: hatte der alte Herzog die Wahl, sein Haus an den Pfarrer zur Ansiedlung für Schulschwestern zu verkaufen — oder an eine fremde Instituts-Vorsteherin zu vermiethen: so gab er es dem Pfarrer; daran zweifelte der Bürgermeister keinen Augenblick. Und wo war dann das Institut unterzubringen, in welchem die Töchter des Bürgermeisters englisch lernen sollten? Und kam es überhaupt nicht nach X., wo sollten sie dann englisch lernen? — und daß sie englich lernten, war nun einmal das Fundament seiner Erziehungsmethode, war seine fixe Idee von höchster Bildung.

„Unsere Mädel sollen keine Xer Gänse bleiben," sagte er verbindlich zu seiner Frau; „denn es wäre gar nicht unmöglich, daß sie sich nach Amerika verheiratheten . . . . wegen ihres reichen Onkels. Dann könnten sie doch gehörig dort auftreten und es mit den amerikanischen Weibsleuten aufnehmen und zeigen, was das ist: deutsche Bildung."

In alle diese sich durchkreuzenden Pläne flog plötzlich eine ganz andere Bombe hinein, welche X. in allgemeine Bestürzung versetzte; — die Nachricht

nämlich, daß Telesphor Herzog nicht geistlich werde. Wie ein Lauffeuer ging es durch das Städtchen und, selbstverständlich, nicht blos die Thatsache, sondern auch ihre Ausschmückungen und ihre möglichen und unmöglichen Gründe.

„Er will unter die Schauspieler gehen," hieß es. — „Gott bewahre! so gottlos ist er doch nicht! ein Philosoph will er werden." — „Ein Philosoph? hm! was treibt denn der für ein Geschäft?" — „Ein Philosoph ist ein Gelehrter." — „Auch nicht übel! je gelehrter, desto verkehrter — pflegt man zu sagen." — „Er will Reisen machen, der Teles." — „Wenn's im Geschäft seines Vaters ist, so lob' ich ihn." — „Er denkt an kein Geschäft! reisen will er, um die Welt zu sehen." — „Wer hätte je gedacht, daß der Teles Herzog so herabkommen würde! geistlich wollte er werden und jetzt geräth er in eine Art von Zigeunerleben mit seinem die Welt sehen wollen." — „Und das Schlimmste ist, daß er eine Theatermamsell entführt hat und mit ihr umherzieht." — „Der Teles mit einer Theatermamsell! ist das möglich!" — „Auch nicht übel! Jugend kennt keine Tugend, pflegt man zu sagen." — „Die armen Eltern!" — „Daß so brave Leute solchen Kummer durch den einzigen Sohn haben müssen!" — So strömte das Gerede fort, bei den Männern im Clubb, bei den Frauen im Kaffeekränzchen, bei den Mägden am

Brunnen. Sogar die Kinder in der Schule sprachen von der Neuigkeit des Tages, weil Apolloniens und Agathens Kinder gesagt hatten, der Onkel werde nicht geistlich und nun sei es nichts mit der Primiz, zu der sie sich doch so sehr gefreut hatten. Die Thatsache also stand fest; allein den Grund kannte Niemand. Telesphor hatte seinen Eltern geschrieben:

„Liebe Eltern!

„Nachdem ich mich zwei Jahre den theologischen „Studien gewidmet habe, sehe ich deutlich, daß ich „keinen Beruf zum geistlichen Stande habe. Es thut „mir recht leid, daß diese Erklärung Euch betrüben „wird, liebe Eltern; allein es ist nun einmal nicht „zu ändern, und ich bitte Euch herzlich mir nicht „böse zu sein. Da ich schon zwei Jahre studirt „habe, wird es mir ganz leicht mich auf ein an„deres Fach zu verlegen, vielleicht auf die Medizin, „vielleicht auf einen speziellen Zweig der Natur„wissenschaften, vielleicht auf Belletristik. Daß ich „in den nächsten Vacanzen, so leid es mir auch ist, „nicht nach X. kommen werde, findet Ihr gewiß „ganz in der Ordnung, liebe Eltern. Es würde „ein gewisses unangenehmes Aufsehen machen und „eine Menge von Fragen hervorrufen, auf die es „keine Antwort gibt. Mit der Hoffnung, daß dieser „Brief Euch gesund und wohlauf findet, und mit

„Grüßen an meine Schwestern und Schwäger, ver=
„bleibe ich, liebe Eltern, Euer gehorsamster Sohn
„Telesphor.“

Die Eltern waren wie vom Blitz getroffen, starr vor Schreck über diese Eröffnung. Hätte Telesphor sie vor zwei Jahren gemacht, würde es sie vielleicht kaum überrascht, den Vater vielleicht gefreut haben. Aber jetzt, nach zwei Jahren der Studien, alles Geld, alle Zeit, alle Mühe gleichsam in's Wasser geworfen zu haben — dies überstieg ihre Fassungs=kraft.

„Es war eine Finte von dem Buben!“ rief der alte Herzog zornig; „er wollte nicht in's Geschäft und er schwatzte mir meine Zustimmung zum Stu=diren unter dem Vorwand ab, er wolle geistlich werden.“

„Nein nein!“ sagte Frau Herzog mit Thränen im Auge, „eine Finte war es nicht; es war ihm Ernst damit. Was ist ihm nur widerfahren, dem armen Teles! .... Wenn er wenigstens im Spät=sommer herkäme, damit man Bescheid wüßte!“

„Er kommt nicht, weil er kein gutes Gewissen hat!“ sagte der Alte entrüstet; „dahinter steckt etwas Schlimmes, Frau .... und ich will Dir auch sagen, was: ein Weibsbild!“

Frau Herzog brach in lautes Weinen aus.

„Nimmer kann ich das glauben,“ rief sie mit erstickter Stimme: „das war nie seine Art .... wir haben ihn ja bis in sein zwanzigstes Jahr unter unseren Augen gehabt ..... er war gut und brav“ ....—

„Bis er in die Welt hinaus kam!“ unterbrach der Vater; „Du kennst nicht die Welt da draußen mit ihren Künsten und ihren Verführungen .... und er kannte sie auch nicht. Mir aber ist es ganz klar, daß er keinen guten Grund hat um nicht geistlich zu werden, denn hätte er ihn, so würde er wissen, was er eigentlich will .... und das weiß er nicht.“

„Mann, ich bitte Dich um der heiligen fünf Wunden willen, schweige gegen Alle über Deine Befürchtungen,“ sagte die betrübte Mutter; „lass' Niemand etwas merken — nicht die Töchter, nicht den Herrn Pfarrer, nicht den Herrn von Cronenstein. Sprich nur zu Allen: der Teles wird nicht geistlich — und Punktum.“

„Sei ruhig, Frau!“ versetzte Herzog tieftraurig, „über meine Lippen soll nichts kommen gegen unseren einzigen Sohn.“

Am stillen Abend setzte er sich hin und schrieb:

„Lieber Teles! Dein Schreiben vom 5. huj. habe „erhalten und hat es uns, Deine Mutter und mich,

„sehr betroffen. Wir hielten Dich fähig, einen „männlichen Entschluß mit Gottes Gnaden durchzu„führen. Aber Du gibst ihn auf, ohne einen festen „Plan für Deine Zukunft gemacht zu haben. Das „ist ein Zeichen von großer Verwirrung im Ge„müth, und das ist etwas sehr Schlimmes, denn „es führt zum Allerschlimmsten, es führt zum Bö„sen, es führt zur Sünde. Daß Du Gott vor „Augen hattest, als Du Deinen Entschluß fallen „ließest, will ich hoffen, allein ich glaube es nicht. „Ich glaube, Du hast das Paradies verlassen und „eine Eva ist Schuld daran. Habe wenigstens Gott „vor Augen bei Deinem neuen Lebensplan und „lerne etwas Tüchtiges, um Dir Dein Brod er„werben zu können. Denn das sage ich Dir: mit „meinem Tode erlischt mein Geschäft; dann wird „Alles verkauft; kommen 50,000 fl. heraus, so ist „das ein großer Segen Gottes für Jemand, der „mit 5000 fl. anfing; werden aber 50,000 fl. ge„theilt zwischen Mutter und fünf Kindern: so ist „das ganz genügend für Deine Schwestern, inso„fern sie brave Männer haben, die an Arbeit ge„wöhnt sind; Du aber mußt auch etwas Rechtes „zu treiben verstehen, wie diese Männer, sonst ist „es nicht genügend für Dich. Man versteht nicht „mehr, d. h. man hat keine Lust mehr, sich so zu „behelfen und einzuschränken wie zu meiner Zeit.

„Man will nicht mit Sparsamkeit es zu etwas „bringen, sondern mit Dampf und per Eisenbahn. „Ueberlege dies Alles, bitte Gott um Gnade und „handele darnach. Deine Mutter grüßt Dich und „betet für Dich, und wir wünschen, daß Du in der „Vacanz uns besuchst. Dein treuer Vater Fidelis „Herzog."

Die Doctorin Hellmut weinte mit der Mutter über die unerwartete Nachricht. Die Posthalterin zürnte und sagte:

„Dann hätte der einfältige Bub' auch hier bleiben und in's Geschäft des Vaters eintreten können."

„Dem Teles sind endlich die Augen aufgegangen," sagte Franziska, „mein Mann hat es ihm im vorigen Sommer, als er in den Vacanzen hier war, prophezeiht."

„Auf das, was Dein Mann sagte, Fränz, hat der Teles nie gehört!" rief Agathe erbittert.

„Doch, doch! im vorigen Jahre recht sehr," versetzte Franziska triumphirend.

Als sie ihrem Mann die Kunde brachte, rief er froh:

„Lange habe ich keine solche Freude gehabt! nun kann der prächtige Junge doch sein Leben genießen und ein nützliches Mitglied der menschlichen

Gesellschaft werden! Der ist nicht von der Natur geschaffen, um in der Soutane zu verkümmern!"

„Was wird er aber nun anfangen?" fragte Franziska.

„Gleichviel, Fränzchen! es ist ein Priester weniger."

Nach zwei Jahren.

In einem sehr bescheidenen Zimmer in einer entlegenen Straße der Residenz saß ein junger Mann tief in Gedanken versunken. Er stützte den Arm auf das Fensterbrett und den Kopf auf die Hand und sah in's Weite, ohne irgend etwas zu sehen. Er hatte ein feines, ungemein edles Gesicht, ein ernstes Auge, eine klare Stirn, hinter der gute und schöne Gedanken zu wohnen schienen. Er sah aus wie ein Mensch, der in Frieden mit Gott und mit sich selbst hätte sein können. Aber er kämpfte dennoch einen gewaltigen Kampf, — nur in der Stille, nach seiner Art. Dieser Jüngling war Franz Seraph von Strahl, der seit zwei Jahren in der Residenz lebte und dort die Kunstakademie besuchte.

Aus dem stillen, einfachen, ruhigen Leben von Cronenstein fühlte er sich wie auf einen anderen Planeten versetzt, als er zuerst herkam und nun der ganze aufregende, ungeahnte, bunte, betäubende Tumult der Außenwelt mit tausend glänzenden Bildern und tausend anmuthigen Stim-

men auf ihn eindrang. Er war kein Charakter, welcher bereit ist, sich in jeden Kampf zu stürzen, weil er in sich eine feurige Kraft spürt, die ihm die Gewißheit des Sieges zu verbürgen scheint. Er war schüchtern und nachgiebig; aber weil er es war und weil er immer fürchten mußte durch seine Nachgiebigkeit seine Stellung zu verlieren, so war er sehr zurückhaltend gegen alles Neue, alles Fremde. Mit dieser Zurückhaltung seines Urtheils, seines Herzens, seines ganzen Wesens stützte er sich auf die tiefe Religiosität, die auf Cronenstein zu Hause war und die jetzt sein schirmender Schild wurde. Mit dem Maßstab, den sie ihm bot, maß er die Erscheinungen des Lebens, welches ihn rauschend umwogte — und oft, sehr oft fand er das, was man um ihn her als schön und herrlich pries, niedrig und häßlich. Er blieb einsam; aber das war ihm gerade recht. Er wollte mit anhaltendem Fleiß alle Vorstudien machen, um dann mit einer gediegenen Grundlage des Wissens und Könnens, möglichst bald nach Rom zu gehen. Sein Onkel hatte ihm Empfehlungen an einige Professoren der Kunstakademie verschafft und die Herren waren freundlich für ihn, weil er ein ungewöhnliches Talent für die bildende Kunst besaß und weil er ihr Wohlwollen niemals für etwas Anderes in Anspruch nahm, als um möglichst viel zu lernen. Seine

Studiengenossen nannten ihn den „Aristokraten.“ Seine Seele war allerdings sehr aristokratisch, d. h. das Beste herrschte in ihr; aber aristokratisch im Sinn jener Spötter war er durchaus nicht. Die Spötterei verlor sich auch nach und nach, wenigstens bei denjenigen, die ihn länger kannten, denn Niemand war gefälliger und dienstfertiger gegen Jedermann als dieser Aristokrat und Niemand bescheidener und anspruchloser im Verkehr, als eben er. Nur in einem Punkt war er von unerschütterlicher Strenge und das war, wenn ihm das Böse, gleichviel in welcher Gestalt und unter welcher Larve entgegentrat. Dann war dieser zarte und schüchterne Mensch von Eis und von Eisen. Manche verwunderten sich über ihn, Einzelne bewunderten ihn, Vielen erschien er einfältig. Das berührte ihn gar nicht. Er ging seinen Weg; aber das war der breite nicht, der zu den ewigen Abgründen führt. „O schöner Seraph!“ hörte er einst flüstern von einer süßen Stimme und von lieblichen Lippen. „Nicht Seraph — Erzengel Michael!“ entgegnete er und der schöne Mund verstummte.

Oswald und Florestine von Lauingen brachten alljährlich ein paar Wintermonate in der Residenz zu, wo die Anwesenheit des Grafen auch außerdem durch die Sitzungen der Kammern zuweilen nothwendig war. Jene Wintermonate führten auch

Herr von Cronenstein und Frau von Strahl zu ihren Kindern. Das war für diese, und namentlich für Franz Seraph, immer ein trauter Nachklang der schönen, unvergeßlichen, ersten Jugendtage. Wenn auch unter ganz anderen Verhältnissen tauchte sein Herz dann wieder im Familienleben unter, wie in einem linden und stärkenden Bade; und er hatte die große Befriedigung, daß seine Mutter und sein Onkel vollkommen mit seiner Künstlerlaufbahn ausgesöhnt waren, als sie in diesem zweiten Jahr im Frühling nach Cronenstein heimkehrten. Jetzt noch ein Jahr — und dann zog er gen Rom!

So war denn Alles erlangt, was er je gehofft, geträumt hatte — und dennoch Kampf? und dennoch innerer Zwiespalt? Flog der himmlische Zugvogel in der Brust so hoch und so weit, daß er keine Ruhestatt finden konnte? — Es ist eine ganze Welt im Menschenherzen, die Jeder erst nach und nach in sich kennen lernt. Mancher, der sich auf der einen Hemisphäre schon ganz friedlich eingebürgert hat, wird auf die andere versetzt; und Mancher, der da gemeint hat die alte Welt genüge ihm, fühlt sich getrieben zur Entdeckung einer neuen auszuziehen. Dem Einen gehen ungeahnte Vulkane in der Tiefe seines Wesens auf und dem Andern — ungeahnte Sternbilder. Sah Franz Seraph ein

lichtes Gestirn oder ein verstörendes Irrlicht? — Er wußte es nicht.

Man klopfte an seine Thür und gleichgültig, ohne seine Stellung zu verändern, sprach er „Herein!“ Aber der Eintretende blieb in der geöffneten Thür stehen, betrachtete ihn einen Augenblick und sagte dann:

„Franz Seraph!“ —

Fast erschreckt fuhr Franz Seraph aus seinem Sinnen auf, denn bei seinem Namen nannte ihn Niemand, seitdem die Seinen fort waren. Aber in der nächsten Secunde lag er in Telesphor's Armen.

„Woher kommst Du? was führt Dich her und aus Deinem Semester heraus?“ — rief er freudig: „o, nun wird Alles hell!“

„Meinst Du?“ sagte Telesphor.

Beide faßten sich gegenseitig in's Auge und es schien Jedem, als sei mit dem Andern in diesen zwei Jahren eine große Veränderung vorgegangen und wieder fragte Franz Seraph:

„Aber sprich .... was führt Dich her? was willst Du hier? .... Es wird doch keinen traurigen Grund haben?“ .... —

„Im Gegentheil! einen sehr glücklichen .... oder wenigstens glückverheißenden Grund! doch er wird Dich befremden .... zuerst — bevor Du Alles weißt.“

„Gleichviel! sprich nur."

„Ich werde nicht geistlich," sagte Telesphor kurz und kalt.

Franz Seraph prallte zurück, erblaßte und fragte mit gepreßter Stimme:

„Nicht geistlich? und weshalb nicht?"

„Es ist nicht mein Beruf und ich bin froh dies erkannt zu haben."

„Hast Du es wirklich erkannt, Teles? ohne Leidenschaft erkannt? ohne" .... —

„Genug, es ist so!" unterbrach Telesphor, „und meine Eltern sind bereits unterrichtet; — sind etwas überrascht, wie auch Du es bist, obwohl mir scheint, daß Du mich begreifen müßtest."

„Vielleicht, sobald ich den innern Zusammenhang dieses Schrittes mit Deiner Gesinnung kennen werde," versetzte Franz Seraph.

„Du sollst ihn kennen lernen — nur jetzt nicht, nur heute nicht. Sprich mir von Dir! was modellirst Du? hast Du Freude an Deinem Studium? machst Du Fortschritte? wirst Du etwas Tüchtiges leisten?"

Telesphor warf diese Fragen hastig und abgebrochen hin, mit einem Ton, als wären seine Gedanken tausend Meilen entfernt von seinen Worten. Dies schien auch Franz Seraph zu finden, der den Freund ruhig beobachtete und sagte:

„Mir geht es gut! während des ganzen Winters waren meine Mutter, mein Onkel und Florestine mit ihrem Mann hier."

„Ist Florestine glücklich in ihrer Ehe?"

„Sehr glücklich — besonders jetzt, da sie ihr erstes Kind erwartet."

So sprachen sie von Diesem und Jenem; doch Keiner von Beiden war mit ganzem Herzen dabei. Franz Seraph beobachtete eine gewisse Zurückhaltung und Telesphor war innerlich zu aufgeregt. Doch sagte er, daß er bereits eine Wohnung habe und entschlossen sei die Arzneiwissenschaften zu studiren.

„Mit ihnen bin ich wenigstens sicher der Menschheit nützlich zu sein," setzte er hinzu.

„Warst Du dessen nicht gewiß im geistlichen Stande?" fragte Franz Seraph.

„Nein, denn er war nicht mein Beruf. Um der Menschheit zu nützen muß man mit ganzer Seele das sein, was man sein soll; dann kann man mit Beharrlichkeit die Pflichten eines oft schweren, oft trockenen Berufs erfüllen. Zweifelt man aber an ihm oder an sich, so ist die Schwungkraft gebrochen und man schleppt sich mühselig hin."

„Das ist sehr wahr!" versetzte Franz Seraph.

„Ich war zu unerfahren, zu jung, zu fremd im Leben und in mir selbst, um den unwiderruflichen Entschluß zu fassen geistlich zu werden, als ich X.

verließ. Im Lauf dieser zwei Jahre bin ich klar und klug geworden."

„Und bist Du jetzt glücklich? .... ich meine ruhig in Deiner Seele?"

„Ruhig in meiner Seele? .... Nein, Franz Seraph, das bin ich nicht! .... allein das hat einen anderen Grund. — Du sollst Alles erfahren! Lebe wohl."

Er stürmte fort, die Stiegen hinab, zum Hause hinaus, die Straße entlang; da verschwand er vor Franz Seraphs Blicken, der ihm vom Fenster aus nachschaute und nicht wußte, ob er sich über das Zusammentreffen mit dem geliebten Jugendfreund freuen oder betrüben sollte.

Die Tage vergingen. Telesphor kam nicht wieder. Franz Seraph nahm sich vor bei den Universitätspedellen Erkundigungen einzuziehen, ob sich Telesphor habe immatriculiren lassen, um dadurch auf dessen Spur zu kommen.

An einem herrlichen Sommerabend fuhr Franz Seraph mit seiner Cousine Amelie Verden und deren Mann in dem großen Park spazieren, der eine Zierde der Residenz war. Der Sommer hatte die vornehme Welt aus der Stadt getrieben, und nur diejenigen Familien mußten in ihrer Schwüle ausharren, wo Ehemänner durch amtliche Stellung und wo Söhne durch den Schulbesuch gefesselt waren. Amelie Verden hatte

dies Schicksal, das sie jedoch mit großer Heiterkeit ertrug, denn sie besaß das Talent alle Dinge so leicht wie möglich zu nehmen, um sich nicht das arme kurze Leben zu verbittern — wie sie sagte. Weil die schöne Welt abwesend war, gab es fast keine Wagen im Park und in dessen entlegenen Theilen, die ziemlich weit von der Stadt entfernt waren, gab es auch kaum Spaziergänger.

„Wäre es nicht so erquickend frisch unter den herrlichen Bäumen, so könnte man es in dieser Einsamkeit, in diesem verzauberten Walde, den kein menschlicher Fuß betritt, gar nicht aushalten,“ sagte Amelie.

„Der Zauberbann ist gebrochen,“ sagte Graf Verden, „drei Personen kommen uns entgegen und .... irre ich nicht, so ist dabei die kleine Lisa Rink.“

„Lisa Rink!“ riefen Amelie und Franz Seraph und wendeten sich nach der Seite hin, die Graf Verden im Wagen einnahm.

„Gewiß! sie ist es!“ sagte Amelie; „aber schau' Franz Seraph! ihr Begleiter ist ja Dein Jugendfreund von Cronenstein.“

„Der .... und Lisa Rink!“ rief Franz Seraph ungläubig. Er saß seiner Cousine gegenüber und bog sich nun so weit aus dem Wagen, daß er den Spaziergängern gerade in's Gesicht sah. Diese waren inzwischen ganz nahe gekommen. Er konnte nicht zweifeln; — es war Telesphor.

Und auch Telesphor erkannte ihn, erkannte Graf und Gräfin Verden, denn er grüßte als sie an ihm und den Damen vorüberfuhren.

„Für einen Studiosus der Theologie scheint mir Lisa Rink ein gefährlicher Umgang zu sein," sagte Graf Verden lächelnd zu Franz Seraph, während Amelie hinzusetzte:

„Sie ist wirklich ein reizendes Wesen! hast Du sie noch nicht gesehen, Franz Seraph?"

„Nein!" erwiderte er betäubt.

„Aber doch von ihr gehört?" fragte sie weiter.

„Ja."

„Ach, Du guter Mensch!" sagte Amelie mitleidig, „Du bist ganz erstarrt über Deinen Theologen. Da siehst Du wie leichtsinnig die Welt ist! — Ich mache Dir folgenden Vorschlag: Du gehst mit uns in das Vorstadt-Theater, wenn Lisa Rink eine ihrer Hauptrollen gibt — vorausgesetzt, daß wir Billete bekommen. Es ist recht angenehm, dies kleine Theater, weil im hohen Sommer die besten Schauspieler der großen Bühne abwesend sind und der Director hat einen guten Griff gemacht, daß er eben jetzt die Lisa Rink entdeckt hat .... denn etwas Schauspiel muß man zuweilen haben — das ist jetzt ein allgemein menschliches Bedürfniß. Darum mußt Du auch nicht über Deinen Freund Dich entsetzen."

„Ich entsetze mich nicht," sagte Franz Seraph wieder gefaßt, „ich wundere mich nur."

„Wenn Du Lisa Rink sehen wirst, so nimmt Deine Verwunderung beträchtlich ab — wenn sie nicht ganz aufhört. Dein Freund kann doch noch ein sehr guter Geistlicher werden."

„Das bezweifele ich nicht .... wenn er es werden will," erwiderte Franz Seraph.

„Auf jeden Fall handelst Du klüger, wenn Du Dich möglichst fern von dieser und von jeder anderen Lisa Rink hältst," sagte Graf Verden.

„Aber auf der Bühne muß er sie sehen!" versetzte Amelie dringend: „die Freude muß man doch der Jugend lassen, Du gestrenger Cato."

„Das Theater macht mir wenig Freude," sagte Franz Seraph: „gewöhnlich ist es eine Carricatur, oft eine Uebertreibung, nie eine Idealisirung der Wirklichkeit — einzelne große Tragödien ausgenommen, die ich aber lieber lese als dargestellt sehe, weil sich in jede Aufführung etwas Fratzenhaftes mischt."

Amelie klopfte ihn mit ihrem großen grünen Fächer zierlich auf die Finger und sagte:

„Langweile mich nicht mit Deinen Idealen. Sie machen aus dem Leben eine lange Enttäuschung."

„Wenn man sie auf jedem Schritt und Tritt finden will, so hast Du Recht," erwiderte er; „will

man sie aber erstreben und verwirklichen im eigenen Sein und Thun, so sind sie es doch nur, die dem Leben seine wahre Bedeutung geben, denn unsere Ideale sind, gleichviel auf welchem Gebiet, unsere lebendigen und lebentreibenden Ideen von der Vollkommenheit."

„Du bist eine Künstlerseele, Franz Seraph, Du mußt sie haben."

„Nein, Amelie! ich muß Ideale haben, weil ich eine Menschenseele bin, die den Typus des höchsten Ideals an sich trägt .... wenn auch verwischt und entstellt. Ohne himmlische Ideen, nach deren Verwirklichung ich zu streben habe, wäre mir das Leben unerträglich, denn worauf sollte ich dann diese unstillbare, diese namenlose Sehnsucht richten, die in meiner Brust, wie ein Königsadler in der Gefangenschaft, die Flügel regt und zur Höhe strebt! Gebe ich ihn frei, diesen Aar .... und steigt er dann nicht auf zu den Höhen der Ideale: so schießt er herab auf gemeine Atzung."

„Ich bin neugierig Dich in zehn Jahren reden zu hören, Franz Seraph," sagte Amelie: „Du bist jetzt so recht in der Blütezeit aller Hoffnungen, aller Erwartungen, aller Illusionen — und da meinst Du denn, unser Erdball sei ein Thonklumpen aus dem Deine Hand ein Götterbild machen könne, wie Du das als Bildhauer zu thun pflegst. Aber

glaube mir! sie ist starr und spröde diese alte graue Erde und ich fürchte sehr, daß sie Deiner Hand, wie so mancher anderen, nicht sich fügt."

„Das glaube ich auch," erwiderte er lachend: „aber zum Glück beginnen meine Ideale bei mir selbst."

„Du bist unverbesserlich!" versetzte sie mit einem leisen Anflug von Langweile: „allein es bleibt dabei Du mußt mit uns Lisa Rink sehen."

„Das wird in der That ganz nothwendig sein," sagte Graf Verden trocken: „Du ständest sonst nicht auf der Höhe des Jahrhunderts, Franz Seraph, und die Damen würden an Deinem Künstlerberuf zweifeln, wenn Du nicht das Verlangen hättest diese bezaubernde Künstlerin zu sehen."

„Gut! es bleibt dabei!" entgegnete Franz Seraph, der wieder in Zerstreuung fiel um zu ergründen, wie Telesphor an die Seite von Lisa Rink komme. Es gelang ihm aber nicht.

In der Frühe des anderen Morgens war er eben im Begriff sein Zimmer zu verlassen, als Telesphor wie im Sturmwind hereinbrauste und sagte:

„Du hast mich gestern gesehen .... ich will Dir Alles erzählen .... ich wollte täglich zu Dir kommen, fand aber keine Zeit! jetzt hör' mich an."

„Sogleich!" erwiderte Franz Seraph; — „nur

gehe ich zuvor in eine Messe, denn ich bin bei meinem Cronenstein'schen Gebrauch geblieben mit ihr den Tag zu beginnen."

„Du kannst es später thun, wenn ich fertig bin!" sagte Telesphor ungeduldig: „jetzt bin ich hier um mit Dir zu sprechen."

„Es wird Dir nicht schaden, wenn Du zuvor auch ein Wort mit dem lieben Gott sprichst," sagte Franz Seraph sanftmüthig, und ohne weitere Erörterung nahm er Telesphor unter den Arm und führte ihn in die benachbarte Kirche.

„Hörst Du nicht täglich die heilige Messe?" fragte er unterwegs.

„Nein .... ich habe keine Zeit," erwiderte Telesphor mit einiger Ueberwindung: „es ist ja auch keine Verpflichtung."

„Glaubst Du noch das, was Du früher geglaubt hast, Teles?" fragte Franz Seraph.

„Alles wohl nicht mehr .... aber die Hauptsache doch — und vielleicht auch Alles."

Franz Seraph schwieg und dachte bei sich selbst, ob etwa der Verstand seines Freundes gelitten habe. Während der ganzen Messe kniete Telesphor neben ihm und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen ohne sich zu regen noch zu bewegen. War er in Schmerz versunken, in Gebet, in Nachdenken? — —

Schweigend kehrten sie zurück und Franz Seraph sagte:

„Nun rede und erleichtere Dein Herz, denn ich sehe wohl, daß es Dir fürchterlich schwer ist.“

„O warum hab' ich die Heimat verlassen!“ brach Telesphor stürmisch aus: „warum blieb ich nicht auf dem Holzhof meines Vaters und führte sein Geschäft fort, wie er es so sehr wünschte! Dann wäre ich jetzt ruhig und zufrieden!“

„Du glaubtest einen anderen Beruf zu haben,“ versetzte Franz Seraph: „hast Du ihn nicht, so kehre heim. Dein Vater wird Dich mit Freuden empfangen.“

„Schwerlich .... wenn er erfährt, daß ich ihm als Tochter Lisa Rink in's Haus bringen will!“ rief Telesphor.

„O Du Armer! hast Du dem Gesang der Sirenen gelauscht?“ fragte Franz Seraph mit tiefer Wehmuth.

„Es kann auch die Stimme eines Engels gewesen sein — und das ist es, was ich glaube, was ich fest glaube,“ entgegnete Telesphor mit großer Bestimmtheit: „denn wenn ich das nicht glaubte, wenn es das Werk des Teufels wäre, um mich meinem Entschluß untreu und mich elend zu machen: so fahre die Welt zur Hölle! Doch, wie gesagt, das kann und will ich nicht glauben. Nun aber höre

die Geschichte der zwei Jahre seitdem unser glückliches Leben in der Heimat zu Ende ging.

„Ich kam nach Y. mit der größten Begeisterung ür meinen Beruf und mit dem regsten Eifer für meine Studien. Ich fand ein paar ausgezeichnete Professoren, bei denen die gründlichste Wissenschaft durch tiefen Geist belebt und durch tiefen Glauben verklärt wurde. Die Dogmatik baute sich vor mir auf wie ein erhabener Dom, in welchem sich alle architektonischen Glieder nach geheimnißvollen und doch lichten Gesetzen zusammenfügen, um in der Spitze des Kreuzes auszulaufen. All' meine Gedanken waren darauf gerichtet mehr und mehr in das Verständniß dieses wunderbaren Zusammenhanges und aller einzelnen Theile einzudringen. Ich lebte wie in einer Geisterwelt. Keine Arbeit ermüdete mich; keine Anstrengung fiel mir schwer. Die Abwechselung, welche ich in den verschiedenen Zweigen des großen Baumes der Theologie fand, genügte mir zur Erholung. Ich ging nur mit drei oder vier jungen Leuten um, die ebenso eifrig als ich der Wissenschaft sich widmeten. Ein gemeinschaftlicher Spaziergang, auf welchem wir diese und jene Frage erörterten oder uns gegenseitig zu unserem hohen Beruf ermunterten — das war unser Genuß. Der frühe Morgen und der späte Abend traf mich bei den Studien und täglich

bat ich Gott in der heiligen Messe, daß er meine Mühe und Arbeit segnen und mich zu einem tüchtigen Priester machen wolle. Ich war fest überzeugt, daß meine ganzen Universitätsstudien denselben regelmäßigen Verlauf haben würden. Ich irrte sehr. Meine Ruhe und Zufriedenheit währten nicht viel länger als das erste Semester. Warum läßt uns Gott nicht im Paradiese, Franz Seraph? warum zerrt er unsere Seele heraus? die meine war in Frieden und begehrte nichts als diesen Frieden. Aber sie sollte ihn verlieren." —

„Sie sollte ihn als eine Tugend besitzen, nicht als einen Zustand," unterbrach ihn Franz Seraph: „sie sollte ihn erkämpfen, im Kampf sich bewähren und den Siegespreis erhalten."

„Schweige, ich bitte Dich!" rief Telesphor, „ich weiß ja Alles was man unter ähnlichen Umständen zu hören bekommt .... allein es genügt mir nicht."

„Das glaub' ich gern."

„Also auch Du findest es ungenügend?"

„Nicht ich! — wohl aber der Stolz und die Leidenschaft, welche nicht zugeben wollen, daß sie auf falsche Wege führten."

„Aber ich sage Dir es ist kein falscher Weg .... es ist kein Sirenengesang" .... —

„Nun, erzähle weiter! ich werde Dich nicht wieder unterbrechen," sagte Franz Seraph, der wohl einsah

wie vorsichtig dies krankhaft aufgeregte Gemüth zu behandeln sei.

„Um meine Hausgenossen hatte ich mich bisher gar nicht gekümmert. Es war mir ganz gleichgültig wer neben, wer über mir wohnte. Eines Tages aber — im Oktober werden es zwei Jahr — vernehme ich über meinem Zimmer eine erzürnte grobe Männerstimme im Wortwechsel mit zwei klagenden, weinenden Frauenstimmen, schwere Schritte, ein dröhnendes Zuwerfen der Thür. Ein Mann kommt polternd die Treppe herab und oben wird das Weinen noch lauter und durch Kinderstimmen verstärkt. Es hat etwas Klägliches das Weinen von Weibern und Kindern einem brutalen Mann gegenüber, und ohne irgend eine bestimmte Absicht stehe ich auf und öffne meine Thür um den Wüthrich zu sehen, der die Treppe herabkommt. Es war der Hausbesitzer, ein Schuhmacher, mit dem ich auf sehr gutem Fuß stand, weil es in meinem Zimmer ruhig wie in einem Kloster herging.“

„Haben Sie den Mordspektakel da oben angestellt?“ fragte ich höchlichst verwundert.

„Freilich habe ich das thun müssen!“ antwortete er und schob sich und mich in's Zimmer hinein: „es ist eine Höllenplage Hausbesitzer zu sein! nicht alle Miethsleute sind so pünktliche Zahler wie Sie, Herr Herzog. Mit der Frau da oben habe ich über

drei Wochen, schon seit dem 1. Oktober, Nachsicht gehabt. Aber nun endlich muß sie doch Anstalt machen das Quartal zu bezahlen. Ich zeigte ihr die Möbel, die sie sehr gut entbehren könne. Da gab es ein Lamento, als risse ich ihr das Herz aus dem Leibe . . . . Sie hörten es ja!"

„Wer ist die Frau?" fragte ich.

„Es ist die Wittwe des vor einem halben Jahr verstorbenen Organisten bei St. Florian. Sie wohnt aber erst ein Vierteljahr, d. h. drei Monat, drei Wochen und just auch drei Tage hier."

„Ist sie eine brave Frau?"

„Bis auf die Unpünktlichkeit im Zahlen — sehr brav."

„Hat sie Kinder?"

„Vier Kinder von acht bis fünfzehn Jahren. Es wäre mir schon lieber wenn sie keine hätte. Die Buben sind wilde Rangen, setzen sich oben auf das Treppengeländer, rittlings, und schießen so die drei Stiegen hinab. Das schont ihre Schuhsohlen, ruinirt aber mit der Zeit mein Geländer. Sind sie Ihnen nie in dieser Positur begegnet?"

Ich fragte ihn nach der Schuld der Frau; sie war gering, denn in zwei Zimmern, im dritten Stock, lebte die arme Familie. Ich war kein Crösus; allein meine Lebensweise war so einfach, so

bedürfnißlos, daß ich die kleine Summe entbehren konnte. Ich gab sie dem Hausherrn und sagte:

„Unter der Bedingung, daß Sie ein tiefes Schweigen beobachten — und zwar gegen Jedermann, zahle ich das verflossene Quartal.“

Er war beglückt, versprach Alles was ich verlangte, versicherte meine Mildthätigkeit für Wittwen und Waisen werde mir Gottes Lohn eintragen und fragte, was er der Frau Rink zu sagen habe.

„Was Sie wollen!“ entgegne ich sorglos und halte die Sache für abgethan.

Denselben Abend um eilf Uhr, als längst tiefe Stille im Hause herrscht, pocht es an meine Thür. Bevor ich öffne frage ich mit lauter Stimme, wer da sei?

„Still! um's Himmelswillen!“ flüstert eine Frauenstimme: „ich bin die Wittwe Rink.“

Es war mir höchst unangenehm, daß die Plauderhaftigkeit des Hauswirthes mir einen Dank und zu so ungehöriger Stunde zuziehe und ziemlich barsch öffne ich die Thür und frage was zu Diensten sei. Mein Ton that mir aber leid, als eine blasse, abgehärmte, in einen dürftigen Traueranzug gekleidete Frau, mit einem zitternden Oellämpchen in der Hand, hastig hereinhuscht und eilig und beklommen sagt:

„Sie haben meine Schuld abgetragen aus großer

christlicher Nächstenliebe .... Sie haben dem Hauswirth gesagt, ich könne Ihnen das Geld gelegentlich zurückerstatten .... aber ich muß Ihnen einfach gestehen, daß Sie nicht darauf rechnen dürfen. Mit der äußersten Anstrengung bringe ich den Miethzins für das nächste Quartal zusammen, denn allzu sehr dürfen die armen Kinder nicht hungern. Es drängte mich Ihnen dies noch heute zu sagen .... und ich komme so spät, weil ich nicht wünsche gesehen zu werden. Ich möchte Sie also bitten Ihrer Großmuth keine Schranke zu setzen."

Ich unterbrach sie, um ihr mit aller Wahrheit die Versicherung zu geben, daß ich nicht entfernt an ein Darlehen gedacht hätte und daß der Hauswirth diese Version erdacht habe, wahrscheinlich in der guten Absicht ihr die Hülfleistung weniger drückend zu machen. Sie war sichtlich erleichtert und sagte:

„Gott wird weiter helfen .... wie? das weiß ich nicht. Aber Sie wissen vielleicht," setzte sie plötzlich hinzu, „ob nicht mein ältester Sohn in eine Anstalt kommen könnte, wo man katholische Priester erzieht."

Aus dieser Aeußerung entnahm ich, daß sie nicht katholisch sei und ich fragte, ob der Knabe geistlich zu werden wünsche.

„Ich glaube es," erwiderte sie. „Er hat von seinem seligen Vater nie etwas Anderes gehört,

als: Mein Anton wird einmal ein frommer Priester! — und mit dem Vater sprach er sich auch aus. Aber bei mir und meiner Tochter thut er es nicht .... er ist still und in sich gekehrt."

Es flog mir wie ein Blitz durch den Sinn, daß meine paar Gulden vielleicht die Veranlassung werden sollten, um einen jungen Menschen im priesterlichen Beruf zu erhalten, und ich sagte der Frau Rink, da ich selbst geistlich werden wolle, würde ihr Anton vielleicht Vertrauen zu mir fassen und sie möge ihn mir gelegentlich einmal schicken.

„Unter welchem Vorwand?" fragte sie: „die Kinder wissen nichts von Ihrer Großmuth .... ausgenommen meine Tochter."

„So will ich denn selbst suchen seine Bekanntschaft zu machen," entgegnete ich.

Frau Rink dankte nochmals mit Thränen und schlich von dannen; ich aber fühlte mich unaussprechlich beglückt und sah schon im Geist, als die Folge einer schlichten Handlung der Nächstenliebe, nicht nur den jungen Menschen als Priester, sondern auch Mutter und Schwester durch ihn zum katholischen Glauben bekehrt.

Ich machte mit Anton Rink Bekanntschaft, indem ich ihn eines Morgens bat, er möge, wenn er vom Gymnasium zurückkehre, mir aus der Buchhandlung an der er vorübergehe, ein Buch mitbrin-

gen, dessen Titel ich ihm aufschrieb. Er brachte es mir freundlich und schüchtern. Er war ein herrlicher Knabe mit den schönsten Anlagen, aber gedrückt durch die Noth, in welche die Familie durch die langwierige Krankheit und den Tod des Vaters gerathen war — und daher scheu und still Fremden gegenüber. Es kostete mich einige Mühe den kleinen Waldvogel zu zähmen. Aber er flößte mir eine so lebhafte Theilnahme ein, er war so viel verständiger, sinniger, ernster, als seine vierzehn Jahre, daß er endlich begriff, wie gut ich es mit ihm meine; und von dem Augenblick an hing er mit ganzer Seele an mir und sprach mit mir vertrauensvoll, wie mit einem älteren Bruder. Sein Entschluß geistlich zu werden stand ganz fest. Ich fragte ihn ob seine Mutter es wisse.

„Ganz gewiß wohl nicht,“ sagte er erröthend.

„Und warum verschweigst Du es ihr? betrübt es sie?“

„Das nicht!“ versetzte er: „so lange der Vater lebte, betrachteten wir Alle es als eine abgemachte Sache. Nach seinem Tode sprach ich Einmal davon; da sagte die Lisi: Bedenke was Du thust, Anton! der katholische Priester darf nicht heirathen! — Die Rede mißfiel mir und seitdem schweige ich.“

Mich freute diese ruhige Entschlossenheit, aber dennoch bewog ich ihn offener gegen seine Mutter

zu sein; jedem guten Rath folgte er bereitwillig. Hie und da half ich ihm etwas nach in denjenigen Studien, worin er zurück war und je mehr er lernte, desto besser und frömmer wurde er. Es war mir eine wahre Wonne diese junge Seele zu beobachten, die sich wie eine seltene Blume vor meinen Augen entfaltete. Nach seinen häuslichen Verhältnissen fragte ich nie und er äußerte nur Einmal, als ich sagte ich ginge gewöhnlich erst um Mitternacht schlafen:

„Lisi muß auch oft so lange wachen, denn sie hat gar viel Arbeit für einen großen Putzladen — und die Mutter hilft ihr bis in die tiefe Nacht.“

Daraus entnahm ich, daß der angestrengte Fleiß der Mutter und Tochter die Familie erhalte. Sie lebten wie Klausnerinnen. Nie hatte ich sie auf der Straße gesehen, nie war ich ihnen im Hause begegnet und trotz meiner Zuneigung für Anton spürte ich nicht den leisesten Wunsch Lisi kennen zu lernen.

Der Winter verging im Fluge. Es war durch diesen Knaben ein ganz eigenes Interesse in mein Leben gekommen und eine neue Seite des Berufs, den ich so begeistert liebte, die Erziehung, die Bildung junger Seelen, bot sich mir in der Praxis dar. Anton kam regelmäßig jeden Abend um sechs Uhr zu mir; aber eines Abends zu Ende der Fasten-

zeit blieb er aus und auch am zweiten Abend. Am dritten Abend erschien sein jüngerer Bruder mit der Nachricht Anton sei krank und liege schon seit drei Tagen still im Bett. Ich wollte sogleich zu ihm. Der Kleine sagte, er wisse nicht ob die Mutter das erlaube, der Doctor habe gesagt Anton müsse Ruhe haben. Ich schickte den Kleinen zu seiner Mutter mit der Anfrage ob ich kommen dürfe. Die Antwort war: Morgen, im Lauf des Tages; sie werde mir den kleinen Philipp schicken um mich zu holen. Daraus, daß Frau Rink einen Arzt gerufen hatte, schloß ich, daß Anton ernstlich krank sein müsse; aber Philipp konnte mir darüber keine Auskunft geben. Diese Vorstellung bekümmerte mich sehr; theils wegen meines kleinen Freundes, theils weil ich mir denken konnte in welche Noth und Sorge eine dürftige Familie durch eine solche schwere Krankheit versetzt werde. Ich nahm mir vor dafür zu sorgen, daß es dem Kranken an nichts fehle. Am anderen Tage, Nachmittags, als ich frei und Philipp noch nicht in der Schule war, holte er mich und sagte Anton sei sehr krank.

Die Wohnung der Frau Rink bestand aus zwei Zimmern, die durch eine Thür verbunden waren. Beide hatten eine Thür auf den Gang. In dem ersten Zimmer schliefen die drei Knaben. Das zweite, größere, war das allgemeine Familienzimmer,

zugleich aber auch Schlaf= und Arbeitszimmer von Mutter und Tochter. Eine Art von Alkoven verband es mit der rückwärtsliegenden Küche. In diesen Alkoven hatte man jetzt den Kranken gebettet, und dahin führte mich Frau Rink, nachdem sie mich an der Thür empfangen und mir zugeflüstert hatte, Anton habe ein Brustfieber — „wie sein armer Vater," setzte sie mit dem Ton tiefster Trostlosigkeit hinzu. Es ging mir durchs Herz. Anton lag im heftigen Fieber, allein er that seine schweren müden Augen auf und sah mich mit dem Ausdruck der zärtlichsten Dankbarkeit an. Reden konnte er nicht, sein Athem war kurz, beklommen, durch Husten unterbrochen. Ich setzte mich zu ihm und sagte ihm ab und an ein paar freundliche Worte oder ein Stoßgebetlein und immer machte er mir ein Zeichen, daß er mich verstanden und an den Stoßgebeten ein besonderes Wohlgefallen habe. Während der halben Stunde, die ich an dem traurigen Lager zubrachte, überlegte ich, wie es zu machen sei, daß ich den Kranken häufig besuchen könne ohne seine Mutter und Schwester zu belästigen und nachdem ich ihm versprochen hatte bald wiederzukommen, verließ ich den Alkoven.

Telesphor erhob sich mit lebhafter Bewegung ging ein paarmal durch's Zimmer, blieb dann vor Franz Seraph stehen und fragte:

„So war es! . . . . War ein Unrecht darin?"

„Gewiß nicht," erwiderte Franz Seraph.

„Warum mußte mir denn aus einer guten Handlung Unheil erwachsen?"

„Weil der böse Feind Unkraut unter den Waizen säet und weil wir nicht immer wachsam sind, um es zu verhindern."

„Nun höre weiter! — Ich trat aus dem Halbdunkel des Alkovens in das Zimmer. Es war ganz voll warmen, glänzenden Sonnenschein und der blaue Frühlingshimmel schaute durch die Fenster hinein. Mitten in all diesem Licht saß Lisi zwischen allerhand Kram von Bändern und Blumen. Als ich eintrat stand sie auf. Die Sonnenstrahlen zitterten auf ihren weichen blonden Locken, so daß der schöne Kopf in einer goldenen Glorie schwamm und ihre zauberischen, tiefblauen Augen sahen mich mit einem Blick an, der etwas von Antons zärtlicher Dankbarkeit mit einer, ihr eigenthümlichen süßen Lieblichkeit verschmolz. Der Blick traf mein Herz. Als ich eintrat dachte ich so wenig an Lisi wie ich jetzt an den Dalaï Lama denke. Ich dachte an den hinsiechenden Knaben und an die Hülfe, die ich ihm an Leib und Seele leisten könne. Was war denn das für ein sengender Blitz?"

„Es war der schreiende Gegensatz zwischen dem blühenden Leben und den aufdämmernden Schatten

des Todes, der Deine Phantasie überraschte," sagte Franz Seraph ruhig.

„Nein!" rief Telesphor, „das war nicht die Wirkung eines Gegensatzes! Es war etwas ganz Freies, ganz Selbständiges, ganz Unwiderstehliches! . . . . Es war Liebe!"

„O Du Thor, Du rasender Thor!" rief Franz Seraph ganz außer sich: „wie konntest Du die himmlische Perle, die Gott selbst in Dein Herz gelegt hatte, so ohne Schwertstreich Dir entreißen lassen!"

„Ohne Schwertstreich?" fragte Telesphor mit düsterem Sinnen.

„Streiche in die Luft machen keinen treuen Kampf aus!" rief Franz Seraph.

„Lebe mein Stück Leben seit jener Zeit; dann wirst Du wissen was das ist: Kampf," sagte Telesphor kalt und fuhr in seiner Erzählung fort:

Ich fragte Lisi wo die Mutter sei. Sie sagte: „Die Mutter läßt eine Arzenei machen und kommt gewiß gleich zurück. Aber ich kann ihr ausrichten was Sie ihr sagen möchten."

Ich machte also den Vorschlag, die beiden kleinen Knaben im Alkoven schlafen zu lassen und Anton allein in dem anderen Zimmer zu betten, er habe dort mehr Luft und Licht und ich könne zu jeder Stunde zu ihm kommen ohne Jemand zu stören.

„Glauben Sie an ein langes Krankenlager?" fragte Lisi ängstlich.

„Ihre Mutter scheint es zu fürchten," versetzte ich.

Thränen hingen an ihren langen, aufwärtsgebogenen Wimpern. Als ich das sah, fiel mir ein, daß man zu sagen pflegt, Augen mit aufwärtsgebogenen Wimpern würden viel weinen und mich ergriff ein unaussprechliches Mitleid mit diesem so lieblichen, so hülflosen Geschöpf. Da kam Frau Rink zurück und ich freute mich ihr meinen Vorschlag selbst mitzutheilen, denn ich machte ihn so eindringlich, daß sie sogleich darauf einging. Ich eilte in die Werkstatt unseres Hausherrn hinab, holte mir einen Gesellen und in kürzester Frist war die Veränderung bewerkstelligt und Anton lag in dem sonnenhellen, luftigeren Zimmer. Frau Rink erschöpfte sich in Danksagung. Ich konnte ihr die Versicherung geben, daß mir kein Dank gebühre, denn es gewähre mir den größten Trost zu Antons Pflege und Erleichterung beizutragen. Seine Krankheit ging ihren Lauf? aus dem Brustfieber wurde die galoppirende Schwindsucht. Sechs Wochen des Leidens — und er war in der Ewigkeit. Er fühlte daß er sterben werde und verhehlte es mir nicht; der Mutter verschwieg er es, denn sie klammerte sich krampfhaft an die Hoffnung auf Genesung. Er

selbst verlangte die Sterbsacramente am Vorabend vom Feste Christi Himmelfahrt und am Morgen des Festtages entschlief er, nachdem sein letztes Wort gewesen war: „Ich gehe zum Vater."

Daß ich Stunden, Tage, Nächte an seinem Schmerzenslager war, brauche ich Dir nicht zu sagen und ich darf hinzusetzen, daß dies gerade ebenso der Fall gewesen wäre — ohne Lisi. Ich sah sie zuweilen ein paar Tage nicht, denn Frau Rink schloß nicht selten die Verbindungsthür der beiden Zimmer, wenn ich kam. Der Stachel des Schmerzes und der Angst um Anton grub sich zu scharf in meine Brust ein, um nicht jedes andere Gefühl zurückzudrängen. Aber nach seinem Tode war es, als ob es sich jetzt doppelt geltend mache.

„O Telesphor!" seufzte Franz Seraph, „warum mußtest Du durch die Schwester verlieren, was Du durch den Bruder gewonnen hattest! Warum miedest Du nicht das Mädchen nach Anton's Tode? warum warfst Du Dich nicht mit verdoppeltem Eifer auf die Studien? Es mußte Dir doch bei redlicher Gewissenserforschung klar werden, daß sich Gefühle einmischten, die nicht mit Deinem Beruf übereinstimmten."

„Im Gegentheil!" rief Telesphor, „ich glaubte ganz in Uebereinstimmung mit meinem Beruf zu handeln, wenn ich Alles daran setzte, um Lisi und

ihre Mutter für den katholischen Glauben zu gewinnen."

„Und das Mittel dazu war — daß Du Dich in Lisi verliebtest, was ihr ohne Zweifel eine hohe Idee von der Reinheit des katholischen Glaubens beigebracht hat" — sagte Franz Seraph mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Du irrst gänzlich," erwiderte Telesphor kalt: „ich war nicht in Lisi verliebt, — wenn Du etwa die Leidenschaft, die jetzt mich foltert, so nennst. Nein! damals dachte ich nicht daran den geistlichen Beruf aufzugeben. O nein! ich hätte ein heiliger Priester werden mögen, um ihre Seele zu gewinnen. Ich wollte mich dieser verlassenen Wesen annehmen, dafür sorgen, daß die beiden kleinen Knaben katholisch erzogen würden und auch in materieller Beziehung sie unterstützen. Frau Rink war ganz erschöpft von Kummer und Anstrengung, hatte Migränen, welche sie manchen Tag, unfähig zu jeder Arbeit, an's Bett fesselten. Dann mußte Lisi das kleine Hauswesen besorgen, mußte kochen was zu kochen war, mußte die Zimmer auskehren und dabei immer für ihren Putzladen arbeiten. Weil die Damen ihre Sommerhüte nothwendig hätten — sagte sie, müsse sie auch die frühen Morgen- und die späten Nachtstunden benutzen; allein ich wußte, wie viel nothwendiger ihr die karge Bezahlung ihrer

übermäßigen Anstrengung sei. Einmal bot ich der Frau Rink ein kleines Darlehen an, doch sie wies es zurück und sagte, sie habe sich mit der Bitte um Unterstützung an einen Schwager gewendet. Da schickte ich ihr ein Sümmchen anonym durch die Post zu. Jetzt mußte sie es schon behalten. Wenn sie nicht die Migräne hatte, ging ich jeden Abend ein Stündchen hinauf und wir sprachen von Anton. Lisi sprach wenig mit, aber sie weinte viel — und das war eigenthümlich rührend und anmuthig, weil sie dabei immer von all ihrem modischen Tand umgeben war. Tiefere religiöse Gespräche liebte Frau Rink nicht. Es schien mir, als hege sie eine Art von Mißtrauen gegen mich so wie ich irgend eine Glaubenslehre berührte. Ich schwieg also, aber es wurde mir schwer und ich gab die Hoffnung nicht auf ihr einleuchtend zu machen, wer den wahren Glauben besitze und daß es nicht meine Absicht sei, ihre Hülflosigkeit zur Proselytenmacherei zu benutzen. Was Lisi in dieser Beziehung dachte, konnte ich nicht ergründen; denn sie sah zu Allem was ich sagte ungemein freundlich aus, doch ohne darauf zu antworten oder durch eine Frage ihre Theilnahme kund zu geben. Ich glaubte sie würde sich unbefangener äußern wenn die Mutter nicht gegenwärtig sei; aber das kam nicht vor."

Im August war wieder ein Semester zu Ende —

das dritte. Ich hatte bedeutend nachgelassen in meinem Studieneifer, denn ich brachte der Wissenschaft nicht mehr eine volle ungetheilte Aufmerksamkeit entgegen und meine Zerstreutheit machte mich lau für sie. Trocken kam sie mir vor, ja abstoßend. Ich würde die Ferien frohlockend begrüßt haben, wenn sie mir nicht eine zeitweise Trennung von Lisi auferlegt hätten. Ich verschob meine Abreise nach X. um eine Woche, dann um noch eine und noch eine. Endlich mußte ich mich dazu entschließen. Als ich zu Lisi sagte, ich ginge zu meinen Eltern, wendete sie sich zu ihrer Mutter und sagte wehmüthig:

„Unser einziger Freund verläßt uns.“

„Wir müssen auch das ertragen,“ versetzte Frau Rink mit kalter Resignation.

„Werden Sie wiederkommen?“ fragte Lisi.

„Zweifeln Sie daran?“ fragte ich zurück; — denn in dem Augenblick, Franz Seraph, war es mir klar, daß meine Zukunft ihr gehören müsse. Ich wollte ja Seelen retten . . . . — nun wohlan! ich rettete sie!

„Mögen Sie wiederkommen oder nicht,“ sagte Frau Rink, „wir bleiben ewig Ihre dankbaren Schuldner.“

Sie gab mir die Hand. Lisi kämpfte mit ihren

Thränen, als sie mir gleichfalls die Hand reichte. Ich reiste nach X.

Es war ein martervoller Aufenthalt! .... einestheils, weil es mir erst jetzt recht klar wurde, welche Marter es sei ohne sie, fern von ihr, zu leben .... anderntheils, weil meine ganze Vergangenheit vor mir aufwachte und mich zu fesseln suchte. Ich sah das Zimmer, den Platz wieder, wo ich als Knabe dem Vater erklärte ich wolle geistlich werden; ich sah den Schloßcaplan wieder, mit dem ich so oft diesen Entschluß besprach. Ich sah Cronenstein wieder .... und Deinen Onkel .... und alle Stätten unserer jugendlichen Freuden .... und alle Erinnerungen, alle Gespräche, alle Vorsätze der alten Tage wurden lebendig und schienen mich zu fragen: Uns willst du verleugnen? von uns willst du dich lossagen? mit uns willst du brechen? — Zuweilen erschien mir das Alles wie eine schützende Brustwehr gegen die Pfeile des Feindes, zuweilen wie eine Dornenhecke, die ich auf Kosten meines Herzblutes durchbrechen müsse, um zu meinem Glück zu gelangen.

Ich besuchte Deinen Onkel. Sein klares unbestechliches Auge sah den Zwiespalt meiner Seele.

„Du bist nicht mehr, was Du im vorigen Jahr warst, Teles,“ sagte er liebreich.

Ich ließ den Kopf in meine Hände sinken und sagte nur:

„Ich kämpfe.“

„Das genügt!“ antwortete er; „der Kampf konnte nicht für Dich ausbleiben! er bleibt für Niemand aus, denn Gott der Herr will ihn, damit er deutlich sehe, ob wir uns zu seiner Fahne halten oder zur Fahne des Satans. Also kämpfe mit den Waffen, die er uns gibt, mit Gebet und Selbstverleugnung, mit Demuth und Beharrlichkeit gegen alle Angriffe des tückischen Erzfeindes — und dann sei gewiß, daß Du ihn aus höherer Kraft, aber nicht aus der Deinen, besiegen werdest.“

Ich wollte ihm Alles erzählen, Alles sagen wie es gekommen sei. Doch er ließ es nicht zu.

„Für mich ist es nicht nöthig, Teles,“ erwiderte er; „ich kenne diese uralte Geschichte, die sich im Herzen des Staubgeborenen immer auf's Neue in wechselnden Erscheinungen zuträgt. Für Dich ist es besser, ihr keinen Ausdruck — gleichsam keine Farbe, keine Gestalt zu geben. Deine Worte würden Deine Wunde nur aufreißen und ich kenne sie ohne das.“

Leider erspähete auch mein Schwager Rabener meinen inneren Zwiespalt. Mit ich weiß nicht welchem dämonischen Scharfblick sah er in mich hinein und wenn gerade die Wellen hoch in mir gingen,

wußte er ein paar Worte zu sagen über die Thorheit, das Glück des Lebens zu verschmähen, welche den Sturm nur noch mehr aufregten. In diesem inneren Zustand hörte ich ihn gern und wenn er sagte:

„Der Mensch ist frei. Seine natürlichen Gefühle sind seine schönsten Gefühle, beseligen ihn selbst und Andere. Ein Gebot auf sie zu verzichten, wirft ihn in eine Sclaverei, die seinem Recht an Freiheit Hohn spricht. Mache von der Deinen Gebrauch, schüttele den unnatürlichen Zwang ab und hänge den schwarzen Rock an den Nagel“ —

wenn er so sprach, stimmte mein ganzes Herz ihm bei.

Aber es ist nicht so leicht von der ersten Liebe zu lassen, und ich liebte sie noch immer die hohe Braut meiner früheren Jahre, die erhabene Theologie — noch immer den großen Beruf die Wahrheit der Offenbarung zu verkündigen; — nur aber wollte es mir nicht mehr einleuchten, daß dieser Beruf und diese Liebe vom natürlichen Menschen so große Opfer erheische. Vermuthlich äußerte ich einmal etwas Derartiges gegen Rabener, denn ich entsinne mich, daß er sagte:

„Hast Du eine unüberwindliche Neigung für die Theologie — nun gut! so mache es wie Doctor

Martin Luther: schreibe, predige, lehre nach Herzenslust Theologie, aber nimm ein Weib und freue Dich des Lebens."

Da schauderte ich vor mir selbst und fragte mich innerlich: Bist du denn so tief gesunken, daß du auf dem Wege zur Apostasie bist? — —

Und wieder ging ich zu Deinem herrlichen Onkel und fragte ihn, ob er es durchaus verwerflich fände, wenn ich einen anderen Beruf wählte. Er sah mich mit seinen guten, klugen Augen fest an und sprach:

„Thust Du es, weil Du es für den Willen Gottes erkennst, so bist Du ganz in Deinem Recht und handelst wie ein freier vernünftiger Mensch. Thust Du es, weil Du einer traurigen Leidenschaft oder irgend einer Versuchung nachgibst: so ist dabei weder vom Willen Gottes, noch von Vernunft und Freiheit die Rede, und das wäre denn freilich ganz verwerflich."

Ich mußte ihm Recht geben. Zuweilen stellte ich mir vor, welche Freude mein alter Vater haben würde, wenn ich plötzlich zu ihm sagte: Vater, ich gebe die Studien auf, ich bleibe bei dir, ich trete in das Geschäft ein, ich bringe dir eine liebliche Tochter; sie ist arm, aber an Arbeitsamkeit gewöhnt. So weit war Alles gut; aber der Nachsatz: sie ist protestantisch — war vor meinen Eltern gar nicht auszusprechen. Eheleute — und im Glauben getrennt

.... das faßten sie nicht. Und dann .... ich gestehe Dir, es hätte mich sehr gedemüthigt, nach den jahrelangen Studien und nach den Wünschen und Hoffnungen, die meine Verwandten und Freunde an meine Zukunft knüpften, endlich im Holzhof meines Vaters sitzen zu bleiben. Genug, einen lichten Ausweg sah ich nirgends.

Die Ferien waren fast abgelaufen und mit einem Herzen, das vor Wonne und Zagen bebte, dachte ich an das Wiedersehen mit Lisi. Da ließ mich Dein Onkel plötzlich rufen und sagte:

„Ich reise morgen nach Seeheim zu Florestine. Komm' mit mir, Teles!"

Ganz entsetzt über den unerwarteten Vorschlag prallte ich zurück.

„Komm' mit mir!" sagte er noch eindringlicher, noch väterlicher: „es wird Dir heilsam sein in eine ganz neue Umgebung zu Deinen alten Freunden zu kommen. Daß Du die Ferien um zwei, drei Wochen verlängerst, hat gar nichts zu sagen. Du holst das Versäumte spielend nach, — also komm' mit mir."

„Ich muß mich besinnen," stotterte ich.

„Damit Du Dich nicht lange besinnst, sage ich Dir erst heute, was schon längst mein Plan war. Entschließe Dich schnell mich zu begleiten. Gott wird es segnen!" versetzte er.

„Ich bin der Gräfin fremd geworden," wendete ich ein.

„Dann ist es um so nothwendiger, daß Ihr die alte Bekanntschaft erneuert," entgegnete er mit seinem guten, etwas spöttischen Lächeln, das ihm der Verkehrtheit gegenüber eigen ist.

„Ich muß nach Y. zurück!" rief ich.

„Ja .... über Seeheim," sagte er; „ich bitte Dich, Teles, erfülle meinen Wunsch! Es ist der Wunsch Deines alten väterlichen Freundes." —

„Und Du erfülltest ihn nicht!" rief Franz Seraph mit tiefem Schmerz; „Du vernahmst nicht die Stimme Gottes in dieser Aufforderung! Du wehrtest die Hand ab, die Dich gerettet hätte."

„So ist's!" entgegnete Telesphor dumpf; „es war ein Etwas in mir, das nicht gerettet sein wollte, und das hatte an jenem Tage die Oberhand. Als Dein Onkel und Deine Mutter am anderen Morgen abreisten, hätte ich dem Wagen nachlaufen, die Räder festhalten und flehen mögen, daß man mich mitnehme. Es war zu spät."

„Nein!" rief Franz Seraph, „es war nicht .... es ist noch jetzt nicht zu spät!" .... —

„Die Würfel sind geworfen und haben mein Loos entschieden!" unterbrach Telesphor; „in die Wiege meiner Kindheit kann ich nicht zurück, selbst dann nicht, wenn ich es aus allen Kräften meiner

Seele wollte. Ebensowenig kann ich zurück auf einen geistigen Standpunkt oder in einen Zustand des inneren Lebens, der mit einer gewissen Unkenntniß meiner selbst und der Welt in mir und außer mir zusammenhängt."

„Das ist richtig," entgegnete Franz Seraph; „aber das fordert, das erwartet Niemand. Nicht zurück in die Unkenntniß der kindlichen Tage — sondern vorwärts, sondern höher hinauf soll jede Erkenntniß und alles Wissen uns führen. Höher hinauf zur Vollkommenheit gelangen wir aber nur durch eine größere, von der Gnade getragene Entwickelung unserer sittlichen Kraft, unseres auf den Willen Gottes gerichteten Willens — und diesen Willen immer wieder gerade zu richten, wenn ihn die Stürme des Lebens verbogen oder geknickt haben: das ist unsere Aufgabe."

„Das ist Alles ganz gut, so lange sich nicht eine unüberwindliche Leidenschaft einmischt," sagte Telesphor.

„Wenn Du sie unüberwindlich nennst, so sehe ich freilich, daß Du mit Recht sagtest, es sei ein Etwas in Dir, das nicht gerettet sein wolle," antwortete Franz Seraph; „und dann muß ich freilich fürchten, daß Du mich nicht verstehst, wenn ich sage: sei sie unüberwindlich in Deinen Gefühlen, aber Du besiegst sie täglich von Neuem mit Deinem Willen, so bist Du dennoch auf dem rechten Weg."

„Wir dürfen nicht disputiren, wenn ich zu Ende kommen soll," sagte Telesphor kurz abbrechend: „also — ich ging nach Y. zurück. Kaum angelangt eile ich hinauf, innerlich frohlockend und bebend, weil die Freude sie wieder zu sehen mir das Herz zersprengen wollte. Als ich an die Thür klopfte und die beiden kleinen Brüder die Thür aufrissen und mir jubelnd entgegen sprangen, und Frau Rink mich freundlich willkommen hieß, und Lisi rasch von ihrer Arbeit sich erhob und mir lieblich und froh die Hand reichte, da erseufzte meine ganze Seele: Hier ist dein Glück! hier mußt du dein Zelt aufschlagen! Da wurde mir zum Erstenmal ganz klar, daß ich nicht — und weshalb ich nicht geistlich werden könne. Mein Herz schwamm in seliger Wonne als Frau Rink anhub:

„In Ihrer Abwesenheit hat unsere Lage eine wie uns scheint sehr glückliche Wendung genommen, die ich Ihnen gleich mittheilen muß. Ich sagte Ihnen schon früher, ich hätte an einen Bruder meines seligen Mannes mich gewendet und ihn gebeten, sich unserer anzunehmen. Er ist ein sehr braver Mann, und wenn seine Antwort ausblieb, so rührte es daher, daß er selbst kommen wollte. Während Ihrer Abwesenheit war er hier" .... —

„Und ich werde Schauspielerin!" brach Lisi mit dem größten Jubel in Blick und Ton aus; „denken

Sie nur! mein Onkel sagt, ich hätte viel Talent .... ich könne es weit bringen .... und er versteht das! er ist Regisseur am kleinen Theater in der Residenz. Dort werde ich auftreten. O dies Glück! Ich kann es kaum erwarten!"

Mit einer vor Entsetzen versagenden Stimme stammelte ich:

„Wie? was werden Sie?"

„Schauspielerin! ja ja, wundern Sie sich nur über mein Glück!" rief Lisi jubelnd.

Ich war erstarrt und ganz unfähig eine Sylbe zu erwidern. Frau Rink schien durch mein Schweigen unangenehm berührt zu sein und sagte kalt:

„Warum sind Sie so überrascht, Herr Herzog? in Lisi's Alter entwickeln sich die Talente schnell."

„Ich wußte nicht, daß sie die mindeste Anlage für diese Kunst habe," versetzte ich.

„Wir wußten es auch nicht," sagte Frau Rink; „wie wäre es auch möglich gewesen, da Lisi, seitdem sie erwachsen ist, nichts anderes that als arbeiten."

„Der Vater ahnte aber etwas," nahm Lisi eifrig das Wort; „während seiner langen Krankheit mußte ich ihm zuweilen Trauerspiele von Schiller vorlesen, die er sehr gern hatte, und dabei sagte er oft: Schau schau, Lisi! du machst deine Sache sehr gut! du spielst mir ja den Fiesco — oder was es eben

war — förmlich vor. — Und ich selbst ahnte vielleicht auch etwas. Denn wenn ich ganz still den lieben langen Tag bei der Arbeit saß, dachte ich viel an die Schauspiele, die ich bei Lebzeiten des Vaters im Theater gesehen hatte, wie man geredet und sich benommen habe .... und wie ich das machen würde. Daher war ich gar nicht so überrascht wie die Mutter, als der Onkel sagte, ich müsse auf's Theater. Ich glaube es ist mein Beruf," setzte Lisi mit ihrem bezaubernden Lächeln hinzu, „so wie es der Ihre ist, Herr Herzog, geistlich zu werden."

„Der ist bei mir sehr in Frage gestellt," antwortete ich, noch immer ganz betäubt.

„O desto besser!" rief Lisi, „desto besser! es sollte mich recht freuen, wenn Sie nicht geistlich würden, denn Sie haben einmal gesagt: der Priester gehört nicht in's Schauspielhaus; — und ich wünsche doch sehr, daß Sie mich in meinen Rollen sehen, um mir Ihre Ansicht über mein Spiel zu sagen."

„Heutzutage," sagte Frau Rink wie Jemand, der etwas Auswendiggelerntes wiederholt, „ist die Schauspielkunst so hoch geschätzt und die theatralische Laufbahn so ungemein ehrenvoll, daß es für ein junges Mädchen unseres Standes kein größeres Glück gibt, als ein Talent zu haben, das sie zu einer großen Schauspielerin, Sängerin, Tänzerin macht. Spielend, kann man in Wahrheit sagen,

erwirbt sie ein großes Vermögen, und glänzend vermählt, als Fürstin oder Gräfin, tritt sie in's Privatleben zurück."

Triumphirend sah sie mich an, als fordere sie mich auf, in die Schranken gegen solche entscheidende Argumente zu treten. Ich bebte vor Zorn über ihre Bethörung und rief empört:

„Vergessen Sie doch nicht die schauderhafte Bestimmung des jungen Mädchens in Anschlag zu bringen, dem allgemeinen Publikum für ein paar Kreuzer zur Augenweide zu dienen, bevor es einen Gimpel von Fürsten oder einen Tölpel von Grafen kapert."

„O, Herr Herzog!" rief Lisi bewegt, „so müssen Sie das nicht nehmen! ich will eine Künstlerin, aber weder Fürstin noch Gräfin werden."

„Gegen die Gefahren, die Sie im Auge haben," sagte Frau Rink gelassen, „ist Lisi vollkommen geschützt; zuerst durch ihre Tugend und dann dadurch, daß sie im Kreise ihrer Familie bleibt."

„Das macht mich ja eben so glücklich, und ich dachte es würde auch Sie recht freuen, daß ich nun viel besser für meine Mutter und meine Brüder sorgen kann," sagte Lisi treuherzig; „wenn aber Sie, unser bester Freund, so viel Einwendungen erheben, werde ich betrübt und zaghaft."

„Wollte Gott ich könnte Ihnen eine Stellung mit gleichen Vortheilen und mit geringeren Ge-

fahren verschaffen," erwiderte ich, „so sollte kein Opfer mir zu schwer fallen."

„Da Sie das aber nicht können," rief Frau Rink dazwischen, „so muß ich recht sehr bitten, daß Sie mir meine arme Lisi nicht verstören und sie nicht mit Schreckbildern ängstigen, von denen ihre Unschuld nichts ahnt."

„Ahnen Sie nicht, daß es Ihnen außerordentlich angenehm sein wird bewundert und beklatscht zu werden?" fragte ich Lisi.

„Das ahne ich nicht; — das weiß ich," antwortete sie unbefangen; „wer nicht bewundert wird, gefällt nicht, und ich will gefallen, ganz ungeheuer gefallen! . . . . ich will eine große Künstlerin werden."

„Sie sehen, Herr Herzog, mit welchen Vorsätzen Lisi die Bühne betritt," sagte Frau Rink; „sie will ihre Familie in eine bessere Lage bringen und sich der Kunst widmen. Diese Beweggründe sind so ehrenvoll wie möglich und deshalb wird der Segen Gottes ihr nicht fehlen. Also sein Sie getrost. Es würde uns sehr weh thun, wenn Sie sich nicht mit uns freuen wollten, da Sie doch so herzlich mit uns getrauert haben."

„Wahre Freunde theilen Freud' und Leid," setzte Lisi hinzu. — —

Meine Stimmung, meine Empfindungen kann ich nicht beschreiben. Ein aufgewühltes Chaos —

so etwas war es; und nichts hatte darin eine bestimmte Gestalt, als meine Liebe zu Lisi. Ich wußte jetzt unzweifelhaft, daß ich sie liebe und daß mein Glück von ihrem Besitz abhänge; und dies leuchtete mir in demselben Augenblick ein, wo dies Glück mehr als zweifelhaft wurde. Es war mir ein kleiner Trost, daß sie noch den ganzen Winter in Y. blieb. Der Onkel hatte gesagt, er werde schreiben, wenn der Augenblick günstig sei; er hatte auch eine kleine Geldsumme zurückgelassen, damit Lisi sich nicht überarbeite. Sie war ganz verändert, gesprächig, munter, gleichsam aufgewacht, und mit frischen Augen in die glückverheißende Zukunft schauend. Sie fesselte mich dergestalt, daß von Studien kaum mehr die Rede war. Alle theologischen Vorlesungen gab ich auf, denn über diesen Punkt stand mein Entschluß fest. Ich besuchte einige philosophische Vorlesungen. Zuweilen interessirten sie mich; zuweilen war es mir unmöglich ihnen zu folgen, und dadurch verlor ich den leitenden Faden und den Zusammenhang des speculativen Gebäudes. Meinen früheren Professoren ging ich aus dem Wege; meine früheren Freunde verlor ich aus den Augen; ich fühlte mich einsam auf der Welt — doch einsam mit Lisi .... und das genügte mir.

„Und Du suchtest nicht Deinen erschlafften Willen an der Quelle aller Kraft zu stärken? Du

beteteſt nicht mehr? Du gingeſt nicht mehr zu den heiligen Sacramenten?“ fragte Franz Seraph.

„Doch, ich betete! es gab Stunden, Tage, wo ich Gott inbrünſtig bat, mir die Liebe für Liſi aus dem Herzen zu nehmen, wenn ſie nicht mein Weib werden könne; aber Gott nahm ſie mir nicht. Die Sacramente aber .... der Weg zur Communion führte am Richterſtuhl der Buße vorüber, und um welche Sünde hätte ich mich anklagen können? ich that nichts Böſes, denn einen Lebensberuf aufgeben, für den man nicht taugt, iſt weiſe und gut. Ein liebliches, unſchuldiges Mädchen lieben und für's Leben als Gattin lieben wollen, iſt eine edle Empfindung, iſt ein ſchönes Recht des Herzens. Daß einige Zerſtreuung und Unluſt zum Studiren mit der Liebe Hand in Hand geht, verſteht ſich von ſelbſt. Nein, Franz Seraph, zu den Sacramenten ging ich im Lauf des Winters nicht.“

„Nun wird es ſchnell bergab gehen!“ ſeufzte dieſer.

„Ich ſah Liſi ſelbſtverſtändlich alle Tage und zuweilen auch wenn die Mutter nicht da war, denn dieſe beſuchte jetzt manchmal ihre alten Bekannten. In einer ſolchen Stunde geſtand ich Liſi meine Liebe und war ſelig zu hören, daß ſie dieſelbe erwidere. Für den Augenblick könne ich ihr freilich

keinen eigenen Heerd anbieten, sagte ich, allein mit der Zeit könne er mir nicht fehlen.

„Das ist mir gerade recht!“ rief sie, „wir sind Beide sehr jung und wir wollen Beide für unsere glückliche Zukunft arbeiten, sparen, sammeln. Doch wie ist denn das?“ setzte sie hinzu: „Sie wollten ja geistlich werden.“

„Lisi hat mich zu einem Ueberläufer zum weltlichen Stande gemacht,“ versetzte ich.

„Nun damit ist Lisi ganz einverstanden!“ rief sie jubelnd.

„Womit?“ fragte Frau Rink, die eben eintrat.

„Wir haben uns verlobt, liebe Mutter. Das freut Dich, nicht wahr?“ sagte Lisi.

„Was soll das vorstellen, Herr Herzog!“ fuhr Frau Rink erzürnt auf.

„Wir lieben uns und hoffen uns in einigen Jahren zu heirathen, liebe Mutter; darüber brauchst Du nicht zu erschrecken,“ sagte Lisi und ich sagte ungefähr dasselbe. Frau Rink hörte weder auf Lisi noch auf mich und überstürzte mich mit einem Strom von Vorwürfen, welche bedeuteten, daß ich dem Glück ihrer Tochter nicht entgegentreten dürfe.

„So lange Lisi im Elend war, schwiegen Sie von Ihrer Liebe, und jetzt, da sich ihr eine glänzende Zukunft öffnet, wollen Sie von derselben Ihren Vortheil haben!“ rief sie empört.

Doch mit einer viel größeren Empörung wies Lisi diese unbegründeten Vorwürfe zurück, klammerte sich an meinen Arm und rief:

„Wir lieben uns! ich lasse nicht von ihm! was hilft mir eine glänzende Zukunft, wenn man mich nicht liebt! Er liebt mich .... und ich will seine Frau werden .... durchaus!“

Sie hatte einen Klang in ihrer Stimme, ein Feuer in ihrem Auge, eine Energie in jeder Miene, jeder Bewegung, die mich umsomehr entzückten, als ich sie nicht geahnt hatte. Frau Rink besänftigte sich. Ich glaube es fiel ihr bei Lisi's Entschiedenheit ein, daß ihr eigenes Loos und das ihrer beiden kleinen Söhne fortan von Lisi abhange. Genug, sie gab nach, doch sie konnte mich nicht leiden, war mißtrauisch und bewachte uns mit Argusaugen. Das kümmerte mich nicht; .... ich war glücklich! — Hast Du je eine alte Sage gehört von einem Magnetberge, der in einem fremden fernen Lande an der Meeresküste liegt? Nahen sich die Schiffe diesem Gestade, so zieht die Kraft des Magnets alles Eisenwerk aus dem Bau des Schiffes und es geht in Trümmer. Vielleicht wollte die alte Zeit häufige Schiffbrüche an unwirthbaren Küsten auf diese Weise erklären; — ich weiß es nicht! doch ich fühlte etwas Aehnliches: Lisi bekam eine unwiderstehliche Gewalt

über mich — und wenn ich daran zu Grunde gehen müßte.

Ich wollte aber nicht den Vorwurf der Frau Rink verdienen, sondern jetzt darauf bedacht sein einen Zweig des Wissens zu ergreifen, der mich dereinst in eine selbstständige Lage versetze; ich wollte Arzt werden. Diese Studien waren mir ganz neu, bewegten sich auf einem ganz fremden Gebiet, beschäftigten nicht den abstrakten Gedanken, boten ihm etwas Materielles, das ihm einen Halt, einen festen Fuß lieh, wenn er abschweifen wollte. Das sagte mir zu. In den letzten Monaten des Winter-Halbjahrs war ich wieder fleißig. Der eine meiner Professoren vertrat eine ganz materialistische Anschauung. Für ihn gab es keinen Gott, keine Menschenseele, keine Unsterblichkeit, keine sittliche Freiheit, und selbstverständlich keine übernatürliche Ordnung der Dinge, weder Offenbarung noch Erlösung. Zuerst hörte ich das Alles an als seine persönlichen Hypothesen, und es schien mir nicht gar schwer, sie mit einigem Nachdenken zu widerlegen. Dennoch erforderte diese Widerlegung eine gewisse Beschäftigung mit Gedanken, die keinen Reiz für mich hatten; ich ließ also diese materialistische Weltanschauung auf sich beruhen, und obschon ich sie nicht zu der meinigen machen wollte, schien sie mir nach und nach einleuchtend, begründet, im Zusammenhang mit

der menschlichen Natur und keine leere Hypothese zu sein."

„Das Eisenwerk ist aus dem Schiff herausgezogen!" warf Franz Seraph ein.

„In der Faste schrieb Herr Rink an Lisi, der Zeitpunkt sei günstig, sie möge kommen. Er werde sie bis zum Sommer in seine Schule nehmen und dann auftreten lassen. Ihre Reiseanstalten waren schnell gemacht. Die meinen ebenfalls; ich konnte meine Studien besser in der Residenz als in Y. fortsetzen. Hauptsache war mir jedoch mich nicht von Lisi zu trennen. Frau Rink war außer sich und behauptete, es schade dem Ruf ihrer Tochter. Ich behauptete hingegen, es werde eine Art von Schutzwehr für Lisi sein, daß sie sich verlobt — und den Verlobten in ihrer Nähe habe. Es blieb dabei, denn Lisi stand auf meiner Seite und sie war jetzt das eigentlich maßgebende Haupt der Familie. Seit dem ersten März sind wir hier."

„Seit dem März! schon fünf Monate!" rief Franz Seraph.

„Hier begann meine Folter" sprach Telesphor weiter, ohne den schmerzlichen Ausruf zu beachten. „Hier ist Lisi gleichsam nicht mehr mein. Der Onkel nahm sie sogleich in Beschlag, um sie in ihre Kunst einzuüben, einzuweihen. Er war entzückt von ihrem Talent, ihrer leichten Auffassung, ihrer unvergleich-

lichen Darstellungsgabe; entzückt von der Biegsamkeit ihres Organs, der Anmuth ihrer Bewegungen. Je mehr er sie lobte, desto sicherer wurde sie ihrer Gaben und desto frischer und kräftiger entfaltete sie sich. Der Onkel meinte sie könne später, wenn sie gründlich gebildet sei, auch im tragischen Fach glänzen; vor der Hand aber, und weil das kleine Theater keine Trauerspiele gab, müsse sie sich dem Lustspiel widmen. Sie war mit Allem zufrieden und fühlte sich mit dem größten Wohlbehagen in ihrem Element. Sie stellte mich dem Herrn Rink als ihren Verlobten vor und ich war empört als er sagte:

„Ah bah! dergleichen Kindereien taugen nichts Lisi! Ihr seid Beide viel zu jung um Euch für's Leben zu binden."

„Das finden wir nicht," sagte Lisi empfindlich.

Herr Rink war ein jovialer Mann. Er versetzte:

„Nichts für ungut, mein Kind! ich habe Deine siebzehn Jahre nicht beleidigen wollen. Und vielleicht hat auch der Herr Talent für die Bühne."

„Keine Spur von diesem Talent!" rief ich entsetzt, während Lisi in die Hände klatschte und jubelte:

„Das wäre himmlisch! etwas Schöneres könnte ich mir gar nicht wünschen!"

„Oder ist der Herr vielleicht ein Dichter?" fragte Herr Rink: „für einen simpeln Studiosus der Medizin sieht er mir zu interessant, zu leidenschaftlich bewegt aus."

„Onkel, was bist Du für ein Menschenkenner!" brach Lisi auf's Neue jubelnd aus: „ja er ist ein Dichter! das kann er nicht leugnen .... ich habe ja die schönsten Gedichte in Menge von ihm."

„Bravo!" sagte er und klopfte mich auf die Schulter: „verlassen Sie aber die Lyrik und werfen Sie sich auf's Drama, Herr! werden Sie ein Lustspieldichter, damit wir nicht ewig am Gängelband französischer Uebersetzungen laufen. Schreiben Sie für Lisi! ich meine das müsse Sie und Lisi begeistern."

Als ich in Lisi freudestralendes Auge sah, war mir als entzünde sich der glimmende Funke der Poesie in meiner Brust an diesem Blick zur hellen Flamme und ich spürte ein heftiges Verlangen ein Bühnenstück zu schreiben, das ihrem Wesen, ihrem Talent entsprechend sei und das meinen Namen mit dem ihren auf dem Gebiete der Kunst in Verbindung bringe. Doch woher die Zeit für das Alles nehmen! eifrig studiren, möglichst viel bei Lisi sein, dichten und schreiben! — wie war das

zu leisten! .... Und Du wunderst Dich, daß ich fünf Monate hier war ohne Dich zu besuchen!“ —

„Ich versteckte mich in dem dunkelsten Winkel des Hauses als Lisi zum Erstenmal auftrat. Ich habe kein Urtheil über ihr Spiel, weil ich hingerissen bin, so wie ich sie erblicke; allein der wüthende Beifall, den man ihr zollte, bewies, daß auch das Publikum hingerissen sei. Ihr Triumph war mir freilich eine große Befriedigung, aber auch eine große Marter: ich war eifersüchtig! .... Diese ganze beifallbrüllende Menge hatte ein gewisses Anrecht an Lisi's Schönheit und Anmuth, und jeder Einzelne durfte ihr seine Bewunderung ausdrücken. Seitdem ist sie der Abgott des Publikums. Sie lebt in einem beständigen Tumult. Die Besuche nehmen kein Ende bei ihr; die Theaterproben, die Vorstellungen auch nicht. Ich wohne ihrem Hause gegenüber. Nehme ich von meinem Fenster aus wahr, daß sie einmal allein ist, so eile ich zu ihr. Aber ach! nur allzu bald kommt eine Störung! Gestern bin ich zum Erstenmal seitdem sie die Bühne betrat mit ihr und der Mutter im Park gewesen. Und dies schreckliche Leben, voll nagender Eifersucht, ohne Ruhe, ohne Rast, ohne Befriedigung — ist jetzt mein Leben .... und ich muß es leben, denn Lisi ist mein Ein und Alles. Nun weißt Du Bescheid .... und nun gehab Dich wohl.“

Und stürmisch wie er gekommen, war Telesphor hinweg geeilt.

O! sprach Franz Seraph zu sich selbst, ich werde schweigen und Gott bitten mich nicht in eine ähnliche Versuchung zu führen.

Das Herz ein Abgrund.

Die glücklichste Ehe ist wie die beste Frau: man hört nichts von ihr. Dies galt auch für Oswalds und Florestinens Ehe. Sie lebten äußerlich wie alle Welt, aber in einer Gemeinschaft der Interessen und einer Uebereinstimmung der Herzen, die sehr selten gefunden werden, selbst nicht in solchen Ehen, die man doch glücklich nennen muß, deren Glück aber hauptsächlich auf einem gegenseitigen Ertragen und auf der Abwesenheit von schweren Störungen beruht. Florestine war nicht mehr das schwankende junge Mädchen, das zögernd das Herz hingab und mit großer Schüchternheit aus dem lieben, trauten Kreise ihrer ersten glücklichen Jugend, an der Hand eines Mannes in die unbekannte weite Welt sich hinauswagte. Jetzt hatte sie Fuß gefaßt in ihren neuen Verhältnissen — und weil sie immer zuerst an ihre Pflicht und an die Zufriedenheit Anderer dachte, so war sie außerordentlich glücklich geworden und fühlte sich ungemein befriedigt in einem Verhältniß, das sie vollkommen auszufüllen verstand. Sie wurde von ihrem Mann auf Händen getragen, von ihrer Schwiegermutter angebetet, von Allen die ihr nahe kamen geliebt

und geehrt. Sie dachte zuweilen daran, daß ihr Vater sie auf allerlei Kreuz und Trübsal vorbereitet habe. Dann durchforschte sie ihre Verhältnisse, ihre Stellung, Gegenwart und Zukunft: doch sie sah nirgends ein Wölkchen am Horizont aufziehen, das Sturm verkündet hätte. Der Tod ihres Vaters war allerdings ein Punkt auf dem ihr Herz tief zu verwunden war und ihr Vater war ein Greis; allein dies Ereigniß war unabhängig von ihrer Ehe. Sie konnte freilich auch ihren Mann verlieren und dieser Tod wäre denn der Inbegriff ihres schwersten Kreuzes gewesen; aber mit willkürlich geschaffenen Schreckbildern sich zu verstören, war Florestinens Sache nicht. So ließ sie denn die Zukunft in der Hand Gottes ruhen und täglich bat sie ihn um die Gnade, nie zu vergessen, daß das Glück ein vergängliches Gut in dieser Welt der Vergänglichkeit ist und um die noch größere Gnade, allzeit zu jedem Opfer bereit zu sein. Die tiefe, schlichte Frömmigkeit in der sie erzogen war, hatte wie ein kräftiger Balsam ihre ganze Wesenheit so durchdrungen, daß der Anhauch der Welt und der verweichlichende Einfluß des irdischen Wohlbehagens keine Macht über sie hatten. Sie war eine schöne Erscheinung, voll Geist und Leben; sie war reich, sie war elegant; — kein Wunder, daß sie sehr gefeiert wurde. Aber allen Huldigungen

gegenüber blieb sie in ihrer fernen Höhe, ein schöner, lächelnder, stralender Stern. Diesen Vergleich erfand Franz Seraph für sie. Er sagte zu Amelie Verden auf einem Ball:

„Ich möchte immer rufen: der Stern geht auf! wenn Flore auf einem Ball oder zwischen vielen Damen erscheint.“

„Sehr schmeichelhaft für Flore — minder für uns,“ versetzte Amelie: „wie kommen wir Uebrigen Dir denn vor?“

„Wie Blumen, Amelie! wie ein ganzer Garten voll der schönsten Blumen!“ rief er: „vielleicht sind die Blumen reizender, fesselnder, aber Stern bleibt Stern.“

„Ich beginne zu glauben, daß dieser Stern Dein Polarstern ist, Franz Seraph.“

„Weit gefehlt, Amelie! ich liebe sie wie man eine holdselige treue Schwester liebt; .... doch mein Polarstern ist sie nicht.“

„Wer denn? sprich! .... Du bist nun schon auf halbem Wege mir Dein Vertrauen zu schenken, Franz Seraph! und da ich selbst so gar keine Herzensgeheimnisse habe, interessiren sie mich unaussprechlich bei anderen Leuten. Gib also Red' und Antwort: ist die Kunst Dein Polarstern?“

„Plaudert man ein Herzens- oder sonstiges Geheimniß aus,“ sagte er lachend, „so ist es eben kein Geheimniß mehr.“

„Ah! nun weiß ich doch daß Du eines hast!“ rief sie listig: „bis jetzt ahnte ich es nur. Um aber auf Florette zurückzukommen — will ich Dir gestehen, ich hätte nie gedacht, daß sie sich mit dieser überlegenen Leichtigkeit in der großen Welt zurechtfinden werde. Ich fürchtete sie werde steif, stumm, zurückhaltend sein.“

„Aber um's Himmelswillen, warum fürchtetest Du das Alles, beste Amelie?“

„Wie Du fragst! Natürlich wegen der eigenthümlichen Prinzipien von Onkel Sonderling, der ihr eine so ernste Erziehung gab, mit lauter gelehrten Professoren zu Lehrern, den ich übrigens liebe und verehre — besonders jetzt, da ich sehe, wie gut seine Grundsätze bei Flore angeschlagen haben.“

„Weißt Du denn nicht was in der heiligen Schrift zu lesen ist, Amelie?“

„Lieber Franz Seraph, das erwarte nicht von mir! Da werden gar viel Dinge stehen, von denen meine Seele keine Ahnung hat.“

„Unter anderen auch dieses: Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nützlich; und nach diesem Grundsatz hat Onkel Sonderling seine Tochter erzogen.“

„Und Dich ebenfalls.“

„Nur fiel das Samenkorn bei mir nicht auf so gutem Boden.“

„Natürlich! die Frauen sind immer tausendmal besser, als die Männer.“

„Immer nicht, Amelie! und zum Ersatz für den ungeheuern Schaden, den Dein Geschlecht dem meinen zufügt, muß es doch wohl einige Frauen geben, die besser sind als wir. Im Ganzen steht, glaub' ich, die Wagschaale ziemlich gleich."

„Wer hat denn Dir „ungeheuern Schaden" zugefügt?" fragte sie mit dem Ton herzlicher Theilnahme.

„O Du Tochter Eva's!" sagte er lachend und setzte hinzu: „Jetzt muß ich suchen, eine Dame für den Cotillon zu finden. Finde ich keine, so hast Du dies Unglück auf dem Gewissen; denn Deine Unterhaltung hat mich gefesselt." — —

Wie er so munter ist, redet, tanzt, scherzt, sprach Amelie zu sich selbst; aber sein kleines Geheimniß hat er doch .... der Franz Seraph! — —

Seitdem Florestine einen Sohn hatte, war nun gar das Glück übergroß und der Freude kein Ende.

„Oswald!" sagte sie zu ihrem Mann, „ich muß immer an den „Ring des Polycrates" denken."

„Das ist ja eine heidnische Gesinnung," erwiderte er: „die Götter mögen neidisch sein auf das Glück des Menschen, aber Gott ist es nicht."

Florestine hatte ihre Verbindung mit Lauingen nicht aus einer heftigen Leidenschaft, nicht einmal aus einer sehr entschiedenen Liebe geschlossen. Sein Wesen, sein Benehmen gefiel ihr mehr, als das irgend eines anderen Mannes und sie fand, daß sie

in den wichtigsten Lebensfragen übereinstimmten, daß sie Vertrauen zu ihm haben, auf ihn sich stützen könne. Dies ächt weibliche Bedürfniß, da wo man unbedingt sich hingibt, auch unbedingt zu vertrauen, war ungemein stark in ihr und daher wurde ihre Liebe für Oswald erst in der Ehe recht innig, recht lebendig. Ihr Vater sah das zu seinem größten Trost. Ihm wollte zuweilen scheinen, Oswald sei nicht der feste Charakter, der sich unabhängig vom Einflusse der Welt zu halten wisse, sei nicht der Mann um unerschütterlich in seinen Grundsätzen auszuharren. Er sah aber, daß Florestine hievon keine Ahnung hatte, daß sie ihre eigenen Gesinnungen in ihrem Mann fand — oder sie ihm lieh; und er dachte, er könne sich irren in Bezug auf seinen Schwiegersohn, mit dem er übrigens in eben so gutem Einvernehmen lebte wie Florestine und der für ihn ein zärtlicher, rücksichtsvoller Sohn war.

Nach der Geburt seines Enkels, dessen Taufpathe er war, machte Herr von Cronenstein sein Testament und seine Tochter zur einzigen Erbin; traf aber die Bestimmung daß, wenn sie einen zweiten Sohn habe, dieser nach ihrem Tode das Cronenstein'sche Vermögen bekommen und den Namen Cronenstein annehme. „Es ist vielleicht ein sehr irdischer Wunsch," sagte er selbst, „allein ich möchte nicht

gern diesen Namen aussterben lassen, den eine lange Reihe von Ahnen würdig getragen und zu Ehren gebracht hat. Ich muß mich dieser kleinen Schwäche anklagen."

„Vielleicht mischt sich menschliche Schwachheit ein," sagte Lauingen, „aber ich meine es sei ein edles Gefühl, diese Achtung vor der Vergangenheit und der damit verknüpfte Wunsch, daß sie der Zukunft zum Beispiel dienen möge. Durch den fortgepflanzten Namen wird es wach gehalten und durch die Vererbung eines Besitzthums bekommt es eine rationelle Grundlage, welche Pflichten auferlegt und dadurch vor leerer Ueberhebung bewahrt."

„Mir machst Du die größte Freude durch diese Bestimmung, mein lieber Vater!" sagte Florestine zärtlich: „ich bin dann nicht nur die stolze Tochter, sondern — will's Gott! — auch die glückliche Mutter eines Cronenstein."

„Hüte Dich nur den kleinen Lauingen nicht eifersüchtig zu machen auf den kleinen Cronenstein!" sagte Oswald scherzend.

„Bis der Zweite kommt wird der Erste gehörig festen Fuß im Mutterherzen gefaßt haben — nicht wahr, Florette?" fragte der Vater.

„O, das Erstgeborene!" rief sie, „das ist so recht das ersehnte Kind! das Kind der ersten seligsten Hoffnung, das Kind einer Erwartung, deren süße Freude jede andere Freude übertrifft! Im alten Bunde be-

gehrte Gott der Herr, daß ihm in besonderer Weise das Erstgeborene geweiht werde. Gewiß lag darin eine leise Mahnung für die Eltern, ihr Erstgeborenes nicht übermäßig zu lieben."

„Zum Glück behält dies Gefühl nicht die Oberhand," sagte Frau von Strahl: „mit jedem nachgeborenen Kinde erweitert sich das Herz zu einer Liebe, als ob es das einzige sei — und später besonders, im Lauf der Entwickelung der Kinder, gleicht es sich mehr und mehr aus."

Frau von Strahl war und blieb Florestinens zweite Mutter. Fühlte sie sich glücklich durch das Glück dieser lieben Tochter, so war sie es doch noch viel mehr durch ihren Sohn, der keine ihrer Befürchtungen wahr machte. Mit beharrlichem Eifer widmete er sich der bildenden Kunst und nahm alle Studien auf, die ihr eine theoretische Grundlage und einen poetischen Schwung geben konnten, damit sie in ihren Schöpfungen gediegen sei wie die Vernunft und ideal wie das Genie. Seinen Fleiß und sein ganzes Streben stellte er in die Obhut einer tiefen ernsten Frömmigkeit, die ihn in einer großen inneren Freiheit erhielt. Er wurde nicht der Sclav seiner eigenen Thorheit, die in ihm, wie in jedem Sterblichen, durch Leidenschaften zu herrschen suchte. Er wurde nicht der Knecht der Welt und ihrer Ansichten, die sie ihm gern aufgedrungen

hätte, wie jedem Jüngling, der mit ihr in Berührung kommt. Ohne mit ihr zu streiten, blieb er bei seinen Ansichten und handelte nach ihnen, und wollte man ihn necken oder höhnen, so sprach er ruhig: „Gebt Euch keine Mühe! Eure Pfeile haben für mich keine Spitze."

Da die Neckereien immer unbeachtet zu Boden fielen, hörten sie bald auf und ungeheuchelte Achtung trat an ihre Stelle. Die jungen Leute mit denen er verkehrte sagten scherzend, er sei unverwundbar, denn seine Mutter habe ihn in den Styx getaucht und nannten ihn Achilles. Diejenigen aber, welche mehr Neigung für die Romantik als für die Antike hatten, nannten ihn den gehörnten Siegfried. Er lachte und ließ sie reden.

Herr von Cronenstein hatte große Freude an ihm, um so mehr, als sich von seinem natürlich-schüchternen Charakter diese innerliche Unabhängigkeit kaum erwarten ließ.

„Sie sehen an Franz Seraph so recht die Frucht des Gebets einer frommen Mutter," sagte er zu Frau von Strahl.

„Und die Frucht Ihrer Erziehung," entgegnete sie gerührt.

„Wir wollen aber auch den dritten Factor dankbar anerkennen," versetzte er, „und das ist Franz Seraphs guter Wille diese Früchte sich an-

zueignen. Für die Menschen, die guten Willens sind, haben einst die Engel das Gloria gesungen."

Als Florestine im Winter mit Mann und Kind wieder in die Residenz kam, erfuhr sie durch Franz Seraph Telesphors trauriges Schicksal.

„Wir müssen ihn retten!" rief sie sogleich mit ihrer energischen Lebhaftigkeit: „werde er was er wolle im weltlichen Stande . . . nur sei es ehrenvoll! nur gehe er nicht zu Grunde zum Schaden seiner Seele."

„Wirf Dich in den Strom und rette den, der absichtlich in den Strudel hinein schwimmt!" versetzte Franz Seraph.

„Gleichviel! versuchen müssen wir es. Bringe ihn zu mir. Ich werde diesen Winter wenig ausgehen, nie auf Bälle, weil ich das Kind nähre. Da werden wir manchen traulichen Abend haben. Morgen kommt mein Vater mit Deiner Mutter . . . . dann ist es hier beinah so, wie es einst auf Cronenstein war . . . . nur Oswald und Florestan sind dazu gekommen; und die verschönern unsere Häuslichkeit und bereichern sie ganz unaussprechlich. Wird Telesphor nur erst wieder heimisch bei uns, so findet er sich schon zurecht und wird vernünftig."

„Wie soll sich ein Mensch heimisch bei Dir fühlen, der wegen einer Schauspielerin beständig hinter den Coulissen lebt?" fragte Franz Seraph.

„O, so schlimm wird es nicht sein!" erwiderte sie: „und wenn auch! . . . er kann sich besinnen!"

Telesphor schleppte seine Kette und immer mehr drückte sie ihn zu Boden. Er besuchte nur äußerst selten die Vorlesungen und vergeudete die Zeit, die er nicht bei Lisa Rink und nicht im Theater zubrachte, mit mißglückten Versuchen ein Bühnenstück zu schreiben. Dies war seine fixe Idee: gelang es ihm, wurde er ein beliebter Bühnenschriftsteller, so hatte er eine ganz andere Stellung, ganz andere Einkünfte, als wenn er nach Vollendung langwieriger, kostspieliger medizinischer Studien das mühsame Leben eines jungen unbekannten Arztes antrat. Nun fehlte ihm aber gerade jede Art von dramatischem Talent und nicht auf der Bühne und nicht für sie hätte er seinen Beruf suchen dürfen. Allein er hatte in der Verblendung der Leidenschaft die klare Einsicht und das ruhige Urtheil verloren und gleichsam mit lauter falschen Karten spielte er um ein falsches Glück.

Lisa Rink war nicht mehr die arme kleine Putzmacherin, die sich mit ihm verlobt hatte — sie wußte selbst nicht recht warum! vermuthlich, weil dieser erste Liebesantrag ihr schmeichelhaft war, oder weil sie keinen anderen jungen Mann kannte, oder weil se... Freundschaft für Anton sie rührte; — genug, sie hatte sich mit der größten Unbedachtsamkeit verlobt und jetzt begriff sie gar nicht mehr, wie das eigentlich

zugegangen sei. Ganz andere Männer huldigten ihr, eine ganz andere Zukunft öffnete sich vor ihr, ganz andere Ansprüche an Glück erwachten in ihr. Der Gedanke kam ihr höchst lächerlich vor nach fünf oder sechs Jahren von der Bühne in's Privatleben zurückzutreten um Telesphor Herzog zu heirathen. Der Rausch der Eitelkeit und Weltlust ließ das nicht mehr zu. Aber sie wußte sich unaussprechlich von ihm geliebt und das flößte ihr eine Art von Scheu ein mit ihm zu brechen. Er hatte sie geliebt, als sie arm und unbekannt war und wäre sie jetzt wieder in Armuth und Verlassenheit gerathen, so würde ihm das in Beziehung auf seine Liebe zu ihr ganz gleichgültig sein. Das that ihr wohl, nährte das süße Bewußtsein ihrer Unwiderstehlichkeit und so ließ sie denn die Sache gehen, wie sie gehen wollte. Frau Rink hatte immer darauf bestanden, daß von einem bräutlichen Verhältniß durchaus keine Rede sei. Wollten sich Lisa und Telesphor als gebunden betrachten, so konnte sie es nicht verwehren; aber in ihren Augen war diese Verlobung ein Unsinn, der in sich selbst zusammenfallen mußte.

Telesphor fühlte nur zu gut, daß er in der Gesellschaft, welche Lisa Rink umgab, eine armselige Rolle spiele und der Stachel der Eitelkeit peinigte ihn und reizte ihn zu dem Versuch, als Bühnenschriftsteller aus seiner untergeordneten Dunkelheit

hervorzutreten. Bis jetzt aber war es ihm nicht gelungen. Der Regisseur Rink gab ihm die besten Rathschläge, so daß er genau wußte, was zu einem guten Lustspiel gehörte; allein das setzte ihn nicht in den Stand ein gutes Lustspiel zu schreiben. In der Kunst gilt können mehr als wissen.

„Aber zum Kuckuck, Herr! steigen Sie doch von Ihrem Cothurn herunter, wenn Sie im Conversationston schreiben wollen," sagte Herr Rink: „durch all' Ihre Reden höre ich den fünffüßigen Jambus durchklingen! das ist unerträglich steif. Können Sie sich aber durchaus nicht von ihm trennen, so schreiben Sie Trauerspiele — obschon auch für die Tragödie die hochtrabende Form nicht mehr beliebt ist. Es muß Alles mehr zu ebener Erde gehen, ohne Zwang, ungenirt; der Paletot, den Herrn und Damen tragen, ist auch Mode für die Bühnenkunst."

„Sie wissen, Herr Rink," erwiderte Telesphor, „daß ich für Lisi schreibe und daß die Tragödie nicht ihr Fach ist."

„Lassen wir Lisi bei Seite, Herr, und nehmen Sie Vernunft an. Ich habe immer gehört es sei schwerer ein gutes Lustspiel, als ein gutes Trauerspiel zu schreiben. Daß die Lustspiel-Entwürfe oder -Versuche, die Sie mir bis jetzt mittheilten, nicht gut sind, wissen wir Beide zur Genüge. Deshalb

rathe ich Ihnen, wenn Sie Theaterstücke schreiben wollen, versuchen Sie sich in der Tragödie. Bis sie fertig ist, kann sich Lisi vielleicht an das tragische Fach wagen — obschon ich nicht glaube, daß ihr Organ für alle Modulationen der Stimme in hoher Leidenschaft ausreicht."

„Sie ist so jung," versetzte Telesphor, „daß sie noch lange nicht zur Entwickelung ihrer physischen und geistigen Kräfte gelangt ist. Ein höheres Fach wäre ihr doch sehr zu wünschen; sie käme dann auf die großen Bühnen" . . . . —

„Larifari!" unterbrach ihn der Regisseur, dem sein Theater vor Allem am Herzen lag: „man kann auf einer kleinen Bühne eben so beliebt, bewundert, berühmt werden, wie auf einer großen, und was das bischen Ehre betrifft, Mitglied einer königlichen Bühne zu sein, so theile ich in diesem Punkt die Ansicht des unsterblichen John Falstaff und finde, daß ich durch sie nicht besser gespeist und getränkt, gekleidet und gebettet werde. Ich bin der Letzte, der Lisi auf einer großen Bühne sehen möchte und werde ihr so bald nicht dazu rathen."

„So werde ich es thun," sagte Telesphor kalt.

„Was fällt Ihnen ein!" fuhr der Regisseur auf: „mit welchem Recht maßen Sie sich einen Einfluß auf Lisi an!"

„Mit dem Rechte ihres Verlobten, Herr Rink."

„Ah bah! haben Sie die Kindereien noch im Kopf!“ sagte der Regisseur geringschätzend. „Das war ein Studentenstreich, der wohl auf der Universität passiren kann, dem aber kein vernünftiger Mensch Folge gibt. Wäre Lisi Putzmacherin in Y. geblieben, so hätte das Verhältniß meinetwegen fortbestehen und so oder anders zu Ende gehen können. Da paßtet Ihr für einander, denn der Eine hatte nichts und der Andere hatte wenig. Aber von dem Augenblick an, wo Lisi die Bühne betrat und Furore machte, seid Ihr geschiedene Leute gewesen, so gewiß wie zweimal zwei vier ist.“

„Lisi denkt anders!“ brauste Telesphor auf und verließ Herrn Rink, um sich schleunigst zu ihr zu begeben.

Zu seiner frohen Ueberraschung fand er sie allein, ohne fremden Besuch und ohne die Mutter. Sie saß bequem in einem tiefen Lehnstuhl, lernte eine Rolle auswendig, deren Abschrift auf ihrem Schooß lag und spielte nebenbei mit einem geschwätzigen grauen Papagei, der ihr zur Seite in einem Bauer umherkletterte. Das Zimmer war freundlich und behaglich eingerichtet. Tische mit bunten duftenden Blumen machten es heiter und erfüllten es mit Wohlgeruch. Der Gegensatz zu dem dürftigen Zimmer in Y. mit zwei Resedatöpfen auf dem Fensterbrett, war schlagend — und nicht minder war der

Unterschied zwischen der stillen, ärmlich gekleideten, emsig arbeitenden Lisi von damals und dem eleganten Fräulein Lisa Rink, die sich gerade jetzt in der vollkommensten Modejournaltoilette nur eben so viel beschäftigte, wie sie Lust hatte und sich ihre leichte Aufgabe spielend und tändelnd noch leichter machte.

„Sieh da .... Telesphor!“ sagte sie freundlich und schlug ihr Heft zusammen.

„O Lisi .... liebst Du mich noch?“ fragte er stürmisch bewegt.

„Gewiß! nur möchte ich gern Lisa und Sie von Ihnen genannt sein,“ erwiderte sie lächelnd.

„Vor den Leuten geschieht es .... aber weshalb unter vier Augen,“ sagte er verletzt.

„Weil ich fürchte, Sie könnten sich einmal vor den Leuten versprechen.“

„Und das fürchtest Du?“

„Nun das versteht sich! die Welt ist böse und könnte auf eine böse Vertraulichkeit schließen. Mein Ruf soll nicht darunter leiden, daß ich die Bühne betrat.“

„Wer wünscht das mehr als ich! allein ich glaube er werde auch nicht durch mich gefährdet,“ rief er gekränkt: „das könnte eher der Fall sein durch die Laffen und Affen, die ich nur allzu häufig hier sehe.“

„Laffen und Affen!“ versetzte Lisa im hohen Ton: „es sind Herrn aus der besten Gesellschaft, die meine Kunst bewundern und Künstler, die sie würdigen.“

„Und gilt nicht die Bewunderung der Einen und die Huldigung der Anderen mehr der Künstlerin, als der Kunst?“

„Ich kann das um so weniger haarscharf trennen, als mein Herz ganz gleichgültig dabei ist,“ sagte sie und krauete das Köpfchen des Papageien: „Bewunderung und Huldigung gehören zum Kunstleben: also gebühren sie mir und ich verlange sie.“

„Aber sie können so berauschen, daß das Herz in der Trunkenheit untergeht.“

„Möglich! bis jetzt spüre ich nichts davon!“

„O Lisi, wie glücklich machst Du mich!“ rief Telesphor: „nicht wahr? Dein Herz gehört mir und die Zukunft gehört uns.“

„Ja! die Zukunft gehört uns!“ sagte sie mit großer Entschiedenheit.

„Und wirst Du Dich in diesem Punkt nie von Deiner Mutter, nie von Deinem Onkel abhängig machen?“

„O nein! ich habe ein großes Verlangen nach Selbständigkeit.“

„Du wirst Dich nie von mir losreißen lassen, nicht wahr? schwöre mir das, Lisi,“ bat er flehend und dringend.

„Nein!“ rief sie, „so etwas schwöre ich nicht! es ist auch ganz überflüssig. Ich bin mein eigener Herr und habe über mich zu bestimmen, denn Mutter und Onkel wissen nicht, was mich glücklich

macht. Ich bin kein willenloses Kind, das sich in den wichtigsten Angelegenheiten bevormunden und gegen seinen Willen losreißen ließe."

Ganz aufgeregt durch den Gedanken, daß die Mutter oder der Onkel irgendwie versuchen könnten ihrem Willen entgegen zu treten, sprach sie sich mit einer Wärme gegen Telesphor aus, die er für Liebe hielt und die nur Eigenliebe war. Ja, Lisa selbst mogte sich in diesem Augenblick täuschen und wähnen, daß sie Telesphor liebe. Bei ihrem großen Leichtsinn, ihrem Mangel an Besonnenheit und Ueberlegung, war das nicht unmöglich. Genug, Telesphor war glücklicher, als er seit langer Zeit gewesen, nur schmerzte es ihn tief Lisa's Frage, ob sein Lustspiel noch immer nicht fertig sei, verneinen zu müssen. Sie nahm das fast übel und meinte, die Liebe zu ihr müsse ihm dies doch im Grunde sehr leicht machen. Es ist aber nicht Jedem das erforderliche Talent gegeben, wie dem Quintin Messys, den die Liebe zu einer Malertochter aus einem Schmiedegesellen in einen tüchtigen Maler verwandelte.

Als endlich der Eintritt von Frau Rink das Zwiegespräch störte, entfernte sich Telesphor und kaum war er zur Thür hinaus, als Lisa eine gewisse Beängstigung verspürte, ob sie ihm nicht zu viel zugesagt habe. Aber nein! „Die Zukunft gehört uns" — das war ja ein ganz allgemeiner

Ausdruck; und „sich losreißen lassen“ — das werde nie geschehen! freiwillig sich trennen sei etwas ganz Anderes. Beruhigt griff sie wieder zu ihrer Rolle.

Telesphor wohnte ihr gegenüber. Als er seinem Hause zuging, kam ihm Franz Seraph entgegen und sagte freundlich:

„Nun hab' ich Dich! seit anderthalb Stunden gehe ich hier auf und nieder wie eine Schildwache, denn als ich diese Straße betrat, verschwandest Du eben in dem Haus da drüben und ich hatte mir fest vorgenommen meinen Auftrag auszurichten.“

„Deinen Auftrag? .... Willst Du mit mir heraufgehen? .... Oder sprich lieber hier .... Du weißt, ich wohne drei Stiegen hoch,“ erwiderte Telesphor sichtlich verstimmt.

„Nein, ich gehe mit Dir,“ versetzte Franz Seraph, „ich bin halb erfroren von meinem Schildwachdienst im Schnee.“

Kaum hatten sie Telesphors Zimmer betreten, als dieser eilfertig sagte, als ob eine lästige Sache abzuthun sei:

„Nun also Dein Auftrag?“

„Florestine grüßt Dich und läßt Dich heute zu einem Cronenstein'schen Abend einladen, da ihr Vater und meine Mutter seit vorgestern hier sind. Sie selbst kam mit Lauingen vor acht Tagen und brachte denn auch ihr prächtiges Bübchen mit. Sie

ist ganz die Alte und freut sich sehr Dich zu sehen."

„Das wird heute doch kaum möglich sein .... ich habe eine neue Arbeit zugesagt .... unternommen" .... sagte Telesphor schwankend zwischen Ungeduld und Verlegenheit.

„Damit lasse ich mich nicht abweisen," erwiderte Franz Seraph, „denn Flore würde dieser Entschuldigung keinen Glauben schenken und wähnen, ich hätte Dich nicht eingeladen."

„Ich kann nicht helfen! mache ihr begreiflich es sei mir unmöglich."

„Das ist mir unmöglich, denn ich glaube an eine solche Unmöglichkeit von Deiner Seite nicht!" rief lachend Franz Seraph.

„Genug .... es kann nicht sein!" antwortete Telesphor kurz.

„Deine ältesten, Deine besten Freunde bitten Dich und Du stößt sie zurück!" sagte Franz Seraph sanft.

„Ich stoße sie nicht zurück .... nein! aber ich passe nicht mehr zu ihnen .... ich habe andere Ansichten, andere Interessen als früher .... das gibt Mißklänge und die thun schneidend weh, besonders da, wo früher Harmonie herrschte."

„Vielleicht wäre es Dir sehr wohlthätig einmal

wieder die traulichen Stimmen der Vergangenheit zu hören."

„Nein!" sagte Telesphor finster, „mir thut nichts wohl, was mich an die Vergangenheit erinnert, denn es weckt den alten, mühsam überwundenen Zwiespalt in mir auf. Ich habe ihn jetzt über Bord geworfen und da soll er liegen bleiben. Du weißt wie es mit mir steht" .... —

„Ist der Rausch noch nicht verflogen!" rief Franz Seraph.

„Rausch? .... verflogen? .... Du faselst!" versetzte Telesphor kalt: „ich liebe Lisi und die ganze Welt ist mir gleichgültig."

„Das merke ich," sagte Franz Seraph traurig; „aber das wird Florestine, das wird mein Onkel nie begreifen! sie haben auch liebende Herzen, doch eben deshalb ist ihnen die ganze Welt nicht gleichgültig."

„Der Greis liebt in anderer Weise, als der Jüngling."

„Flore ist zweiundzwanzig Jahre alt, ist in der vollen Blüte ihrer schönen, reichen Jugend, ihrer glücklichen Natur; aber darauf kannst Du dich verlassen: trotz aller Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen, richtet sich ihre Liebe zuerst auf die Seelen."

„Das war genau mein Fall bei Lisi!" rief Telesphor freudig.

„Täusche Dich nicht!“ versetzte Franz Seraph gelassen: „Deine erwachende Leidenschaft spiegelte es nur Deinem besseren Selbst vor. Die Liebe zu den Seelen richtet sich nicht auf eine Seele, auf diese Seele mit Ausschluß aller übrigen — und vor Allem nicht in einer Weise, welche die eigene Seele in Gefahr bringt an dieser Ausschließlichkeit zu Grunde zu gehen.“

„Man geht sicherer am verfehlten Beruf zu Grunde, als an einer mächtigen Leidenschaft.“

„Darüber wollen wir nicht streiten, denn man kann auf mancherlei Weise zu Grunde gehen. Soll es aber durch eine mächtige Leidenschaft nicht geschehen, so muß der Gegenstand derselben ungewöhnlich edel, ja erhaben sein. Das ist freilich selten; doch möglich ist es. Nun aber sage mir wenigstens — setzte Franz Seraph abbrechend hinzu — welche neue Arbeit Du heute Abend zu unternehmen hast.“

„Zuerst muß ich in's Theater, denn Lisi spielt, und dann will ich ein Lustspiel schreiben, denn ich habe es ihr versprochen .... ich muß schon jetzt mich daran machen.“

„Willst Du dann morgen zu Florestine kommen?“

„Ja ja! morgen sehr gern!“ rief Telesphor, um nur von der dringenden Einladung sich loszu-

machen; und Franz Seraph verließ ihn mit herzlichem Händedruck.

Kaum war Telesphor allein, so setzte er sich an den Schreibtisch und dachte mit einigen Zeilen einen Plan zu entwerfen, der ihm nebelhaft vorschwebte. Er wollte sich aber nicht so schnell abklären, dieser Plan, nicht sogleich in Form und Gestalt bringen lassen. Es ist zuweilen mühsam für das größte Genie den Entwurf einer Arbeit festzustellen und zu ordnen; wie viel mühsamer für Jemand, der für die unternommene Arbeit gar kein Talent hat. Für ihn bleibt der Plan in einem beständigen Nebel und löst sich eine Gestalt, eine Situation von der allgemeinen Verschwommenheit ab, so ist das ohne Zusammenhang, ohne Verhältniß mit dem Plan selbst.

Telesphor brachte den ganzen Nachmittag in qualvoller, fruchtloser Anstrengung hin. So lange er die Sache im Kopf hatte, schien sie ihm gut; so wie sie auf dem Papier stand, war sie steif, lückenhaft, sinnlos, todt. Matt und müde, wie auf einer geistigen Folterbank, horchte er auf jeden Stundenschlag und ersehnte denjenigen, der ihn erlöste und in's Schauspiel führte, während er heimlich mit sich selbst grollte, daß er an dieser Aufgabe scheitere, während er früher so leicht, so gern, so unermüdlich seine ernsten wissenschaftlichen Studien getrieben hatte. Aber es war, als wolle sein Geist gegen

seine moralische Erniedrigung Protest einlegen und nicht ihr dienen. Im Theater schöpfte er Athem. Lisa spielte. Er sah sie, er hörte sie, er vergaß Alles, sogar die Qual seines eigenen zerrissenen Innern.

Das erste Stück war zu Ende und im zweiten spielte Lisa nicht, also hatte es nicht den mindesten Reiz für Telesphor. Er verließ den Saal um zu ihr zu gehen. Kaum aber betrat er den Foyer, so fühlte er sich hinterrücks von vier Armen festgehalten und eine nicht ganz unbekannte Stimme sprach:

„Gefangen auf hohen Befehl! rasch zum Wagen.“

Er hatte nicht Zeit über seine Entführung zu staunen, denn Oswald von Lauingen und Franz Seraph nahmen ihn in ihre Mitte und nöthigten ihn in den Wagen zu steigen.

„Florestine hat es so angeordnet,“ sagte Lauingen: „sie hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß Sie bei unserem ersten gemüthlichen Familienabend nicht fehlen dürften.“

Da kein Widerstand möglich war, ergab sich Telesphor mit guter Manier in sein Schicksal. Es wäre allzu unfreundlich gewesen, auf diese liebreichen Gesinnungen nicht einzugehen. Florestine empfing ihn frohlockend wie den alten, lieben Jugendfreund. Er konnte es sich gar nicht vorstellen, daß sie verheirathet, daß sie Mutter sei, so unverändert, so einfach, so herzlich fand er sie. Auch Herr von

Cronenstein und Frau von Strahl waren ganz wie sonst für ihn, und da Niemand auch nur im Entferntesten irgend etwas berührte, das ihm peinlich hätte sein können, so traten durchaus nicht die von ihm gefürchteten Mißklänge hervor. Man sprach traulich von diesem und jenem, wie das eben in einer Familie geschieht, deren Mitglieder sich nach längerer Zeit wieder zusammenfinden und nun mit reger Theilnahme sowohl erzählen, als dem Erzählten zuhören. Florestine war unermüdlich mit Fragen, die ihr geliebtes Cronenstein und Alles was damit zusammenhing betrafen. Ob die Kinder aus X. fleißig zum Weihnachts-Krippchen auf den Schloßberg gekommen wären? wie es auf Franziszibergl gehe? ob man im Spätjahr die letzten Stationen des Kreuzwegs gesetzt habe, den Lauingen auf der Waldrast errichten ließ? — Letzteres war noch nicht geschehen.

„Väterchen, er muß fertig sein, wenn wir im Sommer nach Cronenstein kommen," sagte sie, „denn ich muß mit Florestan dahin. Es ist ein ex voto. Sein Vater kam zuerst von Maria Waldrast nach Cronenstein; er soll gleich von Cronenstein nach Maria Waldrast — und mit dieser Pilgerfahrt sein kleines Leben beginnen, das mit dem ersten Jahr schon ein wenig zum Bewußtsein erwacht."

„Hörtest Du schon, Teles," sagte Herr von Cronenstein, „daß Dein Vater seiner guten Stadt X.

einen großen Dienst erwies? Er hat das Häuschen der Großmutter, das bis jetzt Dein Schwager Rabener bewohnte, gegen einen geringen Kaufpreis dem Stadtpfarrer überlassen, der nun die Stiftung von Vinzenz Guldman in's Leben rief und arme Schulschwestern dahin setzte, die eine kleine Kostschule eröffnen werden. Die X.er Bildung der Frauen begehrt auch schon eine höhere Stufe als die Primärschule und der Unterricht bieten, den das gute alte Fräulein Mäusel privatim in den höheren Wissenschaften ertheilt."

„Wo ist denn Rabener geblieben?" fragte Telesphor.

„Das Häuschen war ihm unbequem gelegen. Er hatte beständig einen Blick in's finstere Mittelalter, rechts — Franziszibergl, links — Schloßberg: Kloster und Schloß, und er in der Mitte, das war ihm nicht genehm. Er hat das Webler'sche Haus gekauft."

„Gekauft! er? steht er sich so gut?"

„Ganz vortrefflich, wie es scheint, denn er wollte sogar Deinem Vater das kleine Haus zu einem beträchtlichen Preise abmiethen für weltliche Lehrerinnen, seine Verwandten, die sich in X. niederlassen möchten. Ja es hieß, um dies heilsame Werk zu Stande zu bringen, solle sogar das kleine Haus gekauft werden. Doch Dein Vater gab dem Vor-

schlag des Stadtpfarrers Gehör und um Neujahr zogen die Schulschwestern friedlich ein, obschon nicht ohne auf eine gewisse Opposition zu stoßen."

„Diese macht sich noch immer geltend," sagte Frau von Strahl, „denn kurz vor meiner Abreise hörte ich, der Medizinalrath und der Bürgermeister würden die weltlichen Lehrerinnen kommen lassen — wenigstens Eine; denn diese finde leicht ein Unterkommen."

„Also steht X. auf der Höhe des Jahrhunderts," sagte Lauingen lachend, „und ist so glücklich eine opponirende Partei zu besitzen."

„Lachen Sie nicht!" sagte Frau von Strahl: „sie kann den armen Schulschwestern das Leben recht sauer machen."

„Das thut nichts, Täntchen!" rief Florestine. „Wer gottselig leben und wirken will, der muß Anfechtung leiden: das weissagt schon die heilige Schrift."

„Du hast gut reden von dem, was anderen Leuten heilsam ist!" sagte Franz Seraph scherzend: „Du schwebst in Glück und Frieden, wie der Paradiesvogel in den Lüften, der nie die rauhe Erde berührt — und gönnst großmüthig Anderen ihr saueres Leben und ihre schweren Kämpfe."

„Spotte wie Du willst!" entgegnete Florestine leicht erröthend: „ich bin vielleicht noch nicht waf-

fenfähig. Allein ich bleibe dabei, ich finde die Anfeindungen des Irr- und Unglaubens gegen jede Lebensäußerung der Kirche kein Unglück. Es ist nur ein Kreuz. Jedes Kreuz aber, sagt ein Geistesmann, ist eine angefangene Krone. Daß es mühsam ist die Krone fertig zu machen, welche die Hand Gottes für uns angefangen hat, verkenne ich gewiß nicht."

„Und auf jeden Fall sind wir im Vortheil bei diesen Anfeindungen," sagte Franz Seraph: „die Gegner haben weder Kreuz noch Krone."

„Denn sie haben die Wahrheit nicht," setzte Herr von Cronenstein hinzu: „der Sieg wird endlich doch da sein, wo hienieden die ewige Wahrheit festgehalten wird — und das geschieht nur in der katholischen Kirche, welche das Kreuz und die Verheißung der Krone besitzt."

„Und doch zählen ihre Widersacher, die Ungläubigen, die Freimaurer, die Geheimbündler, die Revolutionsmänner und Alles was mit ihnen durch diese und jene Leidenschaft zusammenhängt, auch auf den Sieg und auf den völligen Untergang der katholischen Kirche, die als durchaus überflüssig, ja störend und hemmend verschrien wird, sobald nur erst überall der moderne Staat organisirt ist," sagte Lauingen.

„Sie thun es, weil sie nur mit menschlichen

Mitteln oder allenfalls mit diabolischen arbeiten und auf sie zählen," erwiderte Cronenstein. „In diesen Mitteln sind sie uns weit überlegen, denn erstens haben sie die Machthaber der Welt für sich und zweitens dürfen wir nicht wie sie lügen, heucheln, corrumpiren, um unsere Sache durchzusetzen. Wir dürfen nicht anerkennen, daß die Lüge die Berechtigung hat für Wahrheit — und die Gewalt für Recht zu gelten. Unsere Prinzipien wurzeln in göttlichen, ewigen, folglich unwandelbaren Gesetzen, die unsere Widersacher nicht haben und nicht kennen; folglich können sie nicht ahnen, welche Kraft unserer Sache und ihren Vertheidigern durch den Zusammenhang mit einer höheren Ordnung inwohnt und zu Gebot steht — und deshalb zählen sie auf den Sieg."

„Es ist gräßlich dies Sturmlaufen des Weltgeistes gegen die Kirche," sagte Frau von Strahl, „dieser Haß des Niedrigen gegen das Erhabene, des Gemeinen gegen das Edle."

„Es ist so recht die Signatur des Abfalls von Gott und der geistigen Verwirrung durch die Sünde," sagte Franz Seraph.

„Ich glaube, wenn ein reiner Geist sich in die Hölle verirrte, so würden deren unglückliche Bewohner ihn gleichfalls nicht unter sich dulden," sagte Florestine.

„Gewiß nicht!“ versetzte ihr Vater: „haben doch die Juden Christus nicht unter sich dulden wollen. Die armen Schulschwestern in X. müssen sich also auch auf kleine Widerwärtigkeiten gefaßt machen. In unserer Zeit ist das gar nicht zu vermeiden.“

„Das scheint so, wenn sogar X. Umtriebe beginnt gegen eine bescheidene klösterliche Genossenschaft, die vom Staat examinirte und approbirte Lehrerinnen hat,“ sagte Lauingen. „Man kann ihnen also weder Mangel an Kenntnissen noch an Befähigung zum Unterrichten vorwerfen; sie leisten was die weltlichen Lehrerinnen leisten, nur thun sie es im armen Ordenskleide, nicht in Crinoline und geschürztem Rock. Das ist ihr Verbrechen.“

„Hauptsächlich ist es ihr Verbrechen in den Augen gewisser Leute, daß der Unterricht von Ordenspersonen urkatholisch ist,“ sagte Herr von Cronenstein. „Vor zehn und zwölf Jahrhunderten gab es schon Klosterschulen und in unsern Tagen sind sie auch noch da, allzeit bereit den Anforderungen und Bedürfnissen der geistigen Entwickelung der Epoche zu entsprechen und sie auf eine religiöse Grundlage fest und sicher zu stellen, den Menschen zu bilden für Gott und für das Leben. Das ist nun einmal ihre Tradition von der sie nicht lassen, weil sie wissen, daß es ohne christliche Religion keine wahre Bildung für das Leben gibt. Denn Wissen ist nicht

Bildung. Bei einer großen Masse von allerhand Wissen kann der Mensch sehr ungebildet sein, nicht blos für seine höhere Bestimmung, sondern auch für seine Stellung, seinen Beruf, wenn ihm die Seelenbildung fehlt."

„Ja!" rief Florestine, „an die Seelen zu denken zuerst und zuletzt, und auf Alles, was sie betrifft, den größten Nachdruck, das entscheidende Gewicht zu legen, das ist urkatholisch, und deshalb einem heidnischen Zeitgeist verhaßt. Hätten wir keine Priester und keine Ordensleute, die uns fort und fort durch ihr Opferleben zeigen, was das ist, Liebe zu den Seelen um Jesu willen: so würden wir wohl auch bald diese himmlische Liebe vergessen und verlieren. Und das wissen die Feinde der Kirche auch sehr gut. Sie möchten unsere Priester, unsere Mönche, unsere Nonnen vom Erdboden vertilgen, damit wir nicht beständig die lebendige Christusliebe vor Augen haben, welche der unerschöpfliche Quell der Liebe zu den Seelen ist. Was ist denn eigentlich Ihr Schwager, der Medizinalrath, für ein Mann?" wendete sie sich plötzlich an Telesphor.

Fast erschreckt fuhr er auf. Diese Gespräche, diese Gesinnungen, diese Ansichten — wie waren sie ihm fremd geworden, sie, die ihm einst so bekannt, so vertraut waren! wie lange hatte er sie nicht mehr gehört! wie lange sich nicht mehr mit

ihnen beschäftigt — als höchstens um sie zurückzudrängen, wenn sie sich in ihm regten! Christusliebe — und ihr entströmend wie dem tiefen Born das klare Bächlein, Liebe zu den Seelen: das war ja sein Ideal gewesen! war die Sonne seiner Jugend gewesen, deren Stralen ihm Licht und Wärme gaben, ihn beglückten! — Eine namenlose Wehmuth umflorte sein Herz. Ihm war als werde sein Inneres in zwei Hälften zerrissen: die eine fühlte sich süß und traulich berührt und seufzte: O weshalb verblieb ich nicht in diesem lieben Kreise! — die andere fühlte sich fremd und unbehaglich und flüsterte: Hier schlage ich meine Hütte nicht mehr auf. — Aber daß dem so war, das war ein Schmerz! —

„Mein Schwager?" sagte er zerstreut.

„Ja, Ihr Schwager Rabener!" wiederholte Florestine: „ich meine, gehört er auch zu jenen Aerzten, welche die Seele mit dem anatomischen Messer suchen und, weil sie nicht auf diesem Wege sie finden und weil ihnen der Glaube an eine übernatürliche Ordnung der Dinge im Schlamme des Materialismus erstorben ist, die Seele, das ewige Leben, Gott, Christus, die Offenbarung, die Erlösung leugnen."

„Ob er das Alles leugnet, weiß ich nicht," erwiderte Telesphor halb scherzend, halb verlegen.

„Wer Eines leugnet und consequent ist, muß Alles leugnen," sagte sie, „denn das Ganze ist ja

eben die wunderbare himmlische Kette, die für uns Alle den Himmel und die Erde verknüpft. Wer ein Glied dieser Kette zerreißt, den bindet sie nicht mehr."

„Die Alten," versetzte Telesphor, „glaubten an Gott, an die Unsterblichkeit, sogar an Belohnung und Strafe nach dem Tode, da sie das Elysium und den Olymp, den Hades und den Tartarus in ihrer Mythologie hatten; — das genügte ihnen; die Erlösung kannten sie nicht. Was dem feinen, geistvollen, hochgebildeten Griechen genügte, kann ja auch dem Einzelnen in unseren Tagen genügen."

„Wer sagt Dir," fragte Franz Seraph, „daß dem Griechen seine Götterlehre genügte? dem Socrates genügte sie nicht, das wissen wir; und darum dürfen wir wohl annehmen, daß ein Geist wie der seine, daß ein Plato, ein Sophocles das Auge ihrer Seele weit geöffnet hätten, um das Licht der Offenbarung einzusaugen."

„Aber ich bitte Dich!" rief Telesphor, „wie kannst Du Plato nennen, wenn von Rabener die Rede ist! Nenne doch lieber Protagoras, welcher sagte, es sei aus zwei Gründen unmöglich, sich vom Dasein der Götter zu überzeugen, erstens wegen Dunkelheit und Schwierigkeit des Gegenstandes, zweitens wegen Kürze des menschlichen Lebens."

„Dieser Ausspruch des alten Weltweisen," versetzte Franz Seraph, „berechtigt doch wahrlich nicht zu

der Annahme, daß er durch seine Ueberzeugungslosigkeit befriedigt sei."

„Alle Leute, die so schnell mit der Gottesleugnung bei der Hand sind, wenn sie die Vorlesungen eines ungläubigen Professors gehört und ein paar antichristliche Bücher gelesen haben, sollten sich doch diesen äußerst vernünftigen Ausspruch des alten Protagoras merken, der das menschliche Leben für allzu kurz erklärt, um die schwierige Frage von Gott zu ergründen," sagte Lauingen.

„Weil das so ganz wahr ist," setzte Frau von Strahl hinzu, „deshalb eben kam die göttliche Offenbarung dem menschlichen Unvermögen zu Hülfe."

„Ich habe sehr wenig Verkehr mit dem Doctor Rabener," sagte Herr von Cronenstein: „er scheint mir aber zu den Leuten zu gehören, die ein eigenthümliches Product einer verkehrten Bildung sind: die Weltgeschichte fängt für sie gleichsam erst mit ihrer Zeit an. Die antike Zeit, die altchristliche Zeit, das Mittelalter, die Epoche der Losreißung von der Kirche — das Alles ist für sie in ich weiß nicht welchen Abgrund versunken, wie ein Gespenst, das sich in Dunst auflöst und keine Erinnerungen keine Lehren, keine Daseinsspuren zurückläßt. Sie reden und handeln als wären die vergangenen Jahrtausende nichts als ein wüstes Chaos und als schwebe jetzt der Geist ihrer Zeit, ihr Geist, über dem fin-

ster brodelnden Abgrund, um die Materie zu lichten, zu ordnen, zu gestalten. Die Grundlage auf welcher, und die Ideen nach welchen dies Werk vollführt werden soll, sind Eines und Dasselbe: namenloser Haß gegen die offenbarte Religion."

„Schau' hier, Florette!" sagte Franz Seraph und legte ihr ein Blatt vor, worauf er mit Bleistift und in wenig Strichen ein Bild gezeichnet hatte.

„Du bist ein zweiter Flaxman mit Deinen schönen Umrissen! ich sammele sie in einem besondern Album," sagte Lauingen, indem er über die Schulter seiner Frau das Blatt betrachtete.

„Ah!" rief Florestine, „der reine Geist in der Hölle .... von dem ich vorhin sprach!"

Es war eine Gruppe wilder, trauriger, verzerrter Gestalten, von Schlangen und Ungethümen umstrickt und gepeinigt, die sich mit verzweifeltem, grimmigen Drohen gegen eine zarte beflügelte Gestalt mit einer Lilie in der Hand wendeten, welche an ihnen vorüber schwebte ohne den Boden zu berühren. Ernst sagte Florestine:

„Das ist nicht blos eine Scene aus der Hölle, sondern auch von der Erde."

„Was das aber für ein Glück ist, einen kunstfertigen Vetter zu besitzen!" sagte Lauingen scher-

zend: „Flore spricht ein Wort — und er macht es unsterblich.“ — —

So verging der Abend.

„Nicht wahr, Sie kommen recht oft wieder?“ sagte Florestine zu Telesphor und gab ihm zum Abschied liebreich die Hand.

„Wo ich bin, Teles, da ist immer ein Platz für Dich,“ sagte Herr von Cronenstein.

„Erlkönigs „und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt“ — ist uns so vortrefflich gelungen,“ setzte Lauingen munter hinzu, „daß Sie sich in Zukunft gewiß keiner zweiten Gewaltthat aussetzen, sondern willig sein werden.“

Telesphor sagte Alles zu, was man wollte. Ihm war zu Sinn, als schwebe vor seinen Augen der lichte, reine Geist durch die traurigen Gebilde des Abgrundes hindurch und dieser Abgrund war sein eigenes Herz.

Ein tiefer Fall.

Wenn der Frühling kam, wollte Franz Seraph nach Rom gehen. Er hatte dann drei Jahre auf der Kunstakademie studirt und glaubte den Versuch machen zu können, selbstständig in seinen Arbeiten aufzutreten. Für Frau von Strahl war seine Abreise ein großer Schmerz. Wann würde sie ihn wiedersehen? Hatte er sich einmal in Rom niedergelassen, sein Atelier eingerichtet, Arbeiten begonnen, wie schwer war es dann für ihn sich loszumachen und Deutschland und die Seinen zu besuchen! und doch durfte sie nicht wünschen, ihn in Deutschland festzuhalten, da er als Künstler und als frommer Katholik in Rom eine zweifache Heimat fand. Mit Bangigkeit sah sie dem Frühling entgegen.

„Er bringt neue Blüten," sagte Franz Seraph tröstend, „und vielleicht schönere, edlere als bisher."

„Vielleicht treten Nachtfrost und Mehlthau ein und reißen sie zu Grunde," sagte sie traurig.

„Meine sogenannten guten Freunde pflegen mich scherzend Achilles, der unverwundbare, zu nennen,“ versetzte er munter: „der Styx, in den Du mich fortwährend untertauchst, liebe gute Mutter, ist Dein Gebet. Da muß ich doch einige Lebenskämpfe durchmachen können.“

„Glaubst Du nicht, daß die gute Frau Herzog für ihren Telesphor betet, wie ich für Dich? .... und was ist aus ihm geworden? — Er kann sich freilich aufraffen,“ sprach sie lebhaft weiter, weil Franz Seraph etwas einwenden wollte: „aber er will es nicht! und später, wenn er aus diesem erbärmlichen Rausch nüchtern erwacht, wird er vielleicht wünschen den Willen zu haben, allein dann ist es zu spät, dann kann er nicht mehr und es bleibt bei dem armseligen Wunsch.“

„Denke an den heil. Augustinus, liebe Mutter.“

„O Kind, dies Wunder der Gnade steht einsam in anderthalb Jahrtausenden da.“

„Es gibt aber gar viele Augustine im Kleinen! Du zweifelst doch gewiß nicht daran, daß der Mensch sich bessern, sich bekehren könne!“

„Gewiß nicht! es ist ja unser Aller Tagewerk; wir müssen beständig an uns bessern und uns zum Guten bekehren; also ist Telesphor's Bekehrung nicht unmöglich, nur aber deshalb so schwer, weil er mir erschlafft erscheint, ohne Interesse für Stu-

dien, für Arbeiten, für die großen Kämpfe, die auf dem Gebiet des Glaubens, der Wahrheit, des Rechts vor unsern Augen stattfinden. So war St. Augustinus nicht, mein Sohn! der versank nicht in stumpfe Unthätigkeit als er zweiundzwanzig Jahre zählte; dem waren die großen Fragen seiner Zeit nicht gleichgültig; der schmachtete und rang nach Wahrheit inmitten seiner irdischen Freuden; der lebte lehrend und lernend in großer anhaltender geistiger Arbeit. Wo ein solches inneres Feuer ist, kann es eine himmelshohe Flamme geben, wenn es einen nährenden Stoff bekommt. Steht es so mit Telesphor?"

„Wie bist Du vom Himmel gefallen, schöner Morgenstern" — so möchte ich immer mit dem Propheten um ihn klagen," sagte Franz Seraph.

„Wie selten kommt er zu uns!" fuhr sie fort, „Einmal in drei Wochen! und wie spricht er! nie bekennt er Farbe, nie weiß man wie er gesinnt ist, was er glaubt und denkt. Hörtest Du wie er neulich den Wahlspruch des alten Montaigne „Was weiß ich?" — so hoch pries?"

„Der schmerzliche Blick, den mein Onkel auf ihn warf, ging mir durch's Herz," sagte Franz Seraph.

„Hat denn diese schreckliche Person ihm noch

immer nicht den Laufpaß gegeben? Amelie behauptet ja, daß Alfred Verden bei ihr in Gnaden sei."

„Er geht mir aus dem Weg und treffen wir uns zufällig, so spricht er von Wind und Wetter."

„Ja, Alles was zu Cronenstein gehört, ist ihm lästig — das fühlt man; er ist nicht mehr zu Hause weder bei alten Freunden noch in der guten Gesellschaft, und das ist ein furchtbares Unglück für einen jungen Mann. Welche Erfahrung machst Du an ihm mein Sohn! Telesphor, der Dein Freund und Dein Vorbild war, dient Dir jetzt zum warnenden Beispiel, denn er richtet seine Gegenwart und seine Zukunft zu Grunde."

So stand es allerdings mit Telesphor. Die Freundeshände, die sich nach ihm ausstreckten, um dem gefährlich Schwimmenden an das rettende Ufer zu helfen, wies er ab. Ihm lag nichts an Freunden, nichts an Eltern, nichts an Verwandten: das Alles verschwand vor Lisa Rink. Sie machte inzwischen reißende Fortschritte in der Eitelkeit, der Selbstsucht, der Koketterie. Der Boden, worauf sie lebte, die Luft, welche sie einathmete, waren so recht das Treibhaus um jene Giftpflanzen gewaltig zu entwickeln. Ein Gegengewicht gab es nicht in ihr. Sie besaß keine Bildung, keine Kenntnisse, keinen überlegenen Verstand, keine religiösen Grundsätze,

durch welche sie die Einflüsse hätte abschwächen können, die auf sie einstürmten. Durch ihr ganz spezielles Talent für das Lustspiel war sie auf einen gewissen Kreis von Darstellungen angewiesen, in welchen der Ausdruck edler Empfindungen, großer Wahrheiten, ernster Gedanken keinen Platz hat. Ihre Rollen hatten nur mit dem Gefallen, oder richtiger gesagt, mit dem Bethören zu thun, und da sie sehr jung war, wurden ihre Rollen ihr zur Lebensgewohnheit. Versetzte sie die Leute durch ihre Koketterie auf der Bühne in Entzücken, weshalb sollte nicht das Nämliche ohne die Bühne mit demselben Glück zu versuchen sein? und was sollte sie davon zurückhalten? — Sie versuchte es und selbstverständlich mit dem glänzendsten Erfolg.

Der Mensch verähnlicht sich dem Gegenstand seiner Liebe: das liegt in seiner Natur. Was die Heiligen bildet ist die Liebe zum Heiligsten; was die Charaktere erniedrigt, ist die Liebe zum Niedrigen. Telesphor liebte Lisa Rink und all' seine schönen und guten Fähigkeiten gingen nach einander zu Grunde. Es war als zerreiße ihre Hand eine Perlenschnur und jede einzelne Perle rolle in den Staub. Sie ließ ihn noch immer von Liebe reden und träumen; — warum nicht? gehörte es nicht zu ihrer Lebensaufgabe, die Männerwelt zu besiegen? wäre es nicht eine Beleidigung gewesen,

wenn er früher müde geworden wäre sie anzubeten, als sie, sich anbeten zu lassen?

„Dieser Tropf! dieser Herzog! ich kann ihn nicht ohne Aerger in Deiner Nähe sehen," sagte Frau Rink, „denn dieser Platz kommt ihm nicht zu."

„O Mutter, sei doch nicht so undankbar!" entgegnete Lisa gleichmüthig: „er hat mich geliebt in meiner Armuth, weshalb soll er mich nicht in meinem Glanz lieben?"

„Weil er nicht glänzend ist," erwiderte Frau Rink unmuthig: „er ist weder reich noch angesehen, er ist kein Prinz, kein Künstler, kein Zeitungsschreiber, er ist nicht einmal ein Lieutenant, der mit dem Säbel rasseln oder mit den Sporen klirren kann, was doch wenigstens Aufsehen macht, wenn auch kein Ansehen gibt; er ist nichts als ein armer Student, der nicht vorwärts kommt, der es zu nichts bringt." —

„Warte nur bis sein Lustspiel fertig ist, Mutter! da wird er vielleicht ebenso beklatscht, hervorgerufen, mit Blumen überschüttet werden wie ich."

„Ewig schreibt er schon an diesem Lustspiel," sagte Frau Rink mürrisch: „ich erwarte nichts Gutes davon — es wird gewiß ausgepfiffen. Sollte das geschehen, Lisi, so mußt Du ihn in's Pfefferland schicken! ja, das mußt Du."

„Kein Mensch muß müssen" sagt .... ich weiß

nicht wer, Iffland oder Kotzebue . . . . irgend einer von den alten Berühmten, doch nicht Schiller, das weiß ich!" entgegnete Lisa: „kein Mensch muß müssen und folglich, Mutter, kenne ich das Wörtlein muß nicht, denn ich mache Anspruch darauf, Mensch zu sein und kein Automat."

Sie trat vor einen hohen Spiegel hin und machte verschiedene Bewegungen des Kopfes, der Arme und Hände, die freilich sehr anmuthig und nichts weniger als automatenhaft steif und ungelenk waren.

„Unbegreiflich!" sagte Frau Rink geärgert: „die reichsten, vornehmsten Herrn, sogar ein Prinz — ein wirklicher, eine königliche Hoheit! — huldigen Dir und Du gibst Dich noch immer mit diesem Tropf ab, als ob Du Lisi Putzmacherin im dritten Stock wärest."

„Mutter!" sagte Lisa schneidend, „ich habe Predigten nicht gern. Ich sehe die Leute, die ich sehen will, und es demüthigt mich gar nicht, wenn darunter Jemand ist, der mich als die arme Lisi gekannt hat. Im Gegentheil! . . . . es ist mir lieb! es erinnert mich daran, welch' ein ungeheures Genie ich bin und was ich im Lauf eines Jahres für mich, für Dich, für meine Brüder geleistet habe. Gehen denn die Buben in die Schule? lernen sie tüchtig?"

„Philipp spricht nur davon Schauspieler werden

zu wollen," entgegnete Frau Rink kleinlaut, da ihre Tochter sie in dieser unfreundlichen Weise erinnerte, auf wem die Existenz der Familie ruhe.

„Der dumme Bub'!" versetzte Lisa übellaunig: „als ob man Schauspieler werden könnte, wie man Schuster und Schneider wird! Nun und der Gabriel .... wie steht's mit dem?"

„Er ist fleißig und brav, allein es fehlt ihm etwas an Verstand."

„Schau' Mutter," sagte Lisa besänftigt, „Dein einer Sohn mag nichts lernen und Dein anderer Sohn kann nichts lernen. Sei Du also froh, daß Du die Lisi hast und langweile sie nicht, denn nichts ist ihr so zuwider als Langweile. Ich habe nun einmal ein gewisses Gefühl für den Telesphor; ist es Mitleid, ist es ein Rest von Dankbarkeit, ist es Freude an seiner grenzenlosen Liebe — ich weiß es nicht! aber es ist nun einmal so .... ich mag ihn nicht zurückstoßen. Daß ich nicht einfältig genug bin auf seine Heirathsgedanken einzugehen, wirst Du mir zutrauen."

Die Thür ging auf und Graf Alfred Verden trat mit einem andern jungen Mann ein.

„Fräulein Lisa," hub er an, „hier bringe ich Ihnen Jemand, der in ein Land geht, wo es von Venus- und Hebe-, von Musen- und Graziengestalten wimmelt. Da sie aber von Marmor sind, so

möchte er zuvor Fräulein Lisa kennen lernen, die all' jene Vorzüge in ihrer Person vereinigt und tausend andere hinzufügt, z. B. den, nicht von todtem Stein zu sein. Ich habe also die Ehre Ihnen meinen Freund und Vetter vorzustellen, der nebenbei Ihr Geistesverwandter, ein Kunstgenie ist — den Herrn von Strahl."

„Welcher Kunst haben Sie sich gewidmet?" fragte Lisa und betrachtete mit einiger Ueberraschung Franz Seraphs ruhige edle Erscheinung, die einen großen Gegensatz zu den faden, von ihrer eigenen Hohlheit aufgeblasenen Figuren ihrer gewöhnlichen Gesellschaft bildete.

„Ich bin Bildhauer," erwiderte Franz Seraph.

„Das muß eine schwere Kunst sein! aber Sie werden doch nicht vor dem Pferderennen abreisen?" sagte Lisa.

„Mitte Juni findet es statt ... nicht wahr?" fragte Franz Seraph.

„Da hören Sie den Unglücklichen!" rief Graf Alfred: „er weiß nicht genau, daß es Mitte Juni stattfindet. Wenn Sie ihn examiniren über die Rennpferde und deren Besitzer — totale Unwissenheit!"

„Ich freue mich unbeschreiblich zu diesem Pferderennen," sagte Lisa.

„Ist es das erste dem Sie beiwohnen?“ fragte Franz Seraph.

„Doch nicht! ich sah es im vorigen Jahr; allein ich kenne jetzt einige Besitzer der Rennpferde, ich weiß wie deren Sieg ihnen am Herzen liegt und folglich interessire ich mich ungeheuer dafür.“

„Engel von Güte!“ sagte Graf Alfred gerührt: „darf man fragen für wen Ihr Interesse am lebhaftesten ist?“

„Warum nicht! für Prinz Xaver und seinen Morgenstern.“

„Das finde ich höchst ungerecht und um mich zu rächen werde ich Ihnen sagen, daß Prinz Xavers Renner nicht „Morgenstern“ heißt, sondern „Morningstar.“

„Da ich nicht englisch verstehe hat Prinz Xaver selbst mir diese Uebersetzung gegeben.“

„Ganz richtig! doch wenn Sie vom Morgenstern reden, so ahnt Niemand, daß Sie Morningstar meinen. Wollte Jemand Sie Fräulein Elisabeth nennen, so würde es etwas ganz anderes, etwas Fremdes, Kaltes, Steifes, Todtes sein und nichts von dem Zauber haben, den man ahnt, sobald man nur hört Fräulein Lisa. Ungefähr so, doch natürlich im unermeßlichsten Abstand, ist es auch mit dem Morningstar.“

„Gut! ich werde es mir merken; ich bin gelehrig,“ sagte Lisa und wendete sich mit der Frage an Franz Seraph „ob er fleißig das Schauspiel besuche.“

„Sehr selten,“ versetzte er, „meine Zeit ist beschränkt.“

„Welche Entbehrung!“ sagte sie mitleidig und fragte den Grafen Alfred: „Wie gefiel Ihnen vorgestern meine Rolle auf der Hofbühne?“

„Ich beklagte die Verwegene, die eine Rivalität mit Ihnen beginnt.“

„Es kam mir vor, als stelle ich die Rolle viel einfacher, viel natürlicher dar.“

„Gewiß, Fräulein Lisa! Ihre entzückende Naivetät ist unnachahmlich.“

„Mein Onkel gibt mir zuweilen den Rath recht viel in's Schauspiel zu gehen um andere Schauspieler zu studiren, damit ich nicht einseitig werde. Allein ich finde dabei viel mehr zu tadeln als zu loben .... und nichts zu lernen; denn ich spiele aus mir selbst heraus, nach meiner Eingebung und das stimmt nicht mit der fremden Auffassung überein.“

„Bleiben Sie doch nur bei Ihrer Art! darin sind Sie vollkommen .... und das Vollkommene schließt die Einseitigkeit aus.“

„Sind Sie auch der Meinung?“ sagte Lisa zu Franz Seraph.

„Nicht immer trifft die Behauptung zu,“ erwiderte er; „ja, man hat merkwürdige Beispiele vom Gegentheil.“

„Da wäre ich doch neugierig!“ rief Alfred.

„In Bern lebte vor ein paar Generationen der berühmte Katzenmaler Mint. Er malte Katzen und Kinder in tausend Spielen, Bewegungen, Gruppen und Stellungen so frisch, so lebendig, so der Natur abgelauscht, daß es unmöglich ist, seine Blätter zu betrachten ohne sich erheitert zu fühlen und ohne sein Talent zu bewundern. Allein es war durchaus eine Spezialität. Es beschränkte sich auf Kinder und Katzen. Darüber hinaus ging es durchaus nicht und nur für sie hatte er Interesse. Für alles Uebrige fehlte ihm dermaßen das Verständniß, daß man ihn einen halben Cretin nennen mußte. Trotz dessen sind seine Kinder- und Katzengruppen unvergleichlich.

„Das ist unleugbar eine höchst einseitige Vollkommenheit,“ sagte Lisa lachend.

„Und ein ganz colossales Schicksal, von allen Organen des Gehirns keines zu besitzen, als das der Katzenmalerei!“ rief Graf Alfred.

„Vergiß nicht die Generalprobe, Lisi, es wird Zeit sein,“ sagte Frau Rink, die sich nie in das

Gespräch mischte, sondern mit einer Handarbeit im Fenster saß und jeden Besuch schon von fern kommen sah.

„Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise zu den Marmorbildern," sagte Lisa etwas spitz zu Franz Seraph und erhob sich um der Mahnung der Mutter zu folgen.

Als beide junge Männer auf der Straße waren, brach Alfred aus:

„Weshalb Du zu Lisa Rink gegangen bist, das wird mir ewig ein Räthsel bleiben. Nicht ein Wort der Bewunderung sagst Du ihr; nicht eine ihrer Rollen nennst Du ihr; von einem blödsinnigen Katzenmaler erzählst Du ihr .... Mensch! schickt sich das für einen Gentleman, der immer den Ton der Personen treffen muß, in deren Gesellschaft er sich befindet! Hätte ich Dein Benehmen ahnen können — nie hätte ich Dich zu ihr geführt, denn Du machst mir wahrhaftig keine Ehre. Was wolltest Du eigentlich bei ihr?"

„Sie in der Nähe sehen und hören," antwortete Franz Seraph gleichmüthig.

„Ohne alle Nebenabsicht wolltest Du das?"

„Ich wollte gern wissen, ob sie das große Genie ist, das man aus ihr machen möchte."

„Nun was hast Du ergründet?"

„Auf der Bühne mag sie es sein; ich sah sie nur zweimal und das genügt nicht für ein gründliches Urtheil. In ihren vier Wänden macht sie mir den Eindruck einer sehr hübschen, sehr oberflächlichen, sehr koketten Person, die so recht das ist, was leere und blasirte Männer, z. B. einen Prinz Xaver unterhält. Für Dich thut es mir leid, denn Du nimmst die Gewohnheit des faden Geschwätzes an — und was hast Du davon?"

„Du bist ein Kamtschadale oder ein ähnliches nordpolbewohnendes Wesen," versetzte Alfred, „da Du Lisa Rink zum Gegenstand psychologischer Studien machst."

„Ja, das ist so meine Art," sagte Franz Seraph gelassen und er trennte sich von Alfred, ging wieder die Straße hinauf und trat bei Telesphor ein.

„Ah, sieh da!" rief dieser ihm entgegen, „Du kannst mir Glück wünschen! mein Lustspiel ist fertig."

„Die Arbeit scheint Dir Mühe gemacht zu haben, Du siehst angegriffen aus und Deine Arzenei will mir nicht gefallen," erwiderte Franz Seraph und deutete auf ein paar leere Champagnerflaschen.

„Am Tage hatte ich keinen Animo, hatte andere Beschäftigungen; aber die Nacht und der Champagner regten mich an, gaben mir die rechte Stimmung.

Ich hoffe das Stück kommt nächstens zur Aufführung und wenn es gefällt, so bleibe ich auf dieser Bahn.“

„Ist es ein feines Lustspiel?“ fragte Franz Seraph, „so eine Art von „Donna Diana?“

„Das nicht! es trägt den Paletot unserer Zeit, der nun einmal beliebt ist, wie der Regisseur Rink sich ausdrückt.“

„Wenn es aber nicht gefällt — was dann?“

„Lisa spielt die Hauptrolle: folglich wird es gefallen.“

„Nun laß Dich wieder bei Florestine sehen, da Du mit Deiner Arbeit fertig bist, Teles. Wir sind nur noch kurze Zeit Alle beisammen .... dann gehe ich nach Rom und wer weiß wie und wann und ob wir uns wiedersehen.“

„Ja ja! ich werde kommen .... sage ihnen Allen meinen besten Gruß! jetzt aber muß ich mein Manuscript dem Regisseur Rink vorlegen.“

Franz Seraph sah mit Schmerz, daß Telesphors ganze Seele sich von seinen alten Freunden abgewendet hatte und er bekam den Eindruck als ob sich ihre Wege für immer trennten.

„Ist endlich Ihr Opus fertig?“ sagte Herr Rink als Telesphor ihm das Manuscript gab: „hat das Sprichwort: Was lange währt wird gut —

diesmal recht, so bringen Sie mir etwas sehr Vortreffliches."

Mit einem schnellen Blick, der die Gewohnheit des Prüfens hatte, blätterte er darin, während Telesphor verschiedene Wünsche über die Besetzung des Stückes und die baldige Aufführung aussprach. Der Rigisseur unterbrach ihn zuweilen durch einen Ausruf:

„Kein fließender Dialog! .... — Hahaha! das ist nicht übel! .... — Die Szene ist schleppend! .... — Das ist zu stark .... zu frech! — Nein, das geht nicht," sagte er plötzlich ganz barsch: ich habe Ihnen gesagt im Paletot müsse das Lustspiel auftreten, nicht aber im Hemd."

„Ich werde alle Aenderungen vornehmen, die Ihnen nöthig scheinen," antwortete Telesphor: „mir fehlt die Bühnenkenntniß, ich verlasse mich auf Sie."

„Das ganze Ding kommt mir wie ein mühsames Machwerk vor, nicht wie ein glücklicher Wurf! nun, wir wollen sehen was sich daraus machen läßt."

Er behielt es einige Tage, ging es genau durch, gab verschiedene Veränderungen an, schüttelte auch über diese den Kopf und sagte mißmuthig:

„Geben Sie es auf, Herr! das Ding ist ein Krüppel und bleibt ein Krüppel, der nimmermehr frischweg über die Bühne marschiren kann."

„Sie wollen nicht zugeben, daß es mir gelungen sei eine glückliche Rolle für Lisa zu schreiben!“ brauste Telesphor auf.

Beide geriethen in lebhaften Wortwechsel. Der Regisseur stürmte zu Lisa.

„Schatz! nun ist es hohe Zeit Dir den Patron vom Halse zu schaffen!“ sagte er wüthend.

„Welchen?“ fragte Lisa gelassen.

„Welchen! zum Geier, den Herzog!“

„Was hat er verbrochen, Onkel?“

„Ein Lustspiel hat er geschrieben“ .... —

„Ist es fertig? endlich! er sagte immer es müsse noch gefeilt werden! Nun bin ich froh!“ Sie klatschte vergnügt in die Hände.

„Spare Deinen Beifall, Schatz! .... Ja, es ist fertig und nach Möglichkeit gefeilt. Aber das Ding ist aus dem FF, nämlich fade und frech, wie das Publikum es nicht verträgt, d. h. die Frechheit schon, doch nicht die Fadheit.“

„Sei unbesorgt, Onkel! spiele ich, so ist das Publikum immer entzückt.“

„Ich sage Dir, das Machwerk ist nicht des Ausschreibens der Rollen werth. Es macht fiasco und Du ebenfalls.“

„Ich — fiasco!“ rief Lisa und schnellte in die Höhe wie eine kleine gereizte Schlange. „Du faselst, Onkel! — ich erkläre Dir hiemit feierlich und un-

widerruflich: das Stück wird ohne Zögerung einstudirt und aufgeführt. Geschieht das nicht, so trete ich schon in diesem Sommer meine Gastrollen auf fremden Bühnen an — und Du wirst dann erleben, was diese Bühne ist ohne mich."

„Zum Kuckuck mit den eigensinnigen Weiberköpfen!" polterte der Regisseur.

„Schau Onkel!" rief Lisa lachend, „hätten wir nicht unser bischen Eigenwillen, womit sollten wir uns vertheidigen gegen die Tyrannei des starken Geschlechts."

„Ei was starkes Geschlecht!" sagte Herr Rink ärgerlich: „ich spüre nichts von dieser Stärke. Ich bin ein Dummkopf, der noch immer nicht gelernt hat mit Comödiantinnen umzugehen."

„Onkel!" rief sie drohend.

„Ja, Liserl, wahr bleibt wahr. Ich weckte durch meinen scharfen, aber gerechten Tadel Deinen Widerspruchsgeist und beging das Majestätsverbrechen an Deiner Allgewalt zu zweifeln; dafür muß ich jetzt büßen, theils in Bezug auf die Casse — theils in meinem Ruf als Regisseur, der ein solches Stück annimmt."

„Ist mir Alles ganz gleichgültig, Onkel! Du weißt was ich will."

Und ihr Wille geschah. Das Stück wurde nicht blos schleunigst eingeübt, sondern auch mit großem

Lobpreis angekündigt, als die Erstlingsfrucht eines jungen Genies. Denn Lisa setzte ihre ganze Eigenliebe daran, daß es durch sie triumphire. Die Theater-Rezensenten, die pflichtschuldigst der Sonne der Bühnenwelt huldigten, mußten auf ihren Antrieb einen Chor der Bewunderung über ein Product anstimmen, das ihnen völlig unbekannt war. Diese lobenden Stimmen hatten ihre Wirkung: die schöne Welt, die sich für das Schauspiel interessirt, sprach mit gespannter Erwartung von dem reizenden Lustspiel, das in Aussicht stehe und das durch einen Ungenannten eigens für Lisa Rink berechnet und geschrieben sei. Der Eine sagte, dieser Ungenannte sei ein junger Herzogssohn, der da studirt, wo Lisa früher gelebt habe. Der Andere sagte, Lisa sei verlobt mit einem Landprediger in ihrer Heimat und dieser habe das Lustspiel verfaßt. Herzogssohn wie Landprediger waren, Jeder in seiner Art, recht merkwürdig als Theaterschriftsteller und mit lebhafter Ungeduld sah man dem großen Tage der Aufführung und der Enthüllungen, welche er wahrscheinlich bringen werde, entgegen. Ehe er kam war Franz Seraph bereits nach Italien und seine Mutter mit seinem Onkel nach Cronenstein abgereist. Telesphor hatte sich kaum die Zeit genommen ihnen Lebewohl zu sagen.

Graf Lauingen wollte den Schluß der Kammern abwarten, bevor er nach Seeheim ging. Auch er

hatte viel von dem neuen Lustspiel gehört und da Florestine sich ebenfalls, ganz gegen ihre Gewohnheit, für dasselbe interessirte, so nahm er eine Loge, die man wochenlang vor der Aufführung bestellen mußte. Florestine wußte durch Franz Seraph wer der Verfasser sei; allein sie schwieg um erst den Erfolg abzuwarten.

Amelie Verden war eine in ihrer Art eben so begeisterte Verehrerin Lisa Rink's als ihr Schwager Alfred; sie nahm die naiven Rollen, die Lisa meisterhaft gab, für baare Münze.

„Ist es nicht lieblich, nicht ganz idyllisch und ihrem unschuldigen Wesen entsprechend, daß sie die Braut eines poetischen Landpredigers ist?“ sagte sie zu Florestine, als sie den gemeinsamen Theaterbesuch verabredeten.

Lauingen lachte hell auf und erwiderte:

„Amelie, blamiren Sie sich nicht! eine Idylle mit Prinz Xaver ist mir viel einleuchtender, als mit einem Landprediger.“

„Das sage ich meiner Frau alle Tage,“ sagte Graf Verden: „umsonst! sie trennt nicht Kunst und Natur in der Schauspielerin.“

„Ihr seid Beide Gegner dieses bezaubernden Geschöpfs!“ rief Amelie.

„Gar nicht!“ versetzte ihr Mann: „ich finde sie charmant auf der Bühne; allein es scheint mir

etwas gewagt und mindestens sehr überflüssig diese Bewunderung auf ihr Privatleben zu übertragen."

Selbstverständlich war Amelie nicht bekehrt. Sie gehörte zu den Personen, die beständig einen Gegenstand haben müssen für den sie mit blinder Begeisterung eingenommen sind; — das liefert den Stoff zu endlosen Gesprächen.

Der ersehnte Abend kam. Lauingen mit seiner Frau und seiner Mutter, Amelie mit ihrem Mann und ihrem Schwager saßen in gespannter Erwartung in ihrer Loge. Das Haus, ohnehin nicht groß, war überfüllt; die Hitze zum Ersticken.

„Ein schreckliches Vergnügen an einem Juniabend," sagte Florestine zu ihrem Mann.

„Du hast es gewünscht, liebes Herz," versetzte er.

„Gewiß!" versetzte sie lächelnd: „es scheint, der Zauberbann hat auch mich ergriffen und hergezogen."

Aber der Scherz, der auf ihren Lippen lag, war nicht in ihrem Herzen. Sie dachte an den Telesphor ihrer Jugend, an den Maiabend unter den knospenden Linden, wo Telesphor so freudig erklärt hatte, die Theologie sei seine ausschließliche Liebe; wo er so sehnsüchtig gewünscht hatte für Tausende die Lehren der ewigen Wahrheit zu verkündigen; — und jetzt, nach drei Jahren, war eine

Schauspielerin seine ausschließliche Liebe und Tausende waren versammelt um sich an den Possen der Thorheit zu ergötzen, die er an ihnen vorüber führte. In diesen drei hochwichtigen, meistens das ganze Leben bestimmenden Jahren, war er in ein schauerliches Labyrinth gerathen; und hielt er denn noch den zarten Faden fest, der ihn wieder hinausführen konnte? war seine Seele nicht bereits eine Ruine ohne hohe Bestrebungen, ohne idealische Hoffnungen, ohne reine Liebe, ohne festen Glauben? — Eine unbestimmte Beklommenheit preßte ihr Herz zusammen. Ihr war zu Sinn, als solle sie etwas Schreckliches erleben.

Der Vorhang rauschte, die Darstellung begann.

Das Stück war so wie es sich von Jemand erwarten ließ, der ohne Talent für dies Fach, das Gehirn durch geistiges Getränk überreizt und im halbtrunkenen Zustand schreibt: es schwankte zwischen Langweiligkeit und Ausgelassenheit hin und her. In der dritten Scene trat Lisa auf. Sie wurde mit jubelndem Beifall empfangen, allein während der Scene selbst war er schwach und nur bei ihrem Abgehen erhob er sich wieder zum Sturm: ein deutliches Zeichen, daß er nur ihr galt. Am Schluß des ersten Aktes versuchten Lisa's Trabanten, zufolge des Tagesbefehls der Herrin, lebhaften Applaus anzuregen, allein

die große Masse des Publikums blieb theilnahmlos.

„Es ist doch im Grunde ein Skandal, daß wir in ein solches Stück gehen," sagte Gräfin Lauingen, Oswalds Mutter.

„Wer konnte so etwas von einem idyllischen Landprediger erwarten!" sagte Oswald lachend zu Amelie.

„Mir macht es den Eindruck, als sei es in einer Wachtstube ausgeheckt," setzte Graf Verden hinzu.

„Unbegreiflich, daß sich die Lisa zu einer solchen Rolle hergibt," sagte Amelie bestürzt.

„Sie ist immer ein Engel," versicherte Alfred Verden, „und sie bleibt ein Engel."

„Auch nach dem Fall . . . . des Stücks!" ergänzte sein Bruder.

Florestine schwieg mit thränenschwerem Herzen. Der zweite Akt übertraf den ersten. Die Intrigue spann sich noch langweiliger fort und zum Ersatz dafür wurden die Situationen, die Witzworte noch zweideutiger. Lisa wurde beklatscht, aber während der Scenen, wo sie nicht auf der Bühne war, begann das Publikum unruhig zu werden. Am Schluß des zweiten Aktes herrschte tiefe Stille und als sich ein leises Beifallszeichen der Trabanten hervorwagte, erstarb es vor einem kräftigen Zischen.

Florestine ertrug es nicht mehr. Sie sagte blaß und zitternd zu ihrem Mann:

„Lieber Oswald, ich ersticke in dieser Luft. Bitte, bringe mich zum Wagen."

„Ich begleite Dich, Flore!" sagte ihre Schwiegermutter, „neben dem Skandal auf der Bühne wird nächstens auch einer im Saal entstehen."

Lauingen führte Beide zum Wagen und kehrte in die Loge zurück. Florestine wäre lieber allein gewesen um sich ausweinen zu können; jetzt unterdrückte sie ihre Thränen und klagte nur über unausstehliche Hitze. Inzwischen begann der dritte und letzte Akt, der den zwei ersten die Krone aufsetzte und ein solches Mißfallen erregte, daß nicht einmal Lisa's Erscheinen die wachsende Unruhe beschwichtigte und daß kaum das letzte Wort gesprochen war, als auch schon der Tumult des Zischens, Pochens, Pfeifens, Stampfens tobend ausbrach. Lauingen fuhr mit Graf und Gräfin Verden zu Florestine; Alfred eilte zu Lisa.

„Dies war ja ein furchtbares Vergnügen!" seufzte Amelie im Wagen; „wer hätte sich so etwas träumen lassen!"

„Warum geht aber auch solchem gemeinen, erbärmlichen Machwerk der Ruf einer Kunstschöpfung vorher!" sagte Verden unwillig.

„Wer nur der unglückliche Autor ist! ......

und wie ihm zu Muth sein mag," sagte Lauingen.

Sie fanden Florestine und ihre Schwiegermutter ruhig am Theetisch und sogar Amelie gestand ein, daß es doch im Grunde angenehmer sei sich mit lieben Freunden zusammen zu finden, als die Strapazen der öffentlichen Vergnügungen zu genießen.

„Ich bin fest überzeugt, daß sie einen gewissen allgemeinen Blödsinn über die Menschheit verhängen, diese Lust- und Trauerspiele, diese Opern und Melodramen, diese Possen und Ballets," sagte Graf Verden: „Menschen, die tagtäglich drei bis vier Stunden nichts als Aug' und Ohr für die Figuren und das Gerede der Bühne sind, müssen nach einer Reihe von Jahren beträchtlich an Verstand abgenommen haben."

„Das ist eine traurige Aussicht für uns, die wir häufig das Theater besuchen," sagte Amelie zu Gräfin Lauingen.

„Starke Geister machen davon eine Ausnahme," versetzte diese lachend; „nicht wahr, Amelie? Aber Graf Verden hat gewiß nicht ganz unrecht. Junge Leute, die für äußere Eindrücke sehr empfänglich sind, bilden Urtheil und Ansichten nach jenen, die ihnen täglich drei Stunden lang bald hochtrabend, bald trivial, gestern durch Gesang, heute durch Tanz,

morgen durch Worte gepredigt werden — und durch welche Prediger!!"

„Was vermag gegen diese Sorte ein Professor auf seinem Catheder!" sagte Graf Verden: „studirt ein junger Mensch sechs Stunden täglich recht fleißig und besucht er dann jeden Abend drei Stunden das Theater: so machen ihn diese entsetzlich gleichgültig gegen jene, und geben ihm lauter verkehrte Vorstellungen von Welt und Leben, von Freuden und Glück."

„Man wird aber doch recht gleichgültig dagegen, sogar in der ersten Jugend," entgegnete Oswald.

„Einige werden es zu rechter Zeit inne, daß sie dadurch geistig oder sittlich verkümmern könnten," antwortete Graf Verden: „Andere werden es inne, wenn in Folge dieser beständigen Aufregung böse, stärkere Leidenschaften erwachen; aber sehr Vielen wird das Theater zur Gewohnheit, zum Bedürfniß — und wer es so weit gebracht hat, bei dem haben Verstand und Vernunft Rückschritte gemacht: das lasse ich mir nicht nehmen."

„Und doch heißt es das Theater sei ein Mittel zur allgemeinen Bildung," warf Amelie ein.

„Bildung, allgemeine Bildung, ist heutzutage eine Parteiphrase," versetzte ihr Mann: „bevor man in sie einstimmt, muß man genau wissen wer bil-

den will, wer gebildet werden soll, und zu welchem Zweck diese Bildung dienen soll. Wir besitzen in Hülle und Fülle, und in allen möglichen Zweigen Professoren des Unglaubens und der Gottlosigkeit, die ganz frech behaupten, ihre Lehren verbreiteten wahre Bildung. So machen es auch Journalisten, die von Theaterberichten leben. Sie schreiben in die Welt hinein das Theater verbreite allgemeine Bildung; und da die Sündflut von Tagesblättern mit ihrem Geist, ihrer Schärfe, ihrer Feinheit und Tiefe jedes eigene Urtheil des lesenden Publikums überflüssig macht: so lallt dieses besinnungslos nach, was es eben gelesen hat."

„Du bist in geharnischter Stimmung gegen dies Mittel zur allgemeinen Bildung," sagte Oswald, „schade daß wir nicht jemand haben, der dessen Vertheidigung übernimmt."

„Ein Stück wie das heutige macht mich nicht dazu geneigt," versetzte Amelie.

„Ehe Du Dich überhaupt darauf einließest," entgegnete ihr Mann etwas scharf, „würde ich Dich bitten, die Frage zu erwägen: wünschest Du, daß deine Söhne so werden, wie mein guter Bruder Alfred und wie die Legion, zu welcher er gehört? — Schwerlich! Deine mütterlichen Ideale werden höher liegen. Und wo sucht und schöpft er seine

Bildung? — im Theater und was damit zusammenhängt!"

Die Thür ging auf, Alfred trat ein, höchst aufgeregt.

„Ihr sitzt hier ruhig, trinkt Thee und genießt Gefrornes, während ich eine entsetzliche Scene erlebt habe!" rief er; „eine ganz ungeahnte Scene!"

„Beruhige Dich und dann erzähle Alles, was an Mord und Todtschlag vorgefallen ist," erwiderte Oswald und reichte ihm eine Schaale mit Gefrornem.

„Mord und Todtschlag ist nicht vorgefallen, aber etwas viel Schrecklicheres," versetzte Alfred.

„Doch keine Revolution?" fragte Gräfin Lauingen erbleichend.

„Oder eine Feuersbrunst?"

„Oder der Einsturz des Theaters?"

„Oder der Einsturz des Himmels?" setzte Graf Verden spöttisch hinzu.

„Beinah hast Du es getroffen, Bruder!" antwortete Alfred.

„Einsturz des Himmels? Unsinn!" rief Amelie.

„Aber, bester Graf, wem ist denn dies große Unglück widerfahren?" fragte Florestine, die bei dem vorhergehenden Gespräch schweigend und in ihr Theegeschäft versenkt sich verhalten hatte, weil

ihre Gedanken bei Telesphor waren und auch jetzt ihn im Hintergrund hatten.

„Mir, Gräfin Flore, mir ist es widerfahren!“ erwiderte Alfred und nahm eine zweite Schaale mit Gefrornem, während sich die allgemeine Spannung in Lachen auflöste.

„Gräfin Flore, ich wende mich an Sie,“ fuhr er fort, „Sie werden mich am Besten verstehen.“

„Jetzt wird die Sache interessant!“ rief Oswald, während Florestine, immer im Hinblick auf Telesphor, mit heimlicher Angst das Weitere erwartete.

„Nicht wahr?“ sagte Alfred, „wenn unsere Ideale zu Grunde gehen, so nennt man das einen Sturz aus dem Himmel .... Nun, diesen Sturz hab' ich gethan, denn ich habe einen Engel verwandelt gesehen — in eine Furie! Nach dem schmählichen Ende des schmählichen Produktes stürzte ich zu Lisa Rink und fand sie in einem ganz fabelhaften Zorn .... ich möchte sagen, in Wuth. Es standen Thränen in ihren Augen, aber sie weinte nicht, sie war dem Ersticken nah. Sie ballte zuweilen krampfhaft die Hände, ging hin nnd her, stand wieder still, stampfte mit dem Fuß und wiederholte unaufhörlich: Der Elende! der Tropf! seinetwegen bin ich beschimpft! nie soll er sich vor mir sehen lassen! ich hasse, ich verabscheue ihn! —

So ging das fort. Ich wollte sie trösten, ihr begreiflich machen, daß nicht ihr das Zischen gegolten habe. Schweigen Sie! rief sie zornig; ich weiß das Alles! aber wenn ich in Scene bin, soll man wenigstens ruhig sein. — Ihr alter Onkel, der Regisseur, sagte kaltblütig: An dem ganzen Spektakel bist Du selbst Schuld, Liserl! warum nimmst Du nicht von einem erfahrenen Regisseur Vernunft an! warum protegirst Du das saubere Machwerk! — Aus Mitleid that ich es! rief Lisa, und diese Schmach ist der Dank dafür! — Ich versuchte ihr etwas zu sagen; allein sie hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und rief: Schweigen Sie! schweigen Sie! all Ihr fades Geschwätz übertönt nicht den gellenden Pfiff, der mir noch immer das Ohr zerreißt. — Sie werden begreifen, Gräfin, daß diese Behandlung und dieser Anblick mich sehr ernüchterten. Ich erwiderte also, mein fades Geschwätz solle sie nie wieder belästigen; da antwortete sie: Das wird mir lieb sein! — und kehrte mir den Rücken zu. — Aus meinem Himmel gefallen zog ich mich zurück und suche mich jetzt zu fassen und zu trösten."

„Du solltest Dich schämen, Alfred, diese Albernheiten den Damen zu erzählen," sagte Graf Verden unwillig. „Aber freilich! . . . . guten Ton und Takt im Umgang kann man nicht bei Engeln ler-

nen, die sich hinter den Coulissen in Furien verwandeln."

„Du hast Recht!" erwiderte Alfred, „ich werde nicht mehr auf der Jagd nach Idealen sein. Sollte mir je bei einer Frau der Gedanke kommen, sie sei eine liebliche Fee, so will ich geschwind weiter denken: oder vielleicht eine Hexe."

Gräfin Lauingen brach auf; ihr waren diese rohen Manieren unerträglich. Man trennte sich. Als Florestine mit ihrem Mann allein war, brachen ihre verhaltenen Thränen hervor und sie sagte:

„Oswald! dies schreckliche Stück ist von Telesphor Herzog. Was können wir thun, um ihn auf andere Wege zu bringen?"

„Gar nichts," erwiderte Lauingen höchst verwundert über die ungeahnte Eröffnung.

„O sprich nicht so!" rief sie, „wenn wir uns jetzt nicht seiner annehmen, — wer soll es thun?"

„Du weißt, wie gern ich Deine Wünsche erfülle, Florette . . . . allein ich bekenne, daß ich gar keine Lust habe diesen Studenten oder Literaten oder was er sei! aufzusuchen. Er hat uns ja auch genugsam gezeigt, daß er sich in unserem Hause nicht behaglich fühlt. Ist er aber wirklich der Verfasser jenes Stücks, so finde ich sein Unbehagen zwischen uns sehr begreiflich und eben so wenig kann uns dann der Verkehr mit ihm zusagen."

„Franz Seraph hat mir vor seiner Abreise gesagt," erwiderte Florestine, „Telesphor habe ein Lustspiel geschrieben, das einstudirt und sehr gelobt werde, aber Telesphor habe es ihm nicht zeigen wollen und wolle auch vor der Hand anonym bleiben."

„Das begreift sich und ich wünsche ihm, daß er es immer bleibe. Tröste Dich, Flore! das Mißgeschick bringt ihn vielleicht zur Besinnung."

Allein Florestine tröstete sich nicht mit dieser unbestimmten Hoffnung. Sie schrieb einige Zeilen und als sie in der Frühe des nächsten Morgens in die Messe ging, warf sie selbst den Brief in den Briefkasten.

Gewitterwolken.

Telesphor war vernichtet: geknickte Hoffnungen, verwundete Eitelkeit, getrübte Aussichten, heimliche Beschämung — das Alles umringte ihn wie ein Schlachtfeld voll Leichen; aber es galt ihm nichts neben dem Schmerz, daß Lisa ihn von sich stieß. An dem verhängnißvollen Abend war er vor dem Schluß des Stücks, doch spät genug um sich über das fiasco nicht zu täuschen, aus dem Theater entflohen. Er brachte eine Nacht voll fieberhafter Trostlosigkeit zu und machte tausend Pläne, um diese Scharte auszuwetzen. Am nächsten Morgen erschien Herr Rink bei ihm und erklärte ihm mit dürren Worten, zwischen ihm und Lisa sei nunmehr Alles aus und vorbei; sie bedauere die Güte, die sie für ihn gehabt habe; sie hoffe er werde sie nicht mit seiner Erscheinung zu belästigen wagen; sie sei fest entschlossen ihn nicht wieder zu sehen.

„Ich habe Ihnen Alles vorhergesagt," setzte Herr Rink hinzu, „sowohl daß Sie nicht für Lisi

passen, als daß Ihr Geistesprodukt nichts taugt, denn ich habe Erfahrung; allein Sie waren wie unsinnig! Wer nicht hören will, muß fühlen, pflegt man zu sagen. Sie fühlen jetzt was das heißt, sich zwei ungeheueren Selsttäuschungen hingegeben zu haben; ich hoffe, sie dienen Ihnen zur heilsamen Warnung."

„Das hoffe auch ich," erwiderte Telesphor mit lautem und bitteren Lachen und geleitete ohne Weiteres Herrn Rink zur Thür hinaus.

Aber er fühlte sich vernichtet. Sein ganzes Schicksal, seine ganze Zukunft, seine schöne frische Jugend voll Thatkraft, Strebsamkeit und Energie, seine höchsten Ideale, seine tiefsten Empfindungen, ja seinen besseren Willen, sein Gewissen, seine Pflichten — Alles hatte er in wahnwitziger Leidenschaft einem Idol zum Opfer gebracht, das ohne Herz für ihn war. Welch ein gräßlicher Irrthum! welche furchtbare Verblendung! . . . . Und dennoch liebte er sie, das heißt, dennoch hing sie wie ein Vampyr an seinem Herzen und die Qual der Eifersucht übertraf weit, weit, jede andere Qual. Unfähig zu irgendeinem Entschluß, als ob er auf ein Ereigniß warte, das ihn zum Handeln bestimmen solle, stand er an seinem Fenster auf der Lauer, um zu sehen wer Lisa besuche. Dies war ihm so wichtig, daß er keine Minute seinen Wachposten verlassen

mochte und daß er sich durch Champagner in einer Erregung erhielt, die ihm die Spannung möglich machte.

Lisa verließ das Haus in drei Tagen nicht. Es hieß sie sei krank vor Zorn über das rücksichtslose Benehmen des Publikums und sie werde in längerer Zeit nicht auftreten, um es zu strafen. Am Abend des dritten Tages fuhr sie mit ihrer Mutter aus. Telesphor hielt dies für eine Spazierfahrt und verließ auf eine halbe Stunde seinen Wachposten, sah also nicht, daß bald darauf ein anderer Wagen kam, der die Kammerjungfer und beträchtliches Gepäck aufnahm und wegführte. Als aber Lisa nach zwei, drei Stunden nicht zurückkehrte, als ihre Fenster unerleuchtet blieben, packte ihn kaltes Entsetzen. Er wollte in ihre Wohnung stürzen, fragen wo sie geblieben sei. Gräßliche Angst hielt ihn zurück. Er ahnte man werde ihm die Antwort geben, sie sei fort — und das wollte er nicht hören. Er wartete und wartete. Wagen in Menge kamen gerollt und rollten vorüber. Mit einem jeden Wagen hob sich sein Herz voll athemloser Erwartung und sank bleiern in seine Brust wie in einen tiefen Abgrund zurück. Endlich aber kamen keine Wagen mehr; nur verspätete Fußgänger eilten vereinzelt vorüber. Dann hörten auch diese auf; vielleicht schlich noch ein dunkler Schatten, eine

Gestalt des Jammers und Elends, unter den Gaslaternen längs der Häuser fort. Die Stunden der tiefen Nacht, zwei, drei Uhr, sind unheimlich in einer großen Stadt durch die Vorstellung, daß jetzt nichts wacht als Alles, was zur Nachtseite des Lebens gehört: nagende Noth, Sünde, Verbrechen, Verzweiflung, ein hülfloser Kranker, ein trostlos Verscheidender, Sorge und Schmerz in tausend Gestalten. Das haben die alten Klöster gut begriffen, die in den ersten Stunden nach Mitternacht ihre Ordensleute beten ließen, um die Moder- und Pestluft der Welt durch den Weihrauch des Gebets zu reinigen.

Die Stunden vergingen; die Dämmerung des Sommermorgens machte das Gaslicht fahl und leichenhaft und war doch selbst gespenstisch kalt und todt. Telesphor sank in einen Sessel in einen tiefen, schweren, betäubten Schlaf.

Wie der Nachtwandler auf seinem gefährlichen Pfade erwacht und in den Abgrund stürzt, wenn man ihn bei seinem Namen ruft, so stürzte Telesphor in seinen Abgrund von Bitterkeit zurück, als eine bekannte Stimme ihn weckte, indem sie „Teles!" sagte. Er schlug die müden, schweren Augen auf; es war heller Tag; sein Vater stand vor ihm. Er erschrak nicht und wunderte sich nicht; sein ganzes Bewußtsein war nur von einem Gegenstand erfüllt.

„Teles!" sagte der alte Herzog und reichte ihm mit einem traurigen Lächeln die Hand, „ich bin gekommen um Dich abzuholen. Im August werden es zwei Jahre seitdem Du zuletzt bei uns gewesen bist; Du schreibst auch gar selten .... in sechs Monaten keine Zeile! — und Deine Mutter sehnt sich nach Dir .... sie ist schwach und kränkelnd. Nun erfuhr ich, daß es auch Dir nicht gut gehe. Da setzte ich mich auf und bin nun hier um Dich mitzunehmen. Packe Deine Habseligkeiten zusammen; — ich helfe Dir."

Während der Vater sprach war Telesphor zur Besinnung gekommen.

„Ich danke Dir, lieber Vater," erwiderte er äußerlich gefaßt, „und bitte um Vergebung für meine Saumseligkeit im Briefschreiben. So wie die Ferien beginnen komme ich nach X., jetzt aber, mitten in den Vorlesungen, ist es unmöglich."

„Ich weiß, daß mancher Tag vergeht ohne den Besuch der Vorlesungen; ich weiß Alles, Teles!" sagte der alte Mann mit tiefem Ernst; „ich mache Dir keine Vorwürfe, aber ich bin hier um Dich zu holen .... damit nicht der Teufel Dich hole!" setzte er mit einem Ausbruch seiner jähzornigen Natur hinzu.

Telesphor fand es gerathen zu schweigen und

zu gehorchen, da er kein Mittel wußte um den Vater auf andere Gedanken zu bringen.

„Wie sieht es bei Dir aus .... wild und wüst! und wie siehst Du selbst aus!“ fuhr der alte Herzog fort und schaute sich ringsum das Zimmer an: „in solcher Unordnung kann ein Mensch es nicht aushalten, der innerlich geordnet ist! — Nun, kleide Dich an! ich lege, während der Zeit Deine Sachen in den Koffer — wo ist Dein Koffer? — die Bücher und Schreibereien können hier bleiben, taugen ohnehin nichts! — Dann gehen wir in ein Gasthaus und frühstücken .... und dann fort nach X.“

Telesphor folgte maschinenmäßig den Anordnungen seines Vaters. Lisi war fort: was hätte ihn in der Residenz festhalten können? Aber wo war sie? —

„Hast Du Schulden?“ fragte der Vater: „Du hast auf eine Weise gelebt, die schwerlich Ordnung in Geldsachen zuläßt.“

„Einige unbezahlte Rechnungen werden sich wohl finden,“ antwortete Telesphor.

„Ist Dein Hauswirth ein braver Mann?“

„Ich glaube, ja.“

Herzog ging zu dem Hauswirth und bat ihn die Rechnungen, die etwa für Telesphor gebracht würden, anzunehmen und nach X. zu schicken an seine, des Vaters, Adresse.

„Gern!“ versetzte der Mann: „den Miethzins hat er immer pünktlich entrichtet. Mich freut es, daß Sie Ihren Sohn holen, denn die Hexe da drüben hätte ihn ganz ruinirt und der Champagner hätte ihr dabei geholfen. Jugend hat nicht Tugend; — das wissen wir Alten. Jetzt kann man ihn auf andere Wege bringen.“

Telesphor benutzte die Abwesenheit des Vaters um hinüber in Lisa's Haus zu eilen. Dort im Hof wohnte ein Commissionär, der täglich Besorgungen für Lisa zu verrichten hatte. Er schlug die Hände zusammen und rief:

„Herr Herzog, was fehlt Ihnen!“

„Ich bin seit einigen Tagen unwohl gewesen,“ entgegnete Telesphor kurz: „jetzt finde ich die Wohnung von Fräulein Rink verschlossen. Was bedeutet das?“

„Daß sie auf Reisen gegangen ist. Wohin? das weiß ich nicht. Es kam Alles plötzlich und heimlich. Prinz Xaver war viel bei ihr in diesen letzten Tagen.“

„Und die Mutter? und die Brüder?“ fragte Telesphor bebend.

„Frau Rink ist mitgereist. Die beiden Buben sind ja aber schon seit sechs Wochen im Schalkischen Institut. Haben Sie das vergessen, Herr Herzog?“

„Dank für die Auskunft!" sagte Telesphor tonlos und kehrte in seine Wohnung zurück. Er hatte längst nicht mehr an Lisa's Brüder gedacht, obgleich er sich vorspiegelte, als er ihr in die Residenz folgte, er wolle sorgen, daß die Knaben eine katholische Erziehung bekämen. Jetzt waren sie in einem Institut, das von den Feinden des positiven Glaubens hochgepriesen, bei christlichen Eltern in Verruf war. Da waren sie seit Wochen — und er wußte es nicht! so wenig hatte er sich um die Knaben gekümmert! Doch das berührte ihn nur flüchtig. Lisa war fort.... und wahrscheinlich auf Anstiften von Prinz Xaver! — —

Während Florestinen's treue Seele den alten Herzog zur Rettung seines Sohnes in die Residenz rief, erhielt sie ein Telegramm von Frau von Strahl, das ihr die schwere Erkrankung ihres Vaters meldete. Sie reiste sogleich mit ihrem Mann und ihrem Kinde nach Cronenstein, in zitternder Angst, ob sie ihn noch am Leben finden werde. Aber er lebte; ja er schien sich sogar etwas zu erholen, so daß Doctor Hellmut für die nächste Zeit wenigstens wieder Hoffnung gab, freilich mit dem Bemerken, der Tod könne auch plötzlich erfolgen. Florestine richtete sich also zu einem in's Unbestimmte verlängerten Aufenthalt ein, während Lauingen durch die Kammersitzungen in die Residenz

und wegen seiner Geschäfte nach Seeheim gerufen wurde. Es war die erste Trennung nach einer mehr als dreijährigen unbeschreiblich glücklichen Ehe und Beide empfanden sie außerordentlich tief, fanden es aber unmöglich für Florestine, ihren hinsterbenden Vater zu verlassen.

Frau Herzog empfing ihren Sohn mit grenzenloser Freude. Er war da, sie hatte ihn wieder! das war ihre vorherrschende Empfindung. Sie hoffte, es werde sich jetzt Alles finden und bessern, nachdem er sich eine Zeitlang im Elternhause aufgehalten habe. Wie es eigentlich mit ihm stehe, wußte sie nicht. Ihre Töchter wußten schon längst mehr, denn Rabener hatte Freunde in der Residenz, die ihm genaue Nachricht über Telesphor gaben; allein die Kinder hatten nicht den Muth, sie den Eltern mitzutheilen. Daher empfingen die Schwestern den Bruder auch nur mit mäßiger Freude und Agathe sagte traurig zu Apollonie:

„Ach, Teles ist doch nur zur Hälfte der verlorne Sohn des Evangeliums.“

„Und das betrübt Dich?“ fragte Apollonie.

„Gewiß! denn nicht freiwillig und nicht reumüthig kehrt er in's Vaterhaus zurück.“

Kaum erfuhr der alte Herzog Herr von Cronenstein's Erkrankung und Florestinen's Anwesenheit, so ging er auf den Schloßberg und ließ sich

bei ihr melden. Florestine erschrak über die Veränderung, die sie an ihm wahrnahm, so gebeugt, ermattet und zusammengesunken sah der Greis aus. Sie sagte bittend:

„Nicht wahr Sie zürnen nicht, daß ich Ihnen die bittere Wahrheit über Telesphor schrieb?"

„Es war ein großer Liebesdienst, den Gott der Herr Ihnen lohnen wolle, gnädige Gräfin. Es ist mir durch Mark und Bein gegangen, daß ich so etwas an meinem einzigen Sohn erleben muß, allein es war mir doch ein Trost, daß Sie ihm, trotz seiner Verkehrtheit, noch immer gut sind."

„Hatte Ihnen mein Vater nichts gesagt, als er im Frühling zurückkam?"

„Nichts Bestimmtes! er studiere wenig, gehe viel in's Theater .... — er wollte mich vielleicht langsam vorbereiten. Aber darf ich ihn nicht sehen... Ihren Herrn Vater?"

Florestine führte ihn zu dem Kranken, der ihm die Hand reichte und leise mit tonloser Stimme sagte:

„Mein alter lieber Freund."

Herzog vermogte nicht zu sprechen, das Herz war zu gramvoll bei dem Anblick des Kranken, dessen Zustand nicht auf Genesung hoffen ließ. Er drückte nur dessen heiße Hand und suchte mit nassen Augen freundlich ihn anzusehen.

„Wir trennen uns nicht auf lange Zeit," setzte Herr von Cronenstein hinzu und schloß müde sein tiefeingesunkenes Auge.

Florestine führte Herzog hinweg und dieser sagte dumpf, indem er mit der Hand über die Augen fuhr:

„Ich kann es nicht aushalten, den Mann sterben zu sehen."

„Ich bin die Tochter und halte es aus," versetzte Florestine mild.

„Ja .... Sie sind eine heilige Seele."

„O nein, da irren Sie sehr!" rief sie lebhaft.

„Ich wollte sagen, gnädige Gräfin, in Ihrer Seele sei ein heiliger Muth."

„Gott gibt mir was mir Noth thut," erwiderte sie; „Er hilft uns Allen unser Kreuz tragen."

Doctor Hellmut trat ein und sie ging mit ihm in's Krankenzimmer zurück. An dem nämlichen Abend wurde der alte Herzog von einem Schlagfluß getroffen; — nicht gleich zum Tode. Er konnte die heiligen Sterbsacramente empfangen; dann wurde er bewußtlos, athmete noch ein paar Stunden und verschied. Die Bestürzung der Familie war gränzenlos; an den Tod der kränklichen Mutter hatte man gedacht, aber nie an den des rüstigen Vaters. Er selbst jedoch hatte daran gedacht: sein Testament war gemacht, seine Geschäftsbücher waren in klarer

Ordnung. Ein ruhiger Geist, der seinem Endziel nahe ist und mit jedem Tage näher kommt, sprach sich in Allem aus.

„Der Kummer um Teles, die ungewohnte Anstrengung der Reise, Nachts, haben ihn getödtet!" jammerte Agathe bei Apollonie.

„Nein!" entgegnete Hellmut, „das kann man nicht behaupten! Er war zweiundsiebenzig Jahre alt. Das ist ein Alter, worin man zu sterben pflegt. Herr von Cronenstein ist erst siebenzig, aber er wird schwerlich bis zum Spätjahr leben."

„Wenn die Beiden aus der Welt gegangen sind," sagte Apollonie, „so ist sie um einen Bürgersmann und einen Edelmann ärmer, wie es deren nicht viele gibt."

Afra wurde zu den Exequien des Vaters berufen. Die Geschwister waren nach Jahren wieder einmal versammelt. Telesphor fühlte sich fremd unter ihnen. Der Tod des Vaters erschütterte ihn, und es war ihm lieb, daß er sich widerstandslos nach X. führen ließ. Er rechnete sich diesen Act des Gehorsams hoch an, obschon er mit seiner betäubten Seele damals keinen bestimmten Entschluß fassen konnte. Jetzt wurde er die volle Freiheit und Unabhängigkeit gewahr, in welche der Tod des Vaters ihn versetzte, und das gab ihm eine gewisse Ruhe. Wenn ihn die Seinen nach seinem ferneren Lebens-

plan fragten, so versicherte er beständig, die medizinischen Studien wären ganz sein Fach; sie hätten nur die Schattenseite, sehr langwierig zu sein. Doctor Hellmut hatte einmal versucht, eingehende Fragen über die Fachstudien ihm vorzulegen, aber nur ausweichende Antworten bekommen. Die Mutter glaubte was er sagte; die Schwestern nicht.

„Ich weiß gar nicht wie Teles mir vorkommt," sagte die gute Afra: „wenn ich denke, wie er vor vier Jahren war und wie er jetzt ist, so möchte ich sagen, wie ausgetauscht. Es war ein recht dummer Streich, daß er nicht geistlich werden wollte."

„Ich möchte mir die Augen aus dem Kopfe weinen, wenn ich bedenke, daß daran eine Theatermamsell Schuld ist!" rief Agathe.

„Also ist das wirklich wahr?" fragte Afra bekümmert.

„Leider Gottes!" versetzte Apollonie.

„Wie redet Ihr unverständig!" sagte Franziska, schnippisch wie immer: „nur hier in X. kann ein junger kluger Mensch auf den Gedanken kommen, geistlich zu werden; in der großen gebildeten Welt ist der geistliche Stand verachtet, denn die Priester sind Dummköpfe oder Schwärmer. Teles folgte dem Zug seiner schönen und reichen Natur und eine reizende Künstlerin flößte ihm eine heiße Leidenschaft

ein. Das ist ja ganz in der Ordnung. Werdet Ihr nie klug werden!"

„Klug in Deiner Weise — nie," antwortete Apollonie.

„Aber Fränz, wie kannst Du vom geistlichen Stande so gottlos reden!" rief Afra empört. „Ich weiß wohl, daß schlechte Menschen ihn hassen, weil sie durch ihn an ihre Sünden erinnert werden; allein verachtet wird er nicht! man thut nur so, als ob man ihn verachte."

„Wer das römische Joch trägt, ist der Verachtung werth!" rief Franziska.

„Das römische Joch?" fragte Afra verblüfft.

Zitternd vor unterdrücktem Zorn rief Agathe:

„Ja, Afra, an dies ebenso gottlose als unvernünftige Gerede der Fränz mußt Du Dich gewöhnen und dazu schweigen. Aber nicht schweigen weil Du ihr beistimmst oder weil Du nicht antworten könntest, sondern schweigen um beständigen Streit zu vermeiden. Sie ist eben so unchristlich und ungläubig wie ihr Mann."

„Wir glauben an die Gottheit in unserer eigenen Brust," entgegnete Franziska.

„Ja, wenn Ihr das heiligste Altarssacrament empfangen habt .... nicht wahr?" fragte die arglose Afra.

„Bist Du auch noch in der Illusion von den

Sacramenten befangen?" fragte Franziska mit Geringschätzung: „ich dachte man sei in Z. mehr mit dem Zeitgeist fortgeschritten."

„Fränz! Fränz!" rief Afra weinend, „sprich nicht solche Lästerungen aus!"

„Sei nicht kindisch, Afra!" versetzte Franziska gleichmüthig: „ich spreche so, wie Tausende, wie Millionen denken — und wie mein Mann denkt, für den Du ja so sehr eingenommen bist."

„Nie hat er mir solche Gedanken offenbart, nie!" betheuerte Afra: „ich schätzte sein gutes Gemüth und seine Nächstenliebe. Ach, ich fürchte, mein Mann hatte Recht ihn einen Freimaurer zu nennen!"

Franziska lächelte erhaben. Apollonie sagte:

„Es ist ein großes Kreuz für uns Alle, Schwester und Schwager in dieser unglücklichen Richtung zu sehen. Teles hat nun auch einen Irrweg eingeschlagen! .... ach und wir sind doch sämmtlich Kinder unserer braven, christlichen Eltern!"

„Wo bliebe der Fortschritt, die Entwickelung der Menschheit, wenn die Kinder beständig im Geleise der Eltern forttrollten!" erwiderte Franziska.

„Nein! es ist nicht anzuhören, was Du für Unsinn redest!" brach Agathe aus: „ungläubige Kinder gläubiger Eltern — das soll eine Entwicklung der

Menschheit sein! warum? weil sie später auf die Welt gekommen sind und es anders machen."

„Weil sie Gebrauch von ihrer Freiheit machen," versetzte Franziska berichtigend.

„Ich lobe mir die Freiheit, die den Teles zum Knecht einer Theatermamsell und Deinen Mann zum Knecht der Brüder Maurer macht!" rief Agathe spöttisch.

„Ach mein Herrgott!" seufzte Afra und schlug die Hände zusammen: „es ist hier gar nicht mehr so freundlich und friedlich wie sonst."

„Wie wäre das möglich, wo die ungläubige Rotte sich einnistet und sich in Alles verstörend einmischt!" rief Agathe. „Hat der Herr Schwager doch die Möglichkeit gethan, um die armen Schulschwestern nicht herzulassen! und da er es endlich nicht hindern konnte, mußte der Bürgermeister eine vornehme Gouvernante, weiß Gott woher! in's Haus nehmen, die nun seine Töchter unterrichtet und bildet .... und zugleich einige andere Kinder, deren Mütter den Herrn Medizinalrath zum Arzt haben."

„Jetzt müssen diese Schulschwestern aus des Vaters Häuschen hinaus!" sagte Franziska triumphirend: „auf der Gasse können sie nicht bleiben mit ihrem Pensionat von fünf Gänschen und so müssen sie abziehen, denn der Kaufschilling ist noch nicht ganz bezahlt."

„Gott behüte!“ sagte Apollonie, „man wird schon eine Unterkunft für sie finden.“

Am Tage nach den Exequien wurde das Testament eröffnet. Es besagte, daß eine Uebereinkunft mit dem befreundeten Handlungshause Kühn getroffen sei, welches sogleich das ganze Geschäft für eine bestimmte Summe ankaufen und fortführen werde, damit die Erben, die vom Holzhandel leider nichts verständen, keine Mühe davon haben und auch der Firma keinen Schaden zufügen möchten.

Die bezüglichen Documente waren vorhanden und so machte sich die Theilung leicht und einfach. Wegen des kleinen Hauses war die Bestimmung getroffen, daß es nach mäßigem Preise taxirt sei und der Herr Stadtpfarrer das Vorkaufsrecht habe.

„O weh! er hat es also noch nicht ganz bezahlt!“ seufzte Afra.

„Er bringt das Geld schon zusammen,“ tröstete Apollonie.

„Und sollte er es nicht zusammen bringen,“ sagte Frau Herzog, „so lege ich das Fehlende von meinem Erbtheil dazu. Das wäre ganz im Sinn des Seligen, denn es käme ja unseren Kindern und den Nönnchen zü gut.“

„Aber Mutter, weshalb willst Du für diese

Schulschwestern ein Opfer bringen?" fragte Franziska unwillig.

„Das verstehst Du nicht, Fränz," antwortete die Mutter sanft und traurig.

Es war aber nicht nöthig; der Stadtpfarrer zahlte die Summe.

„Das haben wir wieder dem Schloß zu danken!" sagte Rabener mit stillem Ingrimm zu seiner Frau: „nun haben wir hier fest zwei Klöster .... Kreuzschwestern, Schulschwestern — und das Alles durch diesen Cronenstein!"

Bei der ganzen Erbschaftsangelegenheit verhielt sich Telesphor passiv und erklärte nur, er wünsche sein Erbtheil ausgezahlt zu bekommen. Die besorgte Mutter sagte:

„Laß es doch im Geschäft, Teles! das Handlungshaus Kühn stellt uns die Wahl frei und ist sicher, wie unsere eigene Firma war. Wo willst Du denn Dein Capital anlegen? doch nicht in Staatspapieren? oder in Aktien von Gott weiß was?"

„Ich will es einem Banquier an dem Ort geben, wo ich studiere, um es unter der Hand zu haben," antwortete Telesphor, dem es nur darum zu thun war, sich jeder Art von Controlle von Seiten seiner Familie zu entziehen. Das Ziel seiner Wünsche war — eine Versöhnung mit Lisa Rink. Sein Leben in

X. kam ihm wie ein schaaler schläfriger Traum vor, neben der leidenschaftlichen Spannung der letzten Jahre. Dem Familienkreise war er durch Stimmung und Streben innerlich ganz entrückt. Zu seinen alten Gymnasiallehrern mochte er nicht gehen; er fürchtete ihre Fragen über seine Studien. Den Schloßcaplan, seinen früheren Beichtvater, besuchte er Einmal, um nicht gar zu unfreundlich zu erscheinen; allein er war so kalt und abstoßend, daß sich der gute Priester über diesen Besuch nicht freuen konnte. Zu Florestine ging er, als er zufällig erfuhr, daß sie gerade auf Franziszibergl sei. Nur Rabener war ihm nicht unerträglich, denn Rabener sprach von Lisa Rink und zwar in einer Weise, die Telesphor beseligte, denn er fand dessen Leidenschaft für ein so reizendes Wesen höchst begreiflich.

„Nur darf sie nicht so weit gehen, um Dir jede Art von Arbeit verhaßt zu machen,“ sagte er, als Telesphor ihm gestand, daß er den Geschmack für ernste Studien verloren habe. „Widme Dich der Literatur, wenn Dir die Wissenschaft zu trocken schmeckt; und kannst Du noch nicht in der literarischen Welt auf eigenen Füßen stehen, so gibt es unzählige Tagesblätter, die gern bereit sind, Deine belletristischen oder publizistischen Versuche aufzunehmen. Hast Du es darin zu einiger Uebung gebracht: so kannst Du historische Skizzen schreiben,

die ein unermeßliches Feld und einen unerschöpflichen Stoff darbieten, um Deine Feder im Dienst der Aufklärung zu beschäftigen. Schade, daß Dein Versuch mißlang für die Bühne zu schreiben! da kann man ungeheuer für das Licht der neuen Zeit wirken."

„Woher weißt Du von meinem Versuch? ich schrieb anonym; nur Lisa und ihr Onkel wußten darum. Franz Seraph zwar auch .... doch der war längst abgereist."

„Ich erfuhr es durch Freunde in der Residenz. Es spricht sich Alles herum, und daher kann ich Dir auch sagen, wo sich Lisa Rink befindet."

„Ich weiß es! die Tagesblätter brachten die Nachricht, sie sei in Paris, um dort die Bühnenkunst zu studiren."

„Jetzt ist sie in der Schweiz, wo sie mit Prinz Xaver zusammengetroffen ist."

Telesphor erblaßte. Rabener fuhr fort:

„Du bist ein Thor, Dir diese ganze Sache wirklich zu Herzen zu nehmen. Das ist das schöne Geschlecht gar nicht werth."

„Du kennst Lisa nicht!" fuhr Telesphor auf.

„Aber ihresgleichen," antwortete Rabener: „ich weiß was ich sage. Es ist eine große Narrheit, Gefühle, Gedanken, Zeit, Kräfte, Geld und was es sei! in ausschließlicher Leidenschaft für ein weib-

liches Wesen zu vergeuden, da die Welt von reizenden Weibern wimmelt."

„Das finde ich nicht," versetzte Telesphor.

„Weil Du nicht um Dich schauest, sondern immer in Dich hineinblickst auf den Platz, wo Du das Bild der Lisa Rink aufgestellt hast, während sie Dich und Deine Liebe längst vergaß."

„Sobald die Geschäfte hier geordnet sind, suche ich sie auf! ich kann nicht glauben, daß sie mich vergessen hat. Das, was sie mir in erster Aufwallung durch ihren Onkel sagen ließ, zwischen ihr und mir sei Alles vorbei — das hat keine Gültigkeit."

„Meinetwegen!" erwiderte Rabener: „Zeit und Erfahrung müssen Dich curiren! Klüger wäre es, wenn Du hier bliebest. Wir könnten hier sehr gut ein Tagblatt brauchen, das im Sinn des Fortschritts und der Aufklärung geschrieben wäre. Das wäre Dir angemessen, würde Dich beschäftigen, Dich anregen und Dir das wohlthuende Bewußtsein geben, im Dienst der Humanität für die blinde und stumpfe X.er Menschheit zu wirken."

„Das kann vielleicht später geschehen .... wenn auch nicht gerade hier. Der Menschheit thut überall das Licht der Wahrheit Noth," sagte Telesphor und seine Gedanken flogen in eine unbestimmte Zukunft, die ihn mit Lisa Rink und ihren Rücktritt

von der Bühne in Verbindung brachte. „Jetzt hier zu bleiben ist mir ganz unmöglich, denn die fünftausend Augenpaare hiesigen Ortes sind sämmtlich auf mich geheftet und scheinen zu fragen: was thust du, was treibst du, was denkst du, was willst du? .... und das ist eine peinliche Lage, wenn man nicht Red' und Antwort stehen mag.“ —

Florestine verlebte die Tage im Krankenzimmer ihres Vaters, dessen Zustand ein zehrender war. Sie hatte keine andere Erholung als den Besuch der trauten Capelle, die Beschäftigung mit ihrem Kinde und den Briefwechsel mit ihrem Mann. Sie fand aber, daß Oswald viel weniger eifrig im Schreiben sei als sie. Mit Sehnsucht erwartete sie seinen ersten Besuch. Sie wollte dann mit ihm und dem Kinde eine Wallfahrt nach Maria Waldrast machen, wo er die Kreuzweg-Stationen errichten ließ. Oswald kam an dem Tage, wo der kleine Florestan ein Jahr alt wurde, ganz Liebe und Zärtlichkeit für Mutter und Kind. Doch bemerkte Florestine mit einiger Betrübniß, daß er nicht Lust habe, die Wallfahrt zu machen.

„Ich kann ja nur drei Tage verweilen,“ sagte er, „da laß uns doch ruhig beisammen und bei dem Vater bleiben, Florette.“

Sie fügte sich freundlich und sagte nur:

„Drei Tage ist ja gar wenig! weshalb bist Du so eilig?"

„Ich muß von hier nach Seeheim. Es ist eine neue Dreschmaschine angeschafft, ein sehr kostspieliges Ding, das über dreitausend Gulden kostet ... ich will sehen wie sie arbeitet. Dann gehe ich von Seeheim in die Kammersitzungen und in drei bis vier Wochen bin ich wieder hier, bleibe länger und theile mit Dir die Pflege des lieben Vaters. Wie spricht sich der Arzt über ihn aus?"

„Hoffnungslos über die Genesung; unbestimmt über die Auflösung," erwiderte sie. „Es kann lange währen bis die Kräfte aufgezehrt sind; es kann aber auch plötzlich ein Herzschlag eintreten."

Nach drei Tagen reiste Oswald wieder ab. Florestine, die eine sorgsame Hausfrau war, ließ sich alle vierzehn Tage von der Haushälterin zu Seeheim einen genauen Bericht über alle Vorkommenheiten zusenden. Dieser Bericht kam drei Tage nach Oswald's Abreise; allein er meldete nicht dessen Ankunft in Seeheim. Sie schrieb umgehend an die Haushälterin und gab ihr einen Verweis, daß sie die Ankunft des Grafen nicht angezeigt habe; vergesse sie ein solches Ereigniß zu erwähnen, so könne man sich nicht auf die Pünktlichkeit ihrer Berichte verlassen. Die Haushälterin schrieb schleunig zurück, der Herr Graf sei nicht in Seeheim gewesen.

Inzwischen war auch ein Brief von ihm aus der Residenz gekommen, der mit keiner Sylbe Seeheim und die Dreschmaschine erwähnte. Wie seltsam das ist! sprach Florestine zu sich selbst, mündlich bespricht er Alles mit mir, schriftlich nichts! das macht die Trennung doppelt hart! — Sie hörte auch nichts von ihm. Ihre Schwiegermutter brachte immer die ganze gute Jahreszeit auf dem Lande bei Verwandten zu und Amelie Verden hatte sich eine Badecur in Schwalbach und darauf das Seebad in Troville verordnen lassen.

Florestine wallfahrtete nach der Waldrast mit ihrem Kinde, wie sie es sich vorgenommen — aber in einer anderen Stimmung, als sie erwartet hatte. Zwar erfüllte heißer Dank für dieses Kind ihr Herz; aber sie fühlte zum Erstenmal, daß ihr Eheglück doch bittere Sorge aufkommen lasse und zwar eine solche an welche sie nie gedacht hatte: unbestimmte Angst um ihrem Mann.

„Tante," sagte sie am Abend zu Frau von Strahl, „die Waldrast hat meine Seele nicht so ausgeruht, wie ich hoffte. Der Besuch bei der Mutter Gottes hat mir das Herz schwer gemacht."

„Ach Kind! an einem Sterbelager ist unser Herz, wenn auch ergeben, doch immer schwer, wir mögen thun was wir wollen," versetzte Frau von Strahl.

Herr von Cronensteins Kräfte zehrten sich langsam, langsam auf. Er konnte nur wenig und abgebrochen sprechen, weil ihn die geringste Anstrengung erschöpfte; ja, er konnte kaum sprechen hören; allein für Florestine hatte er immer ein zärtliches Wort und wenn ihre weiche biegsame Stimme ihm ein kurzes Gebet oder einen andächtigen Stoßseufzer vorsprach, so that es ihm wohl, und ein Lächeln, ein Blick, ein Händedruck sagten es ihr. Doctor Hellmut sagte zuweilen zu Florestine:

„Ihre Anwesenheit, gnädige Gräfin, verlängert sein Leben. Er ruht in Ihnen. Dazu kommt der Friede seiner Seele und seine Hingebung in den Willen Gottes; — freilich auch die sorgfältige Pflege: ein unruhiges Gemüth hätte längst den Körper aufgerieben."

Solche Aeußerungen, von deren Richtigkeit sie überzeugt war, ließen den Gedanken gar nicht in ihr aufkommen den Vater für einige Zeit zu verlassen. Die Vorstellung, daß er, trotz seiner frommen Ergebung, sie vermissen, nach ihr verlangen und sie nicht an seiner Seite finden könne; daß sein brechendes Auge nicht auf seinem einzigen Kinde ruhen könne, erfüllte sie mit einem Entsetzen, das jeden persönlichen Wunsch erstickte. Nur bat sie ihren Mann in jedem Brief dringend, möglichst bald zu kommen und möglichst lange zu bleiben.

Er versprach es; allein drei Wochen vergingen und die vierte auch und er kam nicht. Ein flüchtiger Brief schob seine Ankunft um acht Tage hinaus. Sie las ihn bebend, gab ihn an Frau von Strahl und sagte:

„Tante, was ist mit Oswald vorgegangen?"

„Nichts, liebe Flore! es werden wichtige Fragen in den Kammern zur Sprache kommen und er arbeitet ja im Ausschuß. Ziehe Deinen Mann um's Himmelswillen nicht von der lebhaften Theilnahme am öffentlichen Leben zurück. Es ist ein unverzeihlicher Mißgriff junger Frauen den Gemahl immer an ihrer Seite haben zu wollen! Er führt unaussprechliche gegenseitige Langweile herbei."

Florestine schwieg; dieser Vorwurf traf sie nicht. Ihre innere Beklommenheit stieg, als Oswald seine Ankunft wieder um acht Tage verschob. Da kam er endlich, ganz Zärtlichkeit und Liebe für sie, so daß Frau von Strahl lächelnd zu Florestine sagte:

„Du solltest Gott danken für die kurze Trennung, denn Oswald kommt nicht wie ein Eheherr, sondern wie ein Bräutigam wieder."

Florestine dankte Gott aus voller Seele, allein sehr bald nahm sie mit dem Scharfblick der Liebe eine Veränderung in Oswald wahr; — nicht in Beziehung zu ihr: sie hätte höchstens eine gesteigerte Zärtlichkeit bemerken können. Aber sein Wesen

schien ihr zuweilen zerstreut, zuweilen gespannt, zuweilen etwas reizbar; — flüchtige Schatten, die früher nicht hervorgetreten waren. War es eine Folge der Kammerverhandlungen? hatte er Unannehmlichkeiten gehabt? und wenn das der Fall war, warum schwieg er gegen sie? — Mein Gott! ... es ist etwas Fremdes, etwas Störendes zwischen uns! seufzte sie heimlich mit banger Beklommenheit: aber was? aber was?

Nachdem Oswald acht Tage auf Cronenstein gewesen war, erklärte er plötzlich, er müsse auf drei Tage in die Residenz.

„Ich dachte die Kammer sei vertagt," erwiderte Florestine ganz blaß vor Schreck.

„Sie ist es auch; nur ein persönliches Geschäft ist abzumachen."

„Doch kein unangenehmes Geschäft, Oswald?"

„Gewisse Geschäfte sind nie angenehm," sagte er mit einem etwas gezwungenen Lächeln.

„Du wirst doch keine Geldgeschäfte, keine Speculationen an der Börse machen, nicht wahr?"

„Sicher nicht!" rief er munter: „Geldspeculationen sind nicht mein Fach! ich habe es von jeher viel leichter und angenehmer gefunden Geld auszugeben als es zu erspeculiren."

Florestine kannte seine Neigung mit dem Gelde verschwenderisch umzugehen und schon oft hatte sie

ihn von thörichten Ausgaben zurückgehalten. Sie erwiderte freundlich:

„Du mußt jetzt also ohne Deine Schatzmeisterin fertig werden, lieber Oswald."

„Aber es ist gar kein Geldgeschäft, Florette," versetzte er lebhaft, und in drei Tagen bin ich wieder hier."

Er reiste ab und kam pünktlich wieder, sehr heiter, ganz unbefangen, durchaus in alter Weise, so daß Florestine diesmal nichts Fremdes an ihm bemerkte und sich die leise Unruhe heimlich vorwarf, die sie in letzter Zeit in Beziehung auf ihn gespürt hatte. Doch ihre Zufriedenheit sollte nicht lange währen.

„Florette!" sagte Oswald eines Abends mit einem Anflug von Verlegenheit: „morgen früh muß ich nach Seeheim, aber übermorgen Abend bin ich wieder hier."

„Das ist mir lieb," erwiderte sie freundlich, „ich gehe mit Dir nach Seeheim. Ich war in neun Monaten nicht dort und möchte gern einen Blick auf unser Land und unsere Leute werfen."

„Hast Du den Muth den Vater zu verlassen," fragte Oswald sichtlich verstimmt.

„In diesen sechsunddreißig Stunden wird mit Gottes Gnade keine Veränderung zum Schlimmen eintreten," sagte sie.

Oswald schwieg. Doctor Hellmut pflegte jeden Abend den Kranken zu besuchen; als er mit Florestine aus dem Krankenzimmer kam, trat ihnen Oswald entgegen, führte beide in den Salon, wo Frau von Strahl an einem großen Stickrahmen saß und sagte:

„Herr Doctor, Sie sollen eine Frage entscheiden. Ich muß morgen nach Seeheim. Mit Extrapost fahre ich in acht Stunden hin; übermorgen komme ich in gleicher Weise zurück; es ist also eine ziemlich starke Fahrt. Meine Frau will mich begleiten um sich zu überzeugen ob Seeheim noch auf dem alten Fleck steht. Wäre es aber nicht verständiger dies zu unterlassen, da sie in der Hoffnung und durch die Sorge um den Vater ohnehin schon angegriffen ist?“

„Das wäre es,“ sagte Doctor Hellmut und sprach weiter dagegen und Frau von Strahl gab auch ihr Veto; — aber Florestine hörte nichts, als daß Oswald ihre Begleitung nicht wolle. Sie hatte sich auf die andere Seite des Stickrahmens gesetzt und arbeitete emsig, um hinter den gesenkten Augenlidern ihre hervorquellenden Thränen zu zerdrücken. Sie sprach keine Sylbe und die Sache wurde so abgemacht, wie Oswald es wünschte.

Als sie später allein mit ihm war, sagte sie:

„Oswald, Du gehst jetzt so wenig nach Seeheim, als Du vor zwei Monaten dort gewesen bist. Wo=

hin gehst Du, Oswald? ... Ach! daß Du nicht aufrichtig bist, das zerschneidet mein Herz."

Sie hielt ihre Thränen zurück, aber sie sah ihm so treu und so wehmüthig in die Augen, daß ihn dieser Blick innig rührte. Er sagte zärtlich:

„Liebe süße Flore, beunruhige Dich nicht so! .... und wenn Du es wissen willst, nun gut! ich gehe in die Residenz! auch vor zwei Monaten ging ich direct hin. Ich sagte Dir ja, daß ich dort zu thun habe. Sind auch die Kammern vertagt, so gibt es doch immer mancherlei Arbeiten, die mündliche Besprechungen zuweilen höchst nothwendig machen. Gräme Dich nicht! Wenn auch nicht in sechsunddreißig Stunden, so komme ich doch in drei Tagen wieder."

Sie wünschte ja nichts sehnlicher, als sich beruhigen zu lassen, als ihm Glauben zu schenken; und war es ihr auch gar nicht einleuchtend, weshalb er Seeheim vorgab, wenn er in die Residenz wollte, so ließ sie doch jede weitere Frage fallen und schenkte der ungemein liebevollen Art, mit welcher Oswald sprach mehr Zutrauen als den Worten, die er sagte.

Er reiste ab; — und weder in drei Tagen noch in drei Wochen kam er zurück.

Der Einsiedler von St. Isidoro.

Die Herzog'sche Erbschaft war geordnet und getheilt. Frau Herzog hatte sich bei den Kreuzschwestern auf Franziszibergl niedergelassen. Ihre Kinder freuten sich dieses Entschlusses, ausgenommen Franziska und ihr Mann. Sie war empört, daß ihre Mutter im Spital leben wolle und er witterte Erbschleicherei.

„Warum will sie nicht bei uns wohnen!" sagte Franziska erzürnt zu ihren Schwestern: „in unserem Hause ist Platz genug und ein anständiger Aufenthalt."

„Ich dächte, es wäre just nicht unanständig für die Mutter in einem Kloster zu wohnen," sagte Afra: „sie ist ja ganz für sich und außer Verbindung mit dem eigentlichen Spital."

„Daß sie bei Dir nicht wohnen mag, Fränz, ist doch sehr begreiflich!" versetzte Agathe: „ihre frommen Gesinnungen und Gewohnheiten passen nicht für Euer Haus."

„Sie hat sich Franziszibergl mit großer Bedachtsamkeit gewählt,“ sagte Apollonie: „schaffen und arbeiten wie früher kann sie nicht mehr. Sie braucht eine aufmerksame Pflege und verlangt Ruhe und Stille. Das findet sie bei den Kreuzschwestern. Ueberdas hat sie in der Klosterkirche das hochwürdigste Gut und täglich die heilige Messe. Mir däucht sie ist vortrefflich aufgehoben und bleibt in beständiger Verbindung mit uns, da mein Mann täglich das Spital besucht.“

„Und Du kannst am allerleichtesten zur Mutter kommen, Fränz, da Dein Haus ja dicht unter Franziszibergl liegt,“ sagte Agathe.

„Das solltest Du doch nach gerade wissen, daß ich mich nicht heimisch in Klöstern fühle,“ versetzte Franziska, „und daß es mir ein Greuel ist, die Mutter von diesen heuchlerischen Kreuzschwestern umgeben zu sehen, die sie ausplündern und wegen der einstigen Erbschaft quälen werden.“

„Schäme Dich, Fränz!“ rief Afra empört.

„O mit nichten!“ entgegnete Franziska hochfahrend: „jesuitische Erbschleicherei ist in der ganzen Welt berüchtigt“ .... —

„Ja, durch schlechte Romane!“ unterbrach Apollonie.

„Und durch Zeitungslügen .... Tendenzlügen — wie mein Mann sie nennt,“ rief Agathe.

„Aber die Kreuzschwestern sind ja keine Jesuiten,“ sagte Afra.

„Alle Orden hängen eng zusammen, bilden einen grausigen Rattenkönig, sagt mein Mann, denn Alle sind begierig nach Macht und Reichthum, um unter dem Deckmantel der Scheinheiligkeit die Menschheit zu gängeln und in der Knechtschaft des Papstes zu halten,“ erwiderte Franziska: „Daß Du, Afra, von diesem schmachvollen Zustand gar keine Ahnung hast, ist ein Beweis mehr, wie viel Menschen sogar in großen Städten, wo ihnen alle Mittel zur Bildung geboten werden, dennoch in mittelalterlicher Finsterniß leben und welch dringendes Bedürfniß ein größeres Maß der Aufklärung ist.“

„Für mich ist es gar kein Bedürfniß den heiligen Glauben, die heilige Kirche und den heiligen Ordensstand zu verachten,“ sagte Afra halbweinend.

„Heilig! das ist auch so ein katholisches Wort, das die menschliche Sprache beschimpft!“ rief Franziska: „ich verabscheue es.“

„Wie der Teufel das Weihwasser; — das begreift sich!“ warf Agathe hin.

„Mögest Du es verabscheuen oder nicht,“ versetzte Afra, „Du bist doch nur auf der Welt und der liebe Gott duldet Dich doch nur in Deiner Verkehrtheit, damit Du Dich heiligst, damit Du eine demüthige, fromme, gläubige, nach allen christlichen Tugenden strebende Katholikin werdest.“

„Mir däucht Du bist geistig sehr zurückgekommen, Afra," sagte Franziska geringschätzig.

„Kann sein," entgegnete Afra, „über meinen Geist habe ich noch nie mein Gewissen erforscht; aber eine etwas bessere Katholikin glaube ich geworden zu sein, seitdem ich mir den Katechismus genauer angeschaut habe, weil mein Theresl nun bald an ihn herankommt."

„Vor dem Katechismus bleibt mir nichts weiter übrig als die Segel zu streichen," erwiderte Franziska mit großer Verachtung.

„Aber sprich, Fränz, fällt es Dir denn nie ein, daß Deine Ansichten falsch sein könnten, da sie denen Deiner Eltern und Deiner Schwestern schnurstracks zuwiderlaufen, und Du vereinzelt mit ihnen in der Familie bist?" fragte Apollonie liebreich.

„Ich bin nicht vereinzelt, Londchen," entgegnete Franziska, „ich habe nicht nur meinen Mann, sondern auch den Teles für mich."

„Wie!" rief Afra, „verachtet er Glauben und Kirche?"

„Nun ich denke es ist ziemlich klar, daß er die reizende Schauspielerin Lisa Rink höher schätzt, da er ihretwegen den geistlichen Stand aufgegeben hat. Gesprochen habe ich freilich nicht mit ihm über religiöse Ansichten, schon deshalb nicht, weil mein Mann mir sagte, der Teles sei stumpf und gleich-

gültig für Alles, was nicht seine geliebte Lisa betreffe."

„Das ist leider nur zu wahr," seufzte Apollonie.

„Ganz duckmäuserisch war er zwischen uns, der sonst so aufgeweckte Teles!" rief Agathe: „als er den lieben Gott und seinen geistlichen Beruf liebte, war er froh und zufrieden; jetzt, da er ein armseliges Weib liebt, ist er gedrückt und traurig; das ist ein Zeichen, daß er seinen Beruf aus irdischen Gründen — nicht um im weltlichen Stande dem lieben Gott besser zu dienen — aufgegeben hat."

„Wenn er erreicht, was er so leidenschaftlich ersehnt, wird er schon glücklich werden," erwiderte Franziska.

„Hältst Du eine Ehe zwischen ihnen für möglich?" fragte Afra entsetzt.

„Möglich ist Alles, aber wahrscheinlich ist diese nicht," antwortete Franziska.

„Gott behüte ihn vor einer solchen Ehe!" rief Agathe.

„Und rette ihn aus jedem anderen Verhältniß mit einer Person, die so unglückselig auf sein ganzes Schicksal gewirkt hat," setzte Apollonie hinzu.

Franziska theilte ihrem Mann dies Gespräch über Telesphor mit. Er gab zur Antwort:

„Die Agathe hat einmal Recht gehabt zu sagen, er sei ein Duckmäuser geworden! ich habe ihn des-

wegen sehr getadelt und ihn zum frohen Genuß eines Lebens aufgemuntert, das er von der Kette unnatürlicher, also unvernünftiger, ja verbrecherischer Entsagung glücklich losgerissen hat. Die Gesetze der Natur sind die höchsten für den Menschen, denn sie sind unwandelbar. Ja, man könnte sie katholisch, d. h. allgemein nennen. Folglich handelt man gegen Vernunft und Pflicht, wenn man sich ihnen nicht unterwirft."

„Dies Dogma würde meine frommen Schwestern nicht sehr erbauen," bemerkte Franziska lächelnd. —

Derjenige, der diese Gespräche veranlaßte war abgereist, als die Erbschaft regulirt und er im Besitz seines Antheils war. Die Sache hatte sich aber monatelang hingezogen und seine leidenschaftliche Spannung auf's Höchste gesteigert. Wie der Pfeil vom Bogen flog er in's Weite um Lisa zu suchen. In der Residenz war sie nicht und Niemand wußte wann sie wiederkehren werde. Regisseur Rink wußte es vielleicht; aber daß er es durch denselben ebensowenig als ihren gegenwärtigen Aufenthalt erfahren werde, davon war Telesphor überzeugt. Er reiste also nach der Schweiz, studirte eifrig die Fremdenbücher in den großen Gasthöfen und fand bald was er suchte. Am Züricher See, am Vierwaldstätter See, auf dem Rigi, in Bern, im Berner Oberland, überall war sie gewesen —

aber vor längerer Zeit. Bis Grindelwald reichte der Leitfaden; dort brach er ab. In Meiringen fand er nicht mehr ihren Namen. Sollte sie nicht dort sich aufgehalten, nicht die Reichenbach-Fälle, nicht den Aarfall bei der Handeck besucht haben? — Das war unwahrscheinlich. Er fragte bei den Führern an, die man zu den Bergreisen nimmt, ob nicht einer von ihnen ein junges schönes Fräulein und deren Mutter auf der Oberlands-Tour begleitet und bis nach Meiringen gebracht habe. Keiner konnte ihm genügende Auskunft geben. Sollte sie zum Aarfall und von dort auf die Grimsel und zum Rhonegletscher gegangen sein? Das war möglich! dann mußte sie im Grimselhospiz übernachten, dann fand er seinen Leitstern, ihren Namen, wieder.

Es war ein mühsamer Tagesmarsch durch das wilde Hochgebirg, auf schmalem und steilen Pfad über die rauhen Granitplatten zu klimmen, während tief unten in düsterer, zerklüfteter Felsenschlucht die Aar mit betäubendem Getöse dahin donnert. Der Wanderer gibt sich gern den Eindrücken dieser ernsten, majestätischen Natur, diesem Schauspiel eines ewigen Kampfes ringender Kräfte hin. Und trifft er es so glücklich, daß er bei dem Handeckfall anlangt, wenn die Sonne in dem aufwirbelnden Wasserstaub einen Regenbogen über die grausige

Tiefe spannt: so macht ihm dies liebliche Bild eines höheren Friedens über dem tumultuarischen Chaos rings umher, die Seele still — wenn auch nur auf Augenblicke! denn kein Handeckfall ist so bewegt wie das Menschenherz. Nur hat es den Vorzug, daß es über seiner Unruhe, seinen Kämpfen und seinen Thränen, den schönen Regenbogen des Friedens festhalten kann, weil ihm eine andere Sonne leuchtet, als das Tagesgestirn der irdischen Welt.

Telesphor sah und hörte, dachte und fühlte von dem Allen — nichts. Er mochte sich kaum bei dem Wasserfall aufhalten und trieb den verwunderten Führer, dem eine solche Gleichgültigkeit noch nicht vorgekommen war, zu möglichster Eile an. Nach einem beschwerlichen Marsch von neun Stunden, erreichten sie das Wirthshaus auf der Grimsel, das sogenannte Hospiz. Telesphor fiel über das Fremdenbuch her; — Lisa Rink stand nicht darin.

„Wir müssen sogleich umkehren und den Weg zurückmachen!" rief er dem Führer zu und stand entschlossen auf.

„Nein Herr, das kann nicht sein!" antwortete der Führer gleichmüthig ohne sich von seinem Platz zu erheben und dem Ziegenkäse und hartem Schwarzbrod wacker zusprechend.

„Es muß sein! ich zahle das Trinkgeld doppelt und dreifach!"

„Und zahlten Sie zehnfach — es kann nicht sein! Man kann nicht in der Nacht von der Grimsel nach Meiringen gehen. Der Pfad ist gefährlich im Finstern.“

„So gehe ich allein!“ sagte Telesphor und ergriff seinen Alpenstock.

„Lassen Sie das bleiben, Herr! wenn Sie in die Aar stürzen kommen Sie niemals nach Meiringen zurück, sonst aber gesund und frisch morgen.“

Auch der Wirth unterstützte die Vorstellungen des Führers und als nun gar ein Gewitter aufzog und ein ferner Donner seine Stimme einmischte, mußte sich Telesphor fügen, denn schwere schwarze Wolken ballten sich zusammen und lagerten sich nicht auf der Grimsel, sondern unter ihr, so daß Telesphor, als er vor die Thür hinaustrat, dort stand wie auf einer Klippe, an welcher sich das wogende Meer der Wolken brach. Die Gewitter=Region lag zu seinen Füßen und von unten herauf züngelten die Blitze wie feurige Schlangen nach ihm. Was kümmerte ihn das! .... Wo war Lisi geblieben? .... Hatte Prinz Xaver sie entführt? .... Aber wohin? .... Und war sie denn geneigt sich entführen zu lassen? .... Liebte sie den Prinzen? .... — Auf diesem Felde beweg=ten sich seine Gedanken, wie Marterwerkzeuge, die ihm Herz und Hirn durchbohrten und die er nicht von sich schleudern konnte.

Kaum brach die Dämmerung des nächsten Tages an, so machte er sich auf den Heimweg nach Meiringen. Als er den Ort erreichte und nun überlegte, ob er am Brienzer See nachforschen oder nach Grindelwald, wo er Lisa's Namen zuletzt gesehen hatte, zurückkehren solle, stieß ihn sein Führer an und sagte:

„Aufgeschaut, Herr! da kommt die curiose englische Herrschaft geritten."

„Es sind ja Berner Oberländer," erwiderte er flüchtig aufblickend.

„So wenig wie Sie ein Oberländer sind, Herr! — sie tragen nur die Tracht, weil die junge Frau darin vernarrt ist. Schon vier Wochen sind sie hier und laufen immer so herum."

Es war allerdings ein seltsamer Anblick die Oberländerin in dem schwarzen, rothgesäumten Rock, den weiten weißen Aermeln, dem schwarzen Halskoller mit Silberketten und dem flachen Strohhütchen mit einem Rosenstrauß zu Pferde zu sehen; indessen würde sich Telesphor weder mit Augen noch Gedanken bei ihr aufgehalten haben, wenn sie eine Engländerin gewesen wäre. Das war sie aber nicht, denn je näher sie kam desto heller — oder eigentlich desto dunkler wurde es vor Telesphors Blick. Er blieb wie eingewurzelt stehen. Es war Lisa Rink und der Mann, der neben ihr ritt, in einer braunen

Sammtjacke und einem breiten Strohhut, war Prinz Xaver. Was Telesphor dachte, fühlte, wollte, that — er wußte es nicht! aber als sie heran geritten kam, stand er plötzlich neben ihr, als wolle er ihr Pferd anhalten. Im ersten Augenblick fuhr sie erschreckt zusammen; im zweiten erkannte sie ihn, erhob drohend die Reitgerte, rief erzürnt:

„Fort von meinem Wege!“ — und gab ihrem Pferde einen Schlag mit der Gerte, so daß es sich in Trab setzte. Das Alles geschah blitzschnell. Telesphor trat zurück; er bemerkte nur, daß sich, als sie vorüber waren, Prinz Xaver mit lachender Miene nach ihm umschaute. Alles Blut stürzte zu seinem Herzen und er dachte bei sich selbst: Ah! ich sterbe! — Allein er starb nicht, er sah nur leichenblaß aus und spürte ein Erzittern aller Nerven. Der Führer, der sich inzwischen nach Führerart mit demjenigen unterhalten hatte, der die beiden Reiter begleitete, erschrak als er sich wieder zu Telesphor wendete und sagte:

„Herr, Sie haben sich übermüdet! man sieht es Ihnen an. Sie sind kein Bergsteiger, das merkt man gleich, denn Sie laufen viel zu stark und nehmen sich nicht gehörig Zeit. Das geht nicht auf die Länge. Trinken Sie nur gleich ein Glas Kirschwasser oder zwei; nichts bringt Sie besser auf die Beine .... und sollten Sie etwa morgen zum Rosenlaui=

Gletscher gehen wollen, so stehe ich zu Diensten. Die Tour ist nicht stark. Eben ritt die englische Herrschaft hinauf und kommt heut Abend zurück."

Telesphor sah nichts, hörte nichts, antwortete nichts. Im Gasthof angelangt entließ er den Führer und sank auf seinem Zimmer wie vernichtet in sich selbst zusammen. Sein Gehirn brannte und in seiner Brust tobten Wuth und Beschämung durch einander. Dies Wesen hatte er geliebt .... und wie geliebt! und welche Opfer gebracht! und wie sich erniedrigt! .... Wie in einer Fieberphantasie trat sein ganzes Leben zu einem Bilde zusammengefaßt vor das Auge seines Geistes und zeigte ihm was er früher gewesen — und was er jetzt war. Doch sein Stolz erhob sich gegen das Gefühl der Demüthigung durch eine Lisa Rink aus seiner Bahn geschleudert zu sein. Die Bahn war falsch, sprach er zu sich selbst, darum mußte ich sie verlassen. Das Weib war falsch, welches den Anstoß dazu gab .... darum hat es mich verlassen. Aber was auf Erden ist denn wahr? .... Lügen die Ideale, halten hohe Bestrebungen des Geistes und des Willens nicht Stand und nicht Farbe, löst sich die Liebe in einen krassen Wahn auf: so muß man sich nicht mehr abmühen mit dem falschen Aufflug von Geist und Herz, sondern, curirt von dem idealen

Schwung, der Wirklichkeit des Lebens sich zuwenden und in ihr Befriedigung . . . . oder den Schatten einer Befriedigung suchen. — — Zuweilen loderte ein grimmiger Haß gegen Lisa Rink in ihm auf; er verwünschte und verabscheute sie als ein moralisches Ungeheuer, wie die Welt noch nie ein ähnliches gesehen habe. Er vergaß, daß ein junges Mädchen ohne Religion, ohne Grundsätze, ohne Erziehung, welches urplötzlich durch ein einseitiges Talent aus der Armuth und Dürftigkeit in eine Laufbahn versetzt wird, die wie keine andere Eitelkeit, Gefallsucht und Weltlust weckt, den Gefahren erliegen müsse, die von Innen und Außen sie bestürmten. Er vergaß, daß er sich in thörichter Leidenschaft an sie gedrängt und in blinder Unbesonnenheit mit ihr verlobt habe. Er vergaß, daß er ihr freiwillig gefolgt sei, anstatt ein zweifelhaftes Verhältniß in dem Augenblick aufzulösen, wo Lisa Rink in der Erwartung einer glänzenden Zukunft, die unscheinbare, welche er ihr bieten konnte, sehr leicht aufgegeben hätte. Lisa Rink war kein monstroses Gebilde, das die Hölle zu seinem Verderben ausgespien hatte; sie war nur das Weib, das dem verlockenden Rausch der Jugend, der Welt, der Leidenschaften erliegt, weil es in sich keinen Halt hat: also etwas sehr Armseliges, doch leider nichts Ungewöhnliches. Sie sah sich im Geist mit Prinz

Xaver morganatisch vermählt als Gräfin Soundso. Eine glänzende Zukunft erschien ihr als höchstes Erdenglück: sie wollte es fesseln. —

Was aber sollte Telesphor beginnen, wohin sich wenden, womit die schauerliche Leere ausfüllen, die ihn in seinem Inneren abgründlich angähnte! Er hatte Sinn und Theilnahme für Alles verloren, was nicht Lisi war oder betraf. Die wilden und traurigen Leidenschaften, die unter dem Einfluß einer eifersüchtigen Liebe im Herzen wuchern, verwüsteten ihm alle besseren Gefühle. Er dachte zwar einen Augenblick daran zu Franz Seraph nach Rom zu gehen; — aber auch nur einen Augenblick. Ja! er ist mein Freund! sprach Telesphor zu sich selbst: allein ich bin der Alte nicht mehr! das Band zwischen uns ist gelöst. Ich liebe wie und was er nicht liebt; er glaubt wie und was ich nicht glaube. — In die Residenz zurückzukehren und dort seine Studien fortzusetzen — oder eine andere deutsche Universität zu besuchen, kam ihm nicht in den Sinn. Da fiel ihm plötzlich ein Brief ein, den ihm Rabener an einen Professor der Universität in Zürich gegeben habe. Er war schon in Zürich gewesen, aber auf der Jagd nach Lisa Rink, die keinen Gedanken an Brief und Professor aufkommen ließ. Jetzt war es anders. In Zürich lebten manche deutsche Männer, denen es,

wenn auch aus anderen Gründen, in Deutschland nicht behagte: dahin wollte er gehen!

Bald im dumpfen Hinbrüten, bald in Ausbrüchen wüthender Leidenschaft, bald in unbestimmten Plänen verging die Zeit, verstrich der Tag und die Nacht. Am anderen Morgen verließ er Meiringen, ging über den Brienzer See und den Brünig an den Vierwaldstätter See und von Luzern nach Zürich. Kaum dort angelangt gab er seinen Brief ab. Dann ließ die gewaltige Spannung nach, die überreizten Kräfte brachen zusammen und er verfiel in eine schwere Krankheit, deren betäubendes Fieber ihm das Bewußtsein raubte.

Lisa Rink war äußerst verstimmt über das Zusammentreffen mit Telesphor, denn sein Anblick erinnerte sie an die Beleidigung, die er ihr durch sein schlechtes Lustspiel von Seiten des Publikums zugezogen hatte. Rosenlaui, der schönste aller Schweizer Gletscher, fand keine Gnade vor ihren Augen. Meiringen war langweilig, die ganze Schweiz war langweilig, sie wünschte im raschen Fluge Italien zu sehen und da Prinz Xaver freudig bereit war ihre Wünsche zu erfüllen, so war die Idylle von Meiringen ausgespielt. Lisa schlüpfte wie aus einer Schlangenhaut aus ihrer Oberländertracht heraus, schenkte den ganzen Anzug der Kellnerin ihres Gasthofes und legte wieder ihre modischen Kleider mit

einem Vergnügen an, als sei es ein harter Zwang gewesen, als Berner Bäuerin einher zu gehen: — so unberechenbar sind die Launen, wenn man nach Launen handelt. Was heute eine Lust — ist morgen eine Last. Lisa begab sich nach Interlaken und dort wieder unter den Schutz ihrer Mutter, welche die Idylle von Meiringen nicht mitgespielt hatte, und kündigte ihr die italische Reise an. Frau Rink hatte sich daran gewöhnt nichts weiter zu sein als die Begleiterin ihrer Tochter, in welcher sie eine quasi-Prinzessin verehrte und wagte nur die Bemerkung zu machen, am ersten Oktober sei Lisa's Urlaub abgelaufen und jetzt sei man schon Mitte September.

„Schreibe nur dem Regisseur, ich brauchte Urlaub bis zum ersten November," erwiderte Lisa: „so nah bei Italien zu sein und nicht den Ausflug zu machen, der sich so vielleicht nie wieder darbietet, wäre lächerlich. Je mehr das Publikum nach meinem Erscheinen verlangt, mit desto größerer Begeisterung wird es mich empfangen und desto fleißiger unser Theater besuchen: dies hat der Regisseur dem Director begreiflich zu machen."

Die Reise wurde angetreten, war aber bei Weitem nicht so interessant, wie sie es geträumt hatte. Ohne Sinn für die Schönheit der Natur, ohne Verständniß für die Schöpfungen der Künste, ohne

eine Ahnung von der Geschichte des Landes und Volkes, ohne die Bildung, die in den äußeren Erscheinungen den Charakter und das Wesen sucht und versteht, sah Lisa Rink Italien ungefähr wie einen großen Guckkasten voll unaufhörlichem Wechsel der Bilder an, welcher sie ermüdete — und überall trieb sie zur Eil' an. Endlich kam sie nach Rom.

Wahrscheinlich hätte auch Rom nicht Gnade vor ihren Augen gefunden, denn diese Monumente, diese Gemälde, diese Bildsäulen, diese Ruinen, diese heiligen Stätten, haben sämmtlich die Schattenseite, daß sie nichts und Niemand bewundern, sondern sich nur bewundern lassen; — aber es fiel ihr ein ihrerseits die quasi-Prinzessin zu spielen und einem Künstler ihre Protection angedeihen zu lassen. Sie sagte an Prinz Xaver, ein Verwandter von Graf Alfred Verden, ein Herr von Strahl, der auf der Kunstakademie in der Residenz studirt habe, lebe jetzt als Bildhauer in Rom. Derselbe werde ohne Zweifel eine grenzenlose Freude haben, wenn zwei so große Persönlichkeiten wie Prinz Xaver und Lisa Rink sein Atelier besuchten; — man müsse es ausfindig machen. Dies war bald geschehen. Es lag auf der Höhe des Monte Pincio, in abgeschiedener Stille, bei St. Isidoro, der Kirche und dem Kloster der irländischen Franziskaner. Da lebte Franz Seraph, einsam, unbekannt, ohne Zusammenhang

mit dem Treiben der Welt — äußerlich ein armes Leben, innerlich bewegt, still und groß wie das Meer. Weit und tief gingen seine Gedanken über die Aufgabe, die der Künstler zu lösen hat; weiter, tiefer, höher ging die Aufgabe, die er an sich selbst zu stellen wagte. An diesen ganz für Ideale lebenden Menschen prallte die flittergoldumrauschte Weltlichkeit in der Person von Lisa Rink an.

Er stand in seinem grauen Arbeitskittel in seinem Atelier, das zu ebener Erde lag und in dessen Fenster die Bäume vor St. Isidoro hineinschauten. Er arbeitete eine Büste in Thon aus. Gypsabgüsse und Thonmodelle aller Art, Kreidezeichnungen, Skizzen standen, lagen, hingen, an den grauen Wänden und bildeten nebst dem Arbeitsgeräth, zwei Tischen und zwei Strohstühlen, das Mobiliar dieses Raumes, dessen Fußboden ein Lehmestrich war und dessen Thür unmittelbar auf die Gasse führte. Sie war weit geöffnet, diese Thür, um der erquickenden Luft des Octobers vollen Eingang zu gestatten. Die Gasse war vollkommen menschenleer; keine Stimme, kein Schritt, kein neugieriger Blick störte den stillen Menschen bei seiner stillen Arbeit. Auch das Rollen eines Wagens störte ihn nicht, denn es war zwar etwas Ungewöhnliches in dieser Gegend; allein er wußte, daß es ihn nichts angehe. Ja, als der Wagen vor seiner Thür hielt, beachtete er ihn

noch nicht. Nun aber hörte er eine Männerstimme fragen:

„Hier also wohnt der deutsche Bildhauer?“ und hörte den Lohndiener, der schon vom Wagen gesprungen war um den Schlag zu öffnen, die Frage bejahen. Da trat Franz Seraph unter die Thür und sagte zum Lohndiener:

„Die Fremden wollen wahrscheinlich das Atelier des berühmten deutschen Meisters Achtermann besuchen. Es ist ganz in der Nähe, an der Piazza Barberini, neben der Capuzinerkirche.“

„Zu Ihnen wollen wir, Herr von Strahl, zu Ihnen, unserem speziellen Landsmann!“ rief Lisa Rink; — und Franz Seraph wurde jetzt gewahr, wer im Wagen sitze und ihn mit einem Besuch beehre. Er erkannte sogleich Prinz Xaver und wollte ihn nach Rang und Würden tituliren.

„Nein, nein!“ unterbrach ihn der Prinz, „ich bin im strengsten Incognito hier und heiße Graf Clotar. Wir wollen Ihre Meisterwerke bewundern.“

„Ich muß wiederholen,“ erwiderte Franz Seraph lächelnd, „daß Sie an die unrechte Thür gerathen sind. Meisterwerke finden Sie bei Achtermann. Ich bin nur ein Schüler.“

„Gleichviel! wir wollen nun einmal zu Ihnen,“

sagte Lisa ungeduldig; „ich habe schon entsetzlich viel Meisterwerke in dem Rom gesehen.“

Sie rauschte mit ihrem schleppenden Kleide in's Atelier hinein, wirbelte eine Staubwolke vom Estrich auf, blickte rings umher und rief lachend:

„Köpfe, Arme, Füße, Hände! .... hier sieht's ja aus wie auf einem Schlachtfeld.“

„Es sind eben nur Studien,“ versetzte Franz Seraph.

„Aber wo sind Ihre Marmorarbeiten?“ fragte Lisa.

„In meinem Kopf!“ gab er lächelnd zur Antwort.

„Nun irgendetwas werden Sie denn doch gearbeitet haben?“

„Das schon! nur nichts in Marmor ausgeführt.“

Er stellte verschiedene Gypsabgüsse auf: einen Johannes den Täufer als Kind; eine büßende Magdalene; ein Basrelief nach der geheimen Offenbarung, den Engel darstellend, der die Schaale des Zorns Gottes über den Erdkreis ausgießt, mit den vier Reitern; einen Knaben Isaak mit dem Holz zu seinem eigenen Schlachtopfer beladen; einen Cain neben der Leiche Abels.

„Das ist ja Alles schrecklich ernst,“ sagte Lisa, die gar nicht verstand was sie sah und gar nicht wußte, was sie sagen sollte.

„Aber schön, sehr schön .... ausgezeichnet schön," sagte Prinz Xaver, der es auch nicht wußte und doch höflich sein wollte.

„Sehen Sie doch die vier Pferde, Graf! ... sie haben gar keine Aehnlichkeit mit Morningstar," bemerkte Lisa.

„Der Krieg, die Hungersnoth, die Pest und der Tod halten auch nicht ihr Rennen auf dem Turf; deshalb brauchen sie andere, als englische Vollblut-Pferde," versetzte Franz Seraph ernsthaft, doch innerlich sehr belustigt.

„Richtig!" sagte Lisa mit Ueberzeugung und ihre Augen schweiften umher. Plötzlich rief sie: „Ah! dort werde ich einen Frauenkopf gewahr .... einen schönen! wer ist das dort mit dem Diadem?"

„Melpomene," antwortete Franz Seraph.

„Wie heißt sie auf deutsch! ich verstehe nicht die fremden Sprachen!" rief sie unmuthig.

„Die tragische Muse," entgegnete er.

„Ach so! die tragische Muse! ... man hat auch mich schon eine Muse genannt; ... aber eine heitere."

„Hier ist ein schöner, lebendiger Frauenkopf!" unterbrach Prinz Xaver: „und sprechend ähnlich, vortrefflich aufgefaßt."

Er stand vor der Büste an welcher Franz Seraph gearbeitet hatte. Lisa trat heran und fragte:

„Wer ist es?“

„Eine Cousine von Herr von Strahl, Gräfin Lauingen,“ erwiderte der Prinz.

„Ist sie hier?“ fragte sie weiter.

„O nein! sie ist in der Heimat,“ sagte Franz Seraph.

„Ein Meisterwerk!“ betheuerte der Prinz: „dieser Kopf in Marmor ausgeführt, wird Sie berühmt machen. Sie müssen sich ganz auf Büsten verlegen .... auf das Porträt.“

„Und wie merkwürdig ein solches Porträt aus der Erinnerung zu machen!“ sagte Lisa.

„Das ist nicht merkwürdig, denn ich bin mit meiner Cousine aufgewachsen,“ erwiderte Franz Seraph.

„Ich habe einen herrlichen Einfall,“ rief Lisa plötzlich: „Sie müssen es sich nicht nehmen lassen, Graf, den Künstler Ihrer Heimat berühmt zu machen. Er muß Ihre Büste anfertigen.“

„Ich antworte Nein und Ja!“ versetzte der Prinz: „ich will ihm zur Berühmtheit verhelfen .... doch nicht durch meine Büste, sondern durch die Ihre.“

„O herrlich!“ rief Lisa jubelnd: „eine Marmorbüste wird von mir gemacht! das ist etwas Besonderes ... etwas Ungewöhnliches! o das freut mich über alle Maßen.“

Heimlich freute sie sich auch darüber, daß ihr Vorschlag den Ausgang genommen, den sie gehofft hatte.

„Wann können Sie die Arbeit beginnen, Herr von Strahl?" fragte Prinz Xaver.

„Zu jeder Stunde, Herr Graf."

„So bitte ich fangen Sie gleich an."

„Um's Himmelswillen nicht!" rief Lisa, „ich habe ja einen Hut auf!"

„Nun, der ist leicht abgenommen!"

„Aber mein Haar ist nicht für eine solche Sitzung geordnet! ich muß gründlich ausstudiren, welche Haartracht der Büste am günstigsten ist. Das fordert Ueberlegung, denn eine Marmorbüste hat etwas von einem Monument: sie dauert .... und wenn sie unsterblich macht, so ist sie auch unsterblich."

Sie wurde ganz begeistert, denn es galt ihre eigene Verherrlichung und sie, Lisa Rink, machte den deutschen Bildhauer bekannt und berühmt, sie die gefeierte Künstlerin, neben welcher eine Gräfin Lauingen und alle Gräfinnen Europa's in ihr Nichts zu verschwinden hatten.

„Jetzt bin ich froh über die Reise nach Rom," setzte sie hinzu: „es lohnt sich die Langweile, die ich bisher bei dem ewigen Besehen von Merkwürdigkeiten ausgestanden habe. Es schickt sich nicht dies zu

sagen; man soll in Rom im dritten Himmel schweben .... aber ich spreche wie mir der Schnabel gewachsen ist — und langweile ich mich, so mache ich kein Hehl daraus."

Beglückt fuhr sie mit Prinz Xaver von dannen und ließ Franz Seraph starr vor Erstaunen zurück, daß dies rohe, geist- und seelenlose Wesen in so unseliger Weise in Telesphors Leben habe eingreifen können. Völlig zu erklären war es nicht, weil die Schwäche und Thorheit des menschlichen Herzens sich gerade in seinen Liebesaffecten nur zu häufig zum Gipfel der Verkehrtheit erschwingt. Einige Erklärung mag der Umstand geben, daß Telesphors Leidenschaft entbrannte, als Lisa Rink blutjung, arm, eingezogen und arbeitsam war; daß seine leidenschaftliche Verblendung ihn hoffen ließ, dies schöne verlassene Geschöpf werde sich unter dem Druck der äussern Verhältnisse und unter dem belebenden Einfluß seiner Liebe zu einem großen innern Reichthum erheben und entfalten; und daß er zu fest von seiner Verblendung umstrickt war, um die Idee fahren zu lassen, die er sich von Lisa Rink gemacht hatte, als die veränderten Verhältnisse ihr die geringen guten Eigenschaften abstreiften, welche die Umstände, nicht Charakter, Tugend und Grundsätze, ihr gegeben hatten. — So wenigstens legte Franz Seraph sich dies Räthsel aus. Er dankte Gott, der die Kette ge-

sprengt hatte, an welcher Lisa Rink Telesphor mit sich schleppte und da seine Mutter ihm geschrieben hatte, Telesphor sei nach dem Tode seines Vaters ein paar Monate in X. gewesen: so hoffte er, der Freund werde sich ermannen, sammeln und, gedemüthigt durch bittere Erfahrung, sein allzukühnes Selbstvertrauen aufgeben, um wachsamer und ruhiger denn zuvor seiner neuen Laufbahn sich zu widmen. Ja, er wagte sogar zu hoffen, der Abgefallene von „der ersten Liebe" könne sich ihr wieder zuwenden, da ihm die Erkenntniß geworden, daß sie auch die beste Liebe sei. — Und jetzt kam dies Irrlicht von Telesphors Weg auf seinen Weg! Seltsame Fügung! Doch nicht lockend erschien es ihm. Er hatte Ideale, an welche eine Lisa Rink nicht reichte. Einsam und frei: so wollte er sein Herz haben und behalten. Er arbeitete bis die Sonne sank; dann ging er durch die Vignen vor der Porta Pia in die Campagna hinaus.

Lisa Rink erschien am anderen Morgen ohne Hut und mit einer Haartracht, die sich vortrefflich für die Sculptur eignete.

„Nicht wahr, ich habe es gut getroffen?" sagte sie und stellte sich vor Franz Seraph hin: „ich hatte förmlich eine Inspiration, als ich mir die einfache Epheuranke genau so, wie sie jetzt liegt, um das Haar schlang."

„Es war eine ganz künstlerische Inspiration," sagte Franz Seraph beifällig: „es ist eine leichte Zierde, kein schwerfälliger Schmuck des Haares."

Aeußerst gespannt nahm Lisa ihren Platz ein und fragte, wann die Büste fertig sein werde.

„Es geht nicht so schnell mit einer Marmorbüste wie mit einer Photographie," sagte Franz Seraph lachend: „es können Monate darüber hingehen."

„Monate! aber ich bleibe ja nur einige Wochen hier!" rief Lisa.

„Die Hauptsache ist, daß das Modell treu und ähnlich werde — und das kann bis zu Ihrer Abreise geschehen sein. Nöthigenfalls würden Sie auch wohl acht Tage länger bleiben können."

„Das wäre schwer," entgegnete Lisa.

„Unmöglich," setzte Frau Rink hinzu, die ihre Tochter begleitete.

„Das nicht .... wenn ich es wollte," erwiderte Lisa: „aber ich will es nicht. Ich fange an mich nach der Ausübung meiner Kunst zu sehnen. Das werden Sie begreifen, Herr von Strahl."

„Vollkommen, mein Fräulein. Ein unthätiges Leben ist auf die Dauer ein unerträgliches Leben."

„Ihre Thätigkeit kann ich mir freilich nicht reizend vorstellen, immer ganz allein in diesem unbehaglichen Raum vor einem braunen Thonklumpen zu stehen und ihn zu formen."

„Es kommt darauf an was man formt, welche Gestalt, welcher Gedanke sich aus dem plumpen Thon herauswindet, wie der Schmetterling aus der unförmlichen Chrysalide. Zuweilen, ja sogar recht oft, ist es freilich eine mühsame Arbeit. Aber das Leben selbst ist eine mühsame Arbeit, und da die Ausübung einer Kunst nur ein Zweiglein an dem tausendästigen Baum des Lebens ist: so hat der Künstler seinen reichlichen Antheil an dem allgemeinen Arbeitsgesetz."

„Sind Sie ein Communist?" fragte Lisa und sah ihn mit großen Augen an.

„Wie kommen Sie auf den Gedanken?" rief er lachend.

„Weil Sie von einem allgemeinen Arbeitsgesetz sprechen .... und weil ich gehört habe, die Communisten verlangten für alle Menschen Arbeit unter Controlle und einen Lohn, welcher der Arbeit eines Jeden entspreche."

„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein, ich bin kein Communist in diesem Sinn. Allein ich gestehe, daß mir die arme verschrobene Sekte der Communisten sehr leid thut, weil sie den göttlichen Willen und das göttliche Gesetz irdisch-beschränkt auffassen und verwirklichen will. Gott der Herr hat dem sündigen Menschen die Last der Arbeit auf den Nacken gelegt, damit derselbe unter dem beständigen Druck sich läutere, wie das Wasser des

Quelles klar wird, indem es sich durch und über Steine ringt und drängt; und hat der Mensch unter der Controlle eines allsehenden Auges seine Arbeit vollbracht, so empfängt er am Feierabend den entsprechenden Lohn."

„Was nennen Sie den Feierabend?" fragte Lisa, die von Franz Seraphs Worten immer nur das letzte beachtete, ohne es zu verstehen.

„Das ewige Leben," sagte er ruhig.

„O das liegt für mich in weiter Ferne! ich habe noch gar viel Zeit bis ich dahin komme! wir wollen von anderen Dingen reden. Mögen Sie lieber Männer- oder Frauenköpfe modelliren?"

„Je nachdem sie sind, mein Fräulein."

„Ich finde Frauenköpfe viel schöner, Herr von Strahl."

„Mit diesem Geschmack sind Sie in Ihrem Recht, mein Fräulein, denn man sagt: das schöne Geschlecht."

„Finden Sie die Bezeichnung: das starke Geschlecht — ebenso richtig für das Ihrige?"

„Nicht immer."

„Ich auch nicht! denn wer wirklich stark ist, müßte allzeit stark sein, wie die Schönheit immer schön ist."

„Schönheit ist eine Naturgabe, unabhängig von dem Willen dessen, der sie besitzt. Stärke ist eine Tugend, die mit unserem Willen zusammenhängt.

Auch ein starker Wille kann gebeugt werden und das Himmlische verleugnen — wie einst Petrus den Herrn verleugnete, hernach aber doch hinging und sich kreuzigen ließ .... drüben auf dem Janiculus."

„Ist das wirklich wahr?" fragte sie spöttisch.

„Es ist der auf uralter Tradition beruhende Glaube der Kirche; — ein Dogma ist es nicht."

Merkwürdig! dachte Lisa bei sich selbst: jedes Gespräch, das ich mit ihm anknüpfe, nimmt eine langweilig ernsthafte Wendung! nicht ein Wort der Bewunderung hat er mir gesagt.

„Mir ist meine Kunst die liebste von Allen!" fing sie wieder an: „Sie, Herr von Strahl, können nur den einzelnen Kunstfreund und Kunstkenner begeistern, der Ihr Atelier besucht; — ich elektrisire ein Publikum von Tausenden. Finden Sie das nicht beneidenswerth?"

„Der Bühnenkünstler übt eine vergängliche Kunst; ihr entspricht der Beifall, den sie hervorruft. Er ist rauschend .... berauscht .... und rauscht vorüber. Ich kann mir Höheres denken."

„Da bin ich doch gespannt!"

„Als der alte Giotto" .... —

„Giotto? war das ein Schauspieler?"

„Nein! er war ein florentinischer Maler aus dem vierzehnten Jahrhundert und einer der Begründer der heiligen, der kirchlichen Malerei. Als er seine Mutter Gottes mit dem Jesukinde vollendet

hatte, strömte das Volk von Florenz in seine Werkstatt, um verehrend zu bewundern — und begleitete dann das erhabene Bild in feierlicher Prozession zur Kirche Sta. Maria dei Fiori, wo es den Platz erhielt, den es bis zu dieser Stunde einnimmt. Wird es viel bewundert, so wird noch mehr davor gebetet; — und diese Macht der Kunst, fremde Seelen in heilige Stimmung zu versetzen, in gläubige Andacht zu versenken, sie für ein paar Augenblicke vom irdischen Treiben abzulösen — ist ein Zeugniß, daß etwas Himmlisches in ihr ist, etwas das von Gott kommt, also auch auf ihn hinweist und zu ihm zurückführt. Durch eine solche Macht einen solchen Einfluß zu üben — erscheint Ihnen das nicht wünschenswerther, als der Applaus einer stumpfsinnig schaulustigen Menge zwischen dem Bühnenkram von buntangestrichenem Pappdeckel, Oellampen und Flittergold?"

„Durchaus nicht! . . . . denn was hat der Künstler davon?"

„Er hat das Bewußtsein, zur Ehre Gottes gearbeitet zu haben."

„Aber, Herr von Strahl!" rief Lisa, hellauf lachend, „ich kann doch unmöglich zur Ehre Gottes meine Rolle spielen!"

„Ganz recht! Sie können es nicht. Und eben deshalb finde ich Ihren Beruf durchaus nicht be-

neidenswerth, möge er in allen fünf Welttheilen Beifall rauschendster Art finden."

„Nun, ich sehe zur Genüge, daß Sie sich Höheres denken können, Herr von Strahl. Für mich ist es viel zu hoch," sagte Lisa unmuthig.

„O bitte bitte! nur keine Bewegung der Lippe, welche den feinen Schnitt des Mundes stört!" rief Franz Seraph.

Und dies eine Wort versöhnte Lisa's kindisch aufgeregte Eitelkeit. Franz Seraph hob die Sitzung bald auf und Lisa sagte:

„Künftig werde ich den Prinzen bitten, mich zu begleiten. Ihre ernste Unterhaltung, Herr von Strahl, gibt meinem Gesicht, fürchte ich, einen Ausdruck, der nicht für mich paßt, und der meine Büste unkenntlich machen würde . . . . was mir sehr leid wäre."

„Und mir nicht minder!" betheuerte Franz Seraph. „Es soll mich herzlich freuen, wenn Sie für Ihre bessere Unterhaltung selbst sorgen wollen."

„Hu! das ist aber eine langweilige Geschichte mit diesem Mann des Marmors!" sagte Lisa im Wagen zu ihrer Mutter, und wickelte sich schauernd in sich selbst zusammen: „ich bin der Sache schon ganz überdrüssig."

„Gedulde Dich etwas, Lisi, und bedenke was das ist, daß der Prinz in Rom Deine Marmorbüste machen läßt: es ist eine große Auszeichnung," sagte Frau Rink mit wichtiger Miene: „Marmorbilder hat man ge-

wöhnlich nur von hohen und höchsten, und von den allerberühmtesten Personen. Sieh' was Du bist!" —

Zu der nächsten Sitzung erschien Lisa mit einem ganzen Schwarm von Männern. Prinz Xaver hatte einige Engländer, die er früher schon kannte, in Rom getroffen, noch Andere durch sie kennen gelernt und diese bildeten nun mit ihm Lisa's Begleitung und boten ihr eine Unterhaltung, die nach ihrem Geschmack war. Einer dieser Herrn, ein reicher Edelmann aus Shropshire, fühlte sich unaussprechlich beglückt und geehrt, zur Gesellschaft eines Prinzen und einer Künstlerin zu gehören. Er glaubte sich dieser Auszeichnung würdig zeigen zu müssen und beauftragte Franz Seraph, den Johannes den Täufer als Kind in Marmor für ihn auszuführen. Sei er mit der Ausführung zufrieden, so wünsche er als Seitenstück auch einen Christus als Kind zu besitzen. Franz Seraph hatte große Freude über diese Aufträge und Lisa jubelte:

„Sehen Sie wie ich Ihnen Glück bringe."

Franz Seraph verbeugte sich schweigend und als einer der Engländer sagte:

„Das thut die Feenkönigin immer und überall!" — meinte Lisa im Stillen, diese Aeußerung hätte sich für Franz Seraph geziemt. Es war ihr unerträglich, ihn stets in seiner gleichmäßigen Ruhe zu sehen und die Ueberzeugung gewinnen zu müssen, daß sie ihn nie und nimmer darin stören werde.

Die Sitzungen gingen regelmäßig fort. Das Modell war vollendet und sehr gelungen. Sämmtliche Herren wünschten einen Gypsabguß zu haben. Prinz Xaver wollte dies aber erst nach Vollendung der Marmorbüste gestatten und nicht schon zuvor Copien des schönen Kunstwerks bekannt werden lassen. Die Engländer fanden das sehr grausam; Lisa sprach für sie; — genug es war ein Tumult, ein Lärm von leerem Geschwätz, ein Aufwand von sinnlosen Worten zwischen diesen stillen grauen Wänden, daß Franz Seraph kaum seine einsame Werkstatt erkannte, in welche das öde falsche Treiben der Welt auf einmal eingedrungen war. Aber er betrachtete es mit sinnendem Blick über die unsägliche Verkehrtheit, die den Schatten des Todes nachjagt und vom Licht des Lebens sich wegwendet — und es glitt spurlos an ihm vorüber, wie ein Wolkenzug am blauen Himmel. Einst hatten ihn die Gefährten Achilles den unverwundbaren und den gehörnten Siegfried genannt; jetzt nannte ihn Prinz Xaver, nach vergeblichen Versuchen ihn in seinen Kreis zu ziehen, den Einsiedler von St. Isidoro und behauptete, es müsse Geheimnisse um dies Atelier herum geben, die sich für einen Roman eigneten. Franz Seraph lächelte und sagte nicht Ja und nicht Nein; denn sein Geheimniß hatte er. Nur war es nicht im Romanstyl des Prinzen.